



Bill's Book

HVEDHOLM  
BIBLIOTHEK

*BNECI*





Neue

**Reise = Beschreibung**

nach

**Ost = Indien/**

**Darinnen die Insul Bourbon  
oder Madagascar, Suratte, die Küste  
von Malabar; Calicut, ingleichen:  
Hanor und Goa ic. ausführlich  
dargestellet werden.**

Beschrieben

von

**Monfr. DELLON,**

der Arzney Doctorn, Autorem  
der Inquisition von Goa.

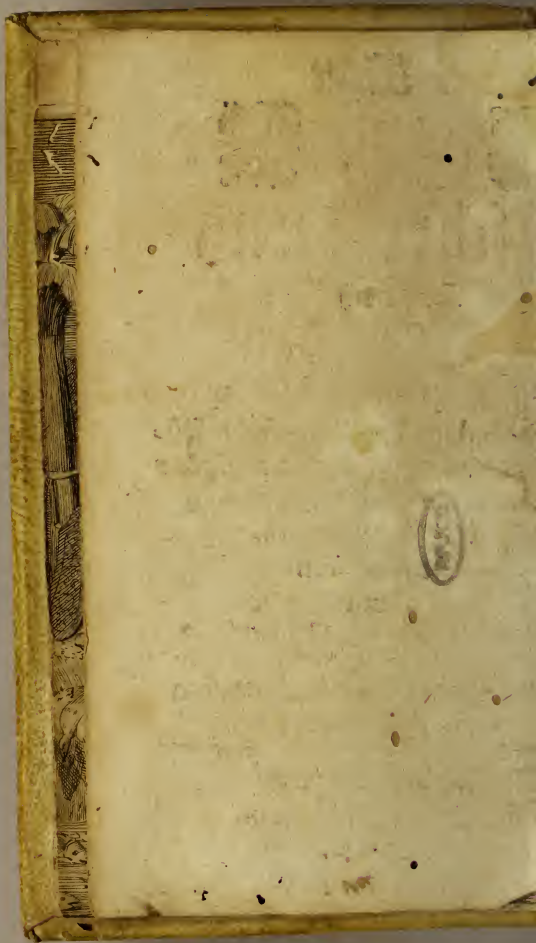
---

**DRESDEN**

**Ben Johann Jacob Wincklern/**

1700.

*M.L.*





## Vorrede.

**I**n plötzlicher Zufall  
nöthigte mich / über  
Hals und Kopff / zu einer  
Zeit / da ich es mich am  
wenigsten versah / aus  
Indien zu begeben / wo-  
durch ich denn / noch meh-  
rere / so wohl nützliche als  
annehmliche Anmerckun-  
gen zu Papier zu bringen /

A 2 . . . ver

verhindert wurde. Als ich  
wieder von dar zurücke ge-  
langet/trug ich gegenwär-  
tige Relation, bloß die  
Curiosität einiger mei-  
ner guten Freunde zu ver-  
gnügen/zusammen/ und  
liesse mich erst nach langer  
Zeit darzu bereden/ solche  
in Druck heraus zu geben.

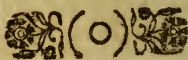
Darinne werden nun  
die jenigen/ so sich solches  
zu lesen die Mühe neh-  
men/vielleicht das/ so sie  
ver-

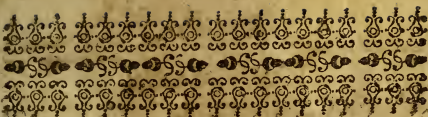


verhoffet / nicht antreffen;  
 Ich kan aber versichern /  
 daß nichts in solcher zu be-  
 finden / so nicht die pure /  
 lautere Wahrheit sey / im-  
 massen ich nichts / so sich  
 nur auf hören sagen grün-  
 det / sondern das jenige / so  
 ich Zeit meiner Zehen-jäh-  
 rigen Reise mit meinen  
 Augen gesehen / hinein ge-  
 setzet. Der Kürze habe  
 ich mich nach Möglich-  
 keit beflissen / und desto we-

Vorrede.

gen die auf den Reisen zu  
Handen stossende Bege-  
benheiten / als durch wel-  
che ein Buch zwar gröf-  
ser / aber auch verdrüsslich  
zu lesen wird / hinweg  
gelassen.





# Register

Derer in dieser Reise = Beschrei-  
bung befindlichen Capitel/ und wo-  
von ein jedes handelt.

Erster Theil.

Das 1. Capitel.

Ze Abreise aus Frankreich.

p. 1

Das 2. Capitel.

Von Capo Verde, oder dem grü-  
nen Vorgebürge.

6

Das 3. Capitel.

Von der Insul Bourbon oder Ma-  
scareigne.

14

Das 4. Capitel.

Von denen Schild-Kröten/ auch  
einigen andern Thieren.

21

Das 5. Capitel.

Von der Insul Madagascar.

27

Das

Register.

---

Das 6. Capitel	
Von der Handlung.	31
Das 7. Capitel.	
Von denen Einwohnern zu Ma- dagascar.	33
Das 8. Capitel.	
Von der Religion.	41
Das 9. Capitel.	
Von denen Gasterenen.	46
Das 10. Capitel:	
Von denen Heuschrecken/ Croco- dilen und Chamæleons.	49
Das 11. Capitel.	
Von der Reise nach Galamboule.	55
Das 12. Capitel.	
Von dem Meerbusen Antongil.	61
Das 13. Capitel.	
Die Abreise von Madagascar nach Indien.	67
Das 14. Capitel.	
Von Suratte.	74
Das 15. Capitel.	
Fortsetzung des vorigen.	81
Das	

Register.

Das 16. Capitel.

Von den unterschiedlichen Religionen. 87

Das 17. Capitel.

Wie sich die Indianischen Weiber mit den Leichen ihrer verstorbenen Männer lebendig verbrennen. 97

Das 18. Capitel.

Von den Tempeln und Kirchen der Indianer. 108

Das 19. und 20. Capitel.

Die Abreise von Suratte nach Malabar. 117. 122

Das 21. Capitel.

Von Malabar. 128

Das 22. Capitel.

Von der Jacca und der Manga. 137

Das 23. Capitel.

Vom Pfeffer/ Cardamomen/ Canel oder Zimmet-Rinde / und dem Kraut Bethel. 140

Das

## Register.

Das 24. 25. 26. 27. Capitel.	
Von allerhand Thieren	150. seq.
Das 28. Capitel.	
Von dem Malabarischen Volck und ihren Gebräuchen.	190
Das 29. Capitel.	
Von denen Nahern.	196
Das 30. 31. 32. Capitel.	
Von ihren Gewohnheiten und Ge- bräuchen.	201
Das 33. Capitel.	
Von ihren Kleidungen.	219
Das 34. Capitel.	
Von dem Reichthum ihrer Pago- den.	223
Das 35. Capitel.	
Von denen Bogen.	228
Das 36. Capitel.	
Von ihren Waffen.	231
Das 37. Capitel.	
Von denen Mahometanern.	235
Das 38. Capitel.	
Die Einführung der Colonie zu Tilcery.	240
	Das

## Register.

Das 39. Capitel.

Die Abreise von Baliepatan. 245

Das 40. Capitel.

Des Herrn Flacour Reise nach  
Dem Samorin. 252

Das 41. Capitel.

Neue Unruhe zu Tilcery. 256

Das 42. Capitel.

Unterschiedlicher Schiffe Ankunfft.  
260

Das 43. Capitel.

Die Abreise von Tilcery. 263

Anderer Theil.

Das 1. Capitel.

Die Reise nach Tanor. 272

Das 2. Capitel.

Von Calicut. 277

Das 3. Capitel.

Von Tanor. 284

Das 4. Capitel.

Die Abreise von Tanor. 287

Das 5. Capitel.

Die Reise nach Baliepatan. 291

Das

## Register.

Das 6. Capitel.	
Des Herrn de Flacour Wiederkunfft.	295
Das 7. Capitel.	
Der Auffbruch von Tilcery.	299
Das 8. Capitel.	
Die Abreise von Mangalor.	308
Das 9. Capitel.	
Die Ankunfft zu Goa.	311
Das 10. Capitel.	
Von Goa.	316
Das 11. Capitel.	
Von denen Einwohnern zu Goa.	324
Das 12. Capitel.	
Von unsern Auffenthalt zu Goa.	332
Das 13. Capitel.	
Von der Abreise aus Goa.	334
Das 14. Capitel.	
Die Ankunfft des Schiffes Saint E- sprit, oder des heiligen Geistes.	339
Das 15. Capitel.	
Des Herrn Blot Absterben.	343
Das 16. Capitel.	
Von Gameron und Ornius.	350
Das 17. Capitel.	
Der Auffbruch von Gameron.	356
Das	



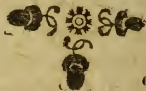
## Register

Das 18. Capitel.	
Die Abreise von Suratte.	363
Das 19. Capitel.	
Von des Autoris Auffenthalt zu Da-	
man.	368
Das 20. Capitel.	
Von Trapor.	372
Das 21. Capitel.	
Von des Aut. Rückkunft nach Da-	
man.	378
Das 22. Capitel.	
Die Abreise von Daman.	381
Das 23. Capitel.	
Die Abreise aus Goa.	386
Das 24. Capitel.	
Des Autoris Ankunfft in Brasilien.	393
Das 25. 26. Capitel.	
Mehrere Nachricht von Brasilien	
und deren Einwohnern.	396
Das 27. Capitel.	
Vonder Stadt und dem Hafen.	406
Das 28. Capitel.	
Von den Landes-Sitten.	410
	Das

## Regiſter

---

Das 29. Capitel.	
Die Abreiſe aus Braſilien.	414
Das 30. Capitel.	
Fortſetzung unſerer Reiſe / und die Ankunfft zu Liſſabon.	421
Das 31. Capitel.	
Von dem Hafen zu Liſſabon.	424
Das 32. Capitel.	
Von Liſſabon.	429
Das letzte Capitel.	
Von des Aut. Abreiſe aus Liſſabon, und Rückkehr in Franckreich.	432
Ein Tractat, von denen in Orientali- ſchen Ländern und unter Weges ſich ereignenden Kranckheiten/ und denen darzu dienlichen Arz- ney-Mitteln.	435. biß 487





Erzählung  
Einer Reise in Ost-Indien.  
Das Erste Theil.  
Das erste Capitel.  
Die Abreise aus Frankreich.

**D**ie Neugierigkeit ist allen Menschen angebohren / jedoch ist die Jugend viel begieriger / sich hierinnen ein Vergnügen zu schaffen / als die jenigen / denen durch die Jahre die erste Hitze vergangen.

Ich habe von Kindes Beinen an Lust zum Reisen gehabt / daher ich denn / nachdem ich mein Studiren zu Ende gebracht / von Paris wegreisete / ohne daß ich ein gewisses Absehen gehabt hätte wohin / sondern es war mir gnug / daß

A

ich

ich aus Franckreich weg / und mich unter frembden Nationen umsehen / und deren Weise und Lebens-Arth erkundigen und begreifen wolte. Kam also im Jahr 1667. nach Port Louis, und weil die Königliche Compagnie gleich damahls ihre Schiffe ausrüstete / begab sich mich in ihre Dienste auff das Schiff / so den Nahmen Force führete / von ohngefehr 400. Tonnen / und von dem Herrn Marchand commandiret wurde.

Dieser lieff den 20. Martii 1668. in Gesellschaft des Schiffes Aigle d'or oder der güldne Adler genant / unter Lösung der Canonen / so wohl auff unserm Schiffe / als der Bestung / aus dem Hafen / der Wind aber legte sich stracks Anfangs / also / daß wir unter der Insul Groy, so zwey Meilen vom festen Lande ist / Ancker werffen musten / daselbst wir denn bis auff den Morgen liegen blie-

blieben / biß ein Wind von Nord-West  
in die Seegel kam/vermittelst dessen wir  
auff die hohe See geriethen. So bald  
empfunden die jenigen / die noch niche  
auff diesem Element gewesen / die ge-  
wöhnlichen Ungelegenheiten/ wie denn  
ich/ sowohl als die andern / mein Theil  
davon fühlen mußte / iedoch endlich mit  
der Zeit diese Beschwerligkeit gewohne-  
te. Biß auf den 28. bekamen wir nichts  
anders/ als den Himmel und das Meer  
zu Gesichte / auffer daß unsere Schild-  
wacht vier Seegel/ die nicht weit hinter  
uns waren/uns entdeckete. Weil nun  
damals zwischen Franckreich und Spa-  
nien Krieg war/besorgten wir/es wären  
Feinde / und unser Capitain ließ alles  
zum Schlagen fertig machen; da in-  
zwischen der güldne Adler / so viel besser  
als das unsere besegelt war / den Wind  
in die Seegel bekam / und die jenigen/  
die wir gesehen/einholete / von dem er-

fuhren wir / daß es Französische Schiffe waren / welche nach Terre neuve giengen / und darauff nahmen wir unsern Strich weiter. Des andern Tages sehte uns ein Sturm / so 18. Stunden währete / hefftig zu / und kaum waren wir dieser Gefahr entgangen / als eine viel grössere uns den Untergang dräute: Denn unser Schiff wurde leck / und trug viel Wasser hinein / daß auch zween Pompen / solches auszuschöpfen / nicht gnuglam seyn wolten. Unsere Leute waren schon von der Arbeit ermüdet / und mit den Officirern auff dem schwarzen Adler / welchen man dieses zu erkennen gegeben / schon eins / daß man wieder nach Franckreich umkehren müste. Allein / als man genauer nachgesehen / war man glücklicher / als das erste mahl / und fande den Riß / wodurch das Wasser eingetrungen / welchen man denn sofort verstopffete / und sehr froh war.

war / daß man dergestalt der Gefahr entgangen. Mit anbrechendem Tage wurde man ein grosses Schiff gewahr / der Adler nahete sich ihm auff einen Canon-Schuß / und that einen Schuß nach solchem / umb es zum Streichen zu zwingen. Als es aber schwer daran wolte / steckte man die weisse Flagge auff / da es denn bald seine Gebühr beobachtete. Dieses war ein Schiff von der zu Dieppe auffgerichteten Compagnie, welches nach Senegal seegelte / umb Elephanten-Zähne / Strauß-Federn und Gold-Sand dahin zubringen. Der Capitain, Namens le Moyne, folgete uns etliche Tage / blieb aber am Munde des Flusses Niger liegen / und wir seegelten inzwischen immer fort / nach Capo Verde, daselbst wir auch den letzten Tag Aprilis anlangeren.

## Das andere Capitel.

Von Capo Verde, oder dem grünen Vorgebürge.

**D**ieses ist ein Ort in Africa, unter dem vierzehenden Grad der Aequinoctial-Linie / Nord-werts / gelegen. Es ist daselbst eine Baye oder Meer-Busen / da die Schiffe von allen Winden können getroffen werden / und man wird auch hier nicht leicht sehen / daß jemand unter Wall / oder in Sicherheit zu kommen trachten werde. So ist auch die Anlandung vor die Chaloupen sehr gefährlich / und alle diejenigen / so denen hier entstehenden grausamen Stürmen sich widersetzen wollen / sind zu Schaden kommen. Die Hellenländer bewohnten damahls nahe bey dem festen Lande eine kleine Insel / welche Zeither so viel Herren gehabt / als viel Nationes sich dann und wann an sie



LES ÎLES DU CAP-VERDE



6  
2  
C  
q  
g  
m  
d  
e  
le  
m  
sa  
le  
la  
di  
m  
v

sie gemacht; Und auch diese besitzen sie  
aniso nur darumb noch / weil Zeither  
niemand sie ihnen streitig gemacher.  
Sie ist rauh und ungeschlacht / und wer  
sich da auffhalten will / muß seinen Un-  
terhalt vom festen Lande suchen. Die  
Völcker auff diesem grünen Vorgebür-  
ge sind viel wilder und grausamer / als  
die andern Africaner. Das Manns-  
und Weibs-Volck ist eines so heßlich /  
als das andere. Die ich gesehen / tru-  
gen ihre Kinder auff dem Rücken / und  
reicheten ihnen die Brüste über die Ach-  
sel zum Trincken. Sie jagen gerne /  
und sind so wenig keusch / als schön / auch  
schämen sie sich gar nicht / denen fremden  
vor allen Leute unkeusche Dinge zuzu-  
müthen. Ob schon die Africaner ei-  
nige Erkänntniß der Mahometani-  
schen Religion haben / so bedienen sie sich  
doch vieler abergläubischen Ceremo-  
nien, welche in dem Alcoran gar nicht

gelehret werden. Sie begegnen denen/ so das Glücke in ihr Land führet/ noch ziemlich wohl/ aber der Diebstahl ist so gemeine unter ihnen/ daß man sich wohl vor ihnen vorzusehen hat. Das Jagen bringet ihnen Lebens-Mittel gnug zu wege/ und an statt des gemeinen Brodes brauchen sie Hiersche/ weil des Reises und andern Kornes viel weniger bey ihnen gebauet wird. Ich will mich hier nicht auffhalten/ ihre Lebens-Arth zu beschreiben/ weil solches vor mir schon ihrer viel gethan. Und habe ich/ wenn ich es auffrichtig bekennen soll/ davon eben so genaue Nachricht nicht/ weil ich mich bey ihnen nicht länger auffgehalten/ als die Zeit erfordert/ einige Erfrischungen einzunehmen. Wir lichteten die Ancker den 12. Maji, und weil der Wind gut war/ hatten wir keine andere Ungelegenheit/ als manchmahl ein wenig Wind-Stille/ bey welcher unsere

Ar-

Arbeit war/eine Art Fische/ Requiem,  
von den Portugiesen aber Tuberon  
genannt/iedoch zu keinem Ende/als daß  
wir was todt zu schlagen hatten/ zu fan-  
gen. Denn es ist ein Fisch/der hart und  
unverdaulich ist/ und ist manchmahl so  
groß/daß er einen Menschen verschlu-  
cken kan/und pflegt man ihrer nicht/als  
zur höchsten Noth/ zu geniessen. Das  
Weiblein trägt Junge/ und hat keinen  
Kagen/ ich habe auch in ihren Leibe  
manchmahl ihrer bis zwölffe/ andert-  
halb Schuch lang/ gefunden/ und diese  
sind viel besser/ als die alten. Man fän-  
get auch zwischen denen beyden Tro-  
picis eine Arth Fische/ so die Portugie-  
sen Bonites nennen/ welches gewiß ei-  
ne von den delicatesten Speisen ist/ so  
man auff dieser See habhafft werden  
kan. Man siehet auch da fliegende Fi-  
sche/von Gestalt und Grösse als ein He-  
ring/und die Flügel gleichen denen von

einer Fledermauß; derer sie sich aber nicht länger / als weil sie naß seynd / bedienen können / deswegen sie sich denn gar offte wieder ins Wasser begeben müssen. Und ist sehr zu verwundern / daß ihrer so eine grosse Menge ist / in Ansehung / daß sie so viel Feinde haben / welche sie ohne Aufhören verfolgen. Das Gevögel trachtet ihnen in der Luft nach / und die Boniten schonen ihre auch im Wasser / wenn sie darinnen ihre Zuflucht suchen / aus einer natürlichen Feindschafft / nicht / also / daß sie in steter Furcht des Todes sind. Wir kamen über die Æquinoctial - Linie den letzten Maji, und über den Tropicum Capricorni den 24. Junii. Und biß hieher war unsere Reise noch gar lustig. Aber die auf dem Schiff / der güldne Adler / litten Noth an Wasser / mit welchem wir das unsere theilen mußten; und die folgende Nacht nahm es einen falschen Strich

Strich / und kam von uns ab. Zwey Tage hernach wieder fuhr unserm Schiffe wieder der Zufall / daß es leck wurde / und trange das Wasser so häufig ein / daß wir uns des Sincens unfehlbar zu versehen hatten / und lange Zeit augenscheinlicher Lebens-Gefahr besorgen mußten. Der Riß wurde wieder gefunden / und nicht so bald verstopfft / so kamen die jenigen / denen die Todes-Gefahr und grosse Arbeit allen Muth und Krafft benommen / wegen der wieder erlangten Lebens-Hoffnung wieder zu sich selbst. Bey der Vorbeyseegelung dieses berühmten und denen Reisenden so entseßlichen Vorgebürges (nemlich des Capo de bon Esperance) wurde uns der Wind sehr zuwider. Endlich kamen wir es den letzten Julii glücklich vorbey / und den 7. Augusti entdecketen wir die Insel Dauphine, so sonst den Nahmen S. Laurentii

oder von ihren ersten Einwohnern/  
 Madagascar genennet wird. Selbige  
 lieget unterm 26. Grad Südlich/ und  
 zwar kamen wir an der West-Seite an/  
 welches unsere Steuer-Leute sehr be-  
 frembdete / welche Ostlich zu seyn ver-  
 meynten. Da gab es nun viel Mühe/  
 das Südliche Vorgebürge dieser Insel  
 vorbey zu schiffen/ weil der Wind so gar  
 entgegen war. Hier setzten die Kranck-  
 heiten unser Schiff-Volck in grossen  
 Kummer/ denn man sahe/ wie der Schar-  
 bock in kurzer Zeit zwey Drittheil von  
 unsern Leuten anfiel. Diese grausame  
 Plage nennen die Französische  
 See-Leute das mal de terre, oder das  
 Land-Ubel / weil man sonst nirgends/  
 als zu Lande/ einige Besserung dabey zu  
 hoffen hat. Es blieben sehr wenige  
 von denen unseren davon befreuet/ und  
 solch Unglück wurde noch mehr durch  
 den hefftigen Wind/ wider welchen wir  
 mit



mit erbärmlicher Mühe arbeiten mußten/ vermehret/ also/ daß/ wenn die Göttliche Vorsorge uns nicht wunderbar mit ihrer Hülffe erschienen wäre/ wir alle unumbgänglich hätten verderben müssen.

• Bey so unterschiedl. Unfällen verlohren wir auff unsern Schiff doch nicht mehr als 3. Personen. Und als der Wind uns nun wieder günstiger wurde/ bekamen wir den 1. Septembris die Insul Bourbon, so vormahls Mascareigne geheissen/ ins Gesichte/ es war aber uns unmöglich/ solcher eher/ als den vierdten Tag/ zu nähern.

Wir warffen unsere Ancker bey einer bewohnten Gegend/ welche die Unsrigen S. Paul heissen/ und an der West-Seite dieser Insul lieget / da wir uns sehr angelegen seyn lieffen/ die Krancken ans Land zu bringen. Dabey verlohren wir wieder zwey Personen/ einer ersoff/ und der andere starb am Ufer. Das

## Das dritte Capitel.

## Von der Insel Bourbon oder Mascareigne.

**S**chon ihrer viel die Vortreflichkeit dieser Insel gar genau beschrieben/ so will ich doch nicht unterlassen/ dasjenige/ so ich selbst in Augenschein genommen/ zu melden/ damit ich mein Vorhaben nicht selbst unterbreche. Selbige lieget unter dem 21. Grad der Linie/ Sudwärts/ und von der Insel Dauphine ungefehr 150. Meilen/ ihr Umkreis ist 22. Meilen/ und der Figur nach rund. Die Franzosen bewohnen sie nun fast vierzig Jahr / und man hat keine Nachricht/ daß vor sie iemands selbige im Besiz gehabt. Ob sie nun gleich unter der Zona torrida lieget / davon die Alten in denen Gedancken gestanden / daß sie nicht bewohnet werden könnte ; So ist die Luft darinne doch gar lieblich / und

die

die Hitze / welche die nahe Sonne den Tag über verursachet / wird durch den Thau/der alle Nacht fällt/ sehr gemäßiget. Es pflegt darinne nicht/ als zu Ende des Februarii, oder um die ersten Tage des Martii, zu regnen.

Während der solcher Zeit stürmen auff diesen Küsten die Orcana dergestalt/ daß vor sie kein Schiff/ weil daselbst kein Hafen / darinnen sie sicher liegen könnten / solcher Insul zu nahe kommen kan. Von der Zeit/ da sie die Franzosen in Besitz hatten/ biß zu unserer Ankunfft / war niemahls iemand Franck darauff gewesen; Und alle Schiff-fahrenden/ sie mögen mit einer Unpäßlichkeit behafftet seyn / mit welcher sie wollen/ werden / wenn sie dahin kommen/ Besserung empfinden/ dergleichen denn achtzig Personen von uns/ mit gutem Glück/ an sich erfahren.

Auff dieser Insul giebt es unterschied-

de.

dene kleine Bäche/welche so Fisch-reich/  
 daß/ wenn man/ wie solches sonst gar  
 leicht geschehen könnte/durchswaten will/  
 sich eines Stabs gebrauchen muß/ da-  
 mit man wegen der Menge und schnel-  
 ler Gewalt dieser Fische/ desto gewisser  
 fassen könne. Man kan solche mit den  
 Händen/ohne Netzen und Angeln/fan-  
 gen.

Unsere Franzosen haben der Nord-  
 Seite dieser Insel / das brennende  
 Land (pays brule) gegeben/ weil man  
 die Nacht über daselbst viel Feuer auf-  
 springen siehet / davon man doch des  
 Tages drauff mehr nicht/als eine grosse  
 Trockenheit gewahr wird/ davon auch  
 diese Gegend sehr unfruchtbar ist; Je-  
 doch ist sie gegen Nord-Osten überaus  
 fruchtbar / daher es auch den Nahmen  
 der guten Landschaft hat. Die Fran-  
 zosen haben nichts gespahret / sie wohl  
 anzubauen / und wachsen die Bäume  
 und

und andere Früchte/ das Getreide/ und alle Kräuter auch wohl darinnen. Man findet daselbst vortreffliche Wasser-Melonen/ welche von den Indianern Batequuas, von denen Portugiesen aber Balancias genennet werden / sie sind viel grösser und dicker/ als in Europa/ die äusserste Schale ist auch grüner/ und das Fleisch davon viel zarter / man kan mit nichts besser den Durst löschen/ sie schmecken sehr delicat, und kan man ihrer so viel/ als man nur will/ geniessen/ ohne daß sie einem was schaden solten.

Die Bananes oder Indianische Feigen sind daselbst nicht viel seltsamer/ noch ungeschmackter; Der Baum/ darauff sie wachsen/ ist viel anders/ als bey uns gestalt; der höchste ist acht bis zehen Schuh hoch/ er hat keine Aeste/ sondern nur oben am Stamm trägt er etliche Blätter/ welche von selbigem ohne andere Aeste hervor kommen/ daselbst treibt

treibt es einen Schößling/ welcher ungefehr drey Schuch hoch wird/ daran die Bananes hangen/ wie die Wein-Trauben. Die Blätter sind sieben Schuch lang/ und anderthalben breit. Die Frucht ist an Schmack / Farbe und Grösse sehr unterschiedlich. Die kleinsten von diesen Feigen sind ungefehr drey Zoll lang/ und zwey dicke / die dicksten aber einen Schuch lang. Wenn sie reiffen/ werden sie gelbe/ wiewohl ihrer auch ein Theil ganz grüne werden. Die Haut darüber ist dicke / und stehet vom Fleische ab/ welches sehr weiß aussiehet / und einen überaus guten Geschmack hat. Die Bäume hangen das ganze Jahr durch voller Früchte.

Die Ananas sind besser / aber auch seltsamer / als die Bananas; Diese sind fast so groß / als unsere Melonen. Die Gestalt ist oval, und die Farbe gelb / und siehet dessen Schale denen  
Tann-

Zann-Zapffen gleich. Diese Frucht hat oben auff der Blüte einen kleinen zusammen gewundenen Strauß/ wie eine Erone/ und daher/ wie auch seiner Fürtrefflichkeit wegen / wird sie der König unter den Früchten genennet. Diese Frucht ist sehr hizig / iedoch kan man solche mit Wein und Zucker temperiren; Und wer derer viel essen wolte/würde sich ungesund essen. Es trägt keinen Saamen/die Fortpflanzung aber geschieht durch die Ausläuffer/ so unten am Stamme ausschlagen / welcher Stamm nicht höher/als eine Artischocken-Stengel/trägt niemahls mehr als eine Frucht/und zwar auch nur einvor allemahl. Eben so verhält sichs auch mit den Bannanien ihrer Fortpflanzung. Es giebet allda noch unzählich viel andere Arten von Früchten/derer Beschreibung sehr verdrüsslich fallen/ iedoch auch nicht nöthig seyn wird/sich dabey aufzuhalten. Die

Die erste Colonie, welche die Fran-  
 zosen zu Bourbon angerichtet / ist in  
 der Gegend / so man S. Paul nennet.  
 Selbige liegt an der West- Seite der  
 Insul / bey einem grossen See / dessen  
 Wasser gar gut zu trincken / und auch  
 gar Fischreich ist. Dieser ist nur 100.  
 Schritte von der See / und so oft als die  
 Orkanen zu stürmen anfangen / wel-  
 ches im Martio geschicht / so offte über-  
 schweimen die Wellen das zwischen ge-  
 dachter See und dem Meere liegen-  
 de schmale Stückgen Land / und vermi-  
 schen das süsse mit Salz- Wasser;  
 weiln aber diese Sturm- Winde nicht  
 lange anhalten / so vertheuret auch diese  
 See gar bald den salzichten Geschmack  
 des Meer- Wassers. Es will nie-  
 mand wissen / wer die Schweine und  
 Ziegen auff diese Insul Mascareigne  
 gebracht / aber diese Thiere haben sich  
 dergestalt gemehret / daß man überall  
 grosse



grosse Heerden davon antrifft. Man hält sich Hunde/ daß man ihrer/ absonderlich die Schweine/ welche am allerwildesten sind/ desto eher habhaft werden könne. Weil es nicht länger als 25. Jahr sind/ daß man Ochsen und Kühe aus der Insul Dauphine nach Bourbon gebracht/ so sind dieselben daselbst so gar häufig nicht/ und gleichfalls gar wilde.

Das vierdte Capitel.

Von denen Schild-Kröten/ auch einigen andern Thieren.

**D**ie Land-Schild-Kröten sind so gemeine/ daß auch die jertigen/ so geschwinde gehen wollen/ nicht selten in ihrem Gang aufgehalten werden / indem sie ihnen gar offte und in grosser Menge in Weg kommen. Ihr Fleisch ist sehr gut / und schmecket fast wie Kalb-Fleisch. Von ihren Lebern  
ma

machet man ein Dehl / so man zur Noth  
 zum Salate brauchen kan. Die Meer=  
 Schild-Kröten sind was rarer / selbige  
 begeben sich nicht zu Lande / als des  
 Nachts / und zwar an der West-Seite  
 gegen S. Paul. Ihre Eyer legen sie in  
 Sand / und verscharren sie sehr sorgfäl-  
 tig vor denen Schweinen / als welche sie  
 zu fressen pflegen. So man sie fangen  
 will / muß man die Zeit in acht nehmen /  
 wenn sie aus dem Wasser gehen / und  
 wenn sie nur ein wenig von der See ins  
 Land hinein / so stecket man ihnen einen  
 Stecken untern Leib / und wirfft sie auff  
 den Rücken ; Die auff dem Lande aber  
 haben einen rundten Schild / und kön-  
 nen sich viel leichter auffhelffen. Unter  
 beyderleyen sind ihrer etliche von über-  
 natürlicher Grösse / aber der Geschmack  
 von ihren Fleisch ist unterschiedlich / und  
 hat das von den Meer-Schild-Kröten  
 die Tugend / daß es vor die / so mit dem  
 Scor-

Scorbut behafftet / ein sonderbahres  
Mittel un̄ Labfal ist. Man hat bey man-  
cher auff die 800. Eyer/von der Grösse  
ines Gänse-Eyes/gefunden/darunter  
etliche gleich auskriechen wollen/ etliche  
aber noch lauter gewesen. Sie sind  
sehr trucken/ und kommen an der Güte  
denen Hünereyern noch lange nicht  
bey. Unterdessen sind die Schild-Krö-  
ten bey dem Schiff-Volcke ein grosser  
Vorthail / weil man sie ganzer zwey  
Monat lebendig behalten kan / wenn  
man sie nur alle Tage mit Salz-Was-  
ser besprenget. Man findet auff der  
Insul Bourbon Tauben / Turtel-  
Tauben / Rebhüner und unzehliche an-  
dere Vögel / vor allen aber viel Pape-  
geyen / welche man gar leicht mit der  
Hand fangen kan/oder/wenn es viel ist/  
einen Stecken dazu vonnöthen hat.

Das einzige/ worzu man ein Feuer-  
Kohr haben muß/ ist ein gewisser Was-  
ser=

ser-Vogel/so Flamand genehet wird/in  
 der Grösse als ein Calecutischer Hahn/  
 dessen Hals und Schenckel vier: biß fünff  
 Schuh lang / und weil sie übel zu fan-  
 gen / auch viel rarer als die andern sind.  
 Ob gleich die Sperlinge zu Mascarei-  
 gne nicht viel grösser sind/als in andern  
 Ländern/ so ist doch ihre Menge sehr be-  
 schwerlich. Sie thun der Saat grossen  
 Schaden / und in denen Häusern sind  
 ihrer so viel / als in den Unstrigen Mäu-  
 cken / und fallen nicht selten in die  
 Schüsseln und Töpffe / und verbren-  
 nen die Flügel an dem Feuer/so man au-  
 ser dem Hause anzündet / indem die  
 Sonne an sich selbst/ auch in denen küh-  
 lesten Wohnungen/ es ängstlich gnug  
 machet. Man siehet auch zu Bour-  
 bon Fleder-Mäuse / die so groß / als  
 ein Hun; Die Frangosen aber pflie-  
 gen sie nicht zu essen / wie wohl die In-  
 dianer thun. Es giebt aber daselbst  
 kei-

keine Schlangen noch Scorpion / noch  
andere kriechendes Gewürme / oder  
schädliches Ungeziefer / weil sie die gute  
gesunde Luft nicht vertragen können /  
wie die Franzosen an denen Ratten er-  
fahren. Nachdem wir nun uns da-  
selbst achtzehn Tage wohl erfrischt /  
unser Volck ganz wieder gesund wor-  
den / auch unsere Schiffe neue Provisi-  
on eingenommen / reiseten wir von Ma-  
careigne den 22. Septembris wieder  
weg / und erlangeten den 29. dito ohne  
einzigem Anstoß die Insul Dauphine.  
Auff der Höhe von 24. Graden und et-  
lichen Minuten / liessen wir die Ancker  
an der Spitze von Itapere fallen / aus  
Beyföhrge / wir möchten die Vestung  
Dauphine vorbeyschiffen / dahin man  
ohne grosse Arbeit / wenn man keinen  
Wind hat / wegen des gegen Süden zie-  
henden Strohm / und der auff dieser  
Küste regierenden Nord-Ost-Winde /  
B nicht

nicht so bald wieder kommen kan. Des  
 Tages drauff lieffen wir glücklich in  
 Meer-Busen Dauphine ein / wo wir  
 das Schiff / den güldnen Adler / antraf-  
 fen / welches schon vor vierzehn Tagen  
 daselbst ankommen / aber mehr ausge-  
 standen und verlohren hatte / als wir /  
 auch noch damahls / als das Schiffvolck  
 schon zu Lande gebracht worden / weil  
 die Luft zu Madagascar nicht so gut /  
 als zu Bourbon. Man rüstete dieses  
 Schiff wieder aus / welches mit dem  
 Schiff / Maria genant / nach Indien se-  
 geln / und den Herrn de Faie, Directo-  
 rem von der Compagnie, welcher  
 nachmahls zu Surate starb / dahin brin-  
 gen sollte. Man war über unsre Ankunfft  
 um so viel froher / weil man uns vor ver-  
 lohren geschäzet / und darum wurden  
 wir mit desto grösserer Freude bewill-  
 kömmet.

Den 7. Octobris segelte das Schiff /  
 S. Jean

S. Jean genannt/welches nach Aufri-  
 chung der Compagnie das erste gewe-  
 sen/ so in Indien kommen/ und den  
 Herrn Caron, einen von den General-  
 Directorn dahin gebracht/wieder nach  
 Franckreich. Dieses Schiff wurde da-  
 mahls von M. de Lopi, einem Vetter  
 des Herrn de Mondevergne, der da-  
 mahls des Königs General-Lieute-  
 nant in der Insul Madagascar war/  
 commandiret. Man war auch zu  
 der selben Zeit auff die Ausrüstung un-  
 sers Schiffes bedacht/ und die Sache so  
 eifrig getrieben / daß es bald in dem  
 Stande sich befande/ mit denen andern  
 fortzugehen/ also/ daß sich alle dreye mit  
 einander unter Seegel begaben/ wir a-  
 ber blieben in dessen in diesem Lande.

Das fünffte Capitel.

Von der Insul Madagascar.

**M**adagascar, die Insul Dauphi-  
 ne, oder S. Laurentii, ist einer-

ley. Ihre natürlichen Einwohner haben ihr den ersten Nahmen beygelegt; der andere rühret von denen Franzosen her/und der Dritte ward ihr von denen Portugiesen gegeben/welche diese Insel an den/dem heiligen Laurentio gewiedmeten Tage/entdecket. Selbige lieget ihrer Länge nach ohngefehr zwischen dem 8. und 27. Grad der Mittags-Länge. Es ist die grössste Insel/so auff der Welt seyn kan/zum wenigsten unter denen/so bekand sind. Sie hat 750. Meilen in Umkreise/und ist so temperiret/als wohl ein Land in dieser Gegend seyn kan. Die Einwohner leben insgemein von Reiß. Es giebet da viel Bananes, Ananes, Cocos, Domerangen/Limonien/und andere Früchte. Es sind darinnen viel kleine und grosse Flüsse und Seen/so bey ausbleibenden Regen sehr zustatten kommen: Der gröste Handel bestehet in

Kin-



Kindern / und solche Thiere sind von einer ungewöhnlichen gröſſe / am Halse haben sie einen Buckel / der lauter Fett ist / und an diesem Ort ist das delicateſte Fleisch / und ist bis 30. Pfund schwer.

Die Luft ist nicht die beste / ob sie gleich sehr temperiret / die auff dem Fort Dauphin aber ist reiner / als die in denen andern Gegenden. Die Kranckheiten / die daselbst im Schwange gehen / werden alle durch die Handelschafft mit denen Schwarzen zugezogen / zu welchen man über den Flüssen und Bergen / ohne daß man Schiffe oder Fuhren darzu an der Hand hätte / herzu holen muß / und kan also nicht fehlen / daß man nicht dadurch gefährliche Kranckheiten an Hals bekommen solte. Die Krancken werden alle nach der Vestung Dau-phin gebracht / aber die Fieber sind so schliißt unter dieser Himmels-Gegend / daß / ohngeachtet alle Tage ihrer unter-

B 3 schied-

schiedliche sterben/ das Hospital doch allezeit voll ist. Die Einwohner zu Madagascar bedienen sich zweyerley Arten von Schiffen auff der See und den Flüssen; Die einen nennen sie canoes oder canots / die andern aber pirogues. Diese sind von etlichen Brettern zusammen gefügt/ oder vielmehr genehet / nehmlich eine wie die andere/ mit einem Strick von Baum-Rinde/ oder Bast-Stricke / ohne Nagel/ ohne Hanff zum Verstopffen/ und ohne Verpichung. Sie machen sie theils so groß/ daß sie 100. Personen tragen/ und wenn man nicht sehr stille darinnen sitzt/ fallen sie leicht um/ und diese braucht man insgemein zum Fischen. Die Canots bestehen aus einem Stücke Holz/ so mit einem kleinen Messer/ dessen sich die Schwargen zu allen ihren Dingen gebrauchen/ ausgehölet. Und diese Art Schiffgen legt sich eben so leicht um/ als die

die

die Pirogues, inzwischen setzen sie doch damit über die breitesten Flüsse/und begeben sich mit auf die See: Ich habe dergleichen/so groß gnug waren/100. Kerl und 60. Säcke mit Reiß/ deren ieder 20. Pfund woge/ zu tragen/ gesehen.

Das Sechste Capitel.

Von der Handlung.

**D**er Fremden Handlung mit denen zu Madagascar, bestehet in bunder Leinwand/Carniol/silbernen/ küpffernen oder zinnernen Armb Ringen und Hals-Bändern/das Eisen halten sie überaus hoch/ weil es bey ihnen in ihrer Insul nicht zubekommet wie auch den Brandewein/ den sie Chicac, oder nach unserer Sprache Feuer-Wein nennen. Gegen dieses alles geben sie Wein/Rinder/ Früchte/ Honig/ dessen sie überflüßig haben. Manchemahl bekommet man auch Gold von ihnen/und stehet in Hoffnung/davon noch

ein Bergwerck anzutreffen / welches auch Gelegenheit und Ursach gegeben / die Compagnie auffzurichten; Doch hat man Zeither umbsonst nachgesuchet. Denn die Groffen im Lande / so sie Rohandrians nennen / sind gegen unsere Franzosen sehr übel gesinnet / haben manchemahl gar hinterlistiger und betrüglicher Weise sich freundlich gestellt / und Freundschaft mit sie gemacht / unter dem Schein / ihnen die Gold-Adern zu weisen / in unwegsame Dertter geführet / da sie solche denn ums Leben gebracht. Weil nun dergleichen sich nicht selten begeben / hat solch Beispiel auch denen begierigsten darnach die Lust verderbet / daß man also diese Stunde nicht weiß / ob gewiß in Madagascar Gold anzutreffen; wiewohl / allem Ansehen nach / dasjenige / so diese Africaner haben / von dem Handel / so sie mit denen Einwohnern auff dem festen Lande haben /

ben/herkommt. Nahe bey der Festung Dauphine findet man Topasier und Amethysten, worauff die Franzosen sonst grosse Stücken hielten / mit der Zeit aber hat man / daß sie nicht viel werth seyn/wahr genommen.

Das 7. Capitel.

Von denen Einwohner n zu Madagascar.

**D**ie Einwohner dieser Insul sind fast alle schwarz / untreu / wilde / und überaus grausam. Tragen ihr Haupt-Haar lang / darunter viel rothe / die andern meistens weißlicht Haar haben / und diese letztern sind auch im Gesichte besser als die andern gestaltet.

Als die Franzosen in Madagascar das erste mahl ankamen / fanden sie daselbst viel Einwohner / welche so weiß als die Europäer waren / wiewohl man niemahls erfahren können / wo sie her-gekommen.

Diese hatten sich ein solches Ansehen erworben/ daß die andern schwarzen sie als ihre Könige verehrten. Ihren Gesetzen wurde genau nachgelebet/ und die andern waren wie ihre leibeigene Knechte.

Der Franzosen Ankunfft/ und der Anblick ihrer Waffen/ machten denen Schwarzen einen Muth/ das Joch solcher ihrer Herren/ denen sie sich selber untergeben/ abzuwerffen. Sie machten sich die Liebe dieser ihrer neuer Ankömmlinge zu Nutz. Als nun die Macht dieser ihrer Tyrannen mit der Zeit abnahme/ geschah es/ daß sie/ aus Furcht/ dasjenige zu verlieren/ so sie bisher so ruhig in Besiz gehabt/ alle List und Schelmerey wider die Unseren hervor suchten. Endlich kam es zum öffentlichen Kriege/ die Franzosen rotteten sie aus/ und blieb nichts von diesem herrschsüchtigen Geschlechte/ als etliche Wei-

bes-

bes-Personen/ übrig/ derer man aus  
Barmherzigkeit geschonet. Die Insu  
Dauphine ist eben so Volk-reich/ als  
Franckreich; Zwar siehet man darin  
nen nicht viel Städte/ aber viel Dörf-  
fer/ so / daß immer eines an das ander  
stößet. Ihre Häuser sind von Holze  
und die Thüren so niedrig/ daß auch ein  
Kind von zwölf Jahren / ohne sich zu  
bücken/ nicht hinein kommen kan. Sie  
haben weder Fenster noch Rauch-fänge  
darinne / und die Dächer sind mit Laub  
oder eine Arth von Stroh bedeckt/ wel-  
ches zwölf Jahr in Regen dauert/ ohne  
daß man viel daran zu bessern nöthig ha-  
be. Aber vom Feuer leyden sie manch-  
mal grosse Noth. Sie haben kein ander  
Haus-Geräthe / als ihre Körbe/ darin-  
ne sie ihre Tücher auffheben. Diese  
Häuser kan man fortbringen / wohin  
man will/ wenn sie nicht wohl und gele-  
gen stehen/ und darunter sind auch etli-

che/ so niemahls eine gewisse Stelle haben.

Beiderley Geschlechter gehen mit unbedeckten Haupte / und lassen ihre Haar lang wachsen. Das Manns-Volck trägt über ihren Leib ein Stücke Baumwollen oder seideren Zeug / so nur eine halbe Elle breit / und anderthalb Elle lang / solches ist durch die Beine durchgezogen / und wird hernach um den Gürtel herum gesteckt. Das Weibes-Volck hat kurze Camisole / so ihnen nur über die Brust reichet / die Ermel aber bis auff die Hände hervor gehen / und eine Binde von Leinwand oder andern Zeug / so lang und breit gnug / daß sie ihnen umb den Leib herum gehen / und vom Gürtel bis auff die Knöchel reichen kan. Die nicht so gar reich sind / kleiden sich in einen Zeug von Bast / so ihnen noch nicht bis auff die Knie gehet / damit sie desto geschickter darinne zu  
Ar-



Arbeit seyn mögen. Sowohl das Mannes- als Weibes-Volck befeisigen sich sehr auff Hals- und Arm-Bänder / gehen barfuß / und schmieren ihren Leib mit einem stinckenden Fett / welches bey ihrer natürlichen Ungestalt sie noch heßlicher und schändlicher machet. Sie haben keine andern Betten / als Decken von Bingen auff Bretter geleyet / und einen Stein oder Stücke Holz anstatt des Haupt-Küssens.

Die Rohandrian, oder grossen Herren / lassen sich von ihren Knechten auff den Achseln / auff einem Tragsessel / so sie Tacon nennen / tragen / und die vornehmen Weiber bedienen sich eben dieses Fortkommens / wie denn auch die Franzosen / so nur ein wenig in Ansehen / nicht anders zu reisen pflegen.

Diese Nation ist kriegerisch / und denen Rohadrians treu genug. Dieser Kleinen Könige ihr Reichthum bestehet

in Rindvieh und Slaven. Sie haben einen immerwährenden Streit mit ihren Nachbarn/ mit denen sie grausame Kriege führen/ und dabey weder der Weiber noch Kinder schonen. Wenn sie nun befraget werden/ warumb sie in solcher ihrer Grausamkeit so weit gien- gen/ daß sie auch die Kinder unbarm- herziger Weise von Brüsten rissen/ und sie wider die Felsen zerschmetterten/ geben sie zur Antwort/ daß/ wenn sie diese schoneten/ es eben so wäre/ als wenn sie ihre unversöhnliche Feinde erhielten/ der ihnen diese Rache/ wie sie igo so grau- sam ausübten/ wieder auff sie wenden könnte. Mit einem Wort/ sie sind sehr rachgierig/ und vergessen die ihnen an- gethane Beleidigungen niemahls. Ihre Waffen nennen sie Zagaye, welches eine Art von einem Wurff-Pfeil/ dessen Schafft sehr schmeidig/ und gegen den Handgriff schmahl zugehet/ das  
Ei-

Eisen daran ist gemeiniglich vergiftet/  
und können überaus gewiß mit werffen.  
Sie brauchen auch halbe Piquen/ wel-  
che etliche / nebenst einem Schild von  
sehr festen Holze/ tragen/ gehen alle zu  
Fuß/ und hat man niemahls/ ehe Mon-  
sieur de Mondevergne sie aus In-  
dien dahin bringen lassen / Pferde da-  
selbst gesehen. Während der Zeit/ als wir  
uns in der Festung Dauphine auff-  
hielten / hatten wir mit einem von den  
mächtigsten Herren dieser Insul/ Na-  
mens Rasak, einen Krieg: Dieser  
brachte vierzehntausend Mann in die  
Waffen/ und man führete nicht mehr/  
als einhundert und vierzig Franzosen/  
und dreytausend Schwarzen/ welche  
sich zu uns geschlagen/ wider ihn. Mon-  
sieur de Chamargon, so sie com-  
mandirte/ lieffe sich ein Pferd nach-  
führen/ dem diese einfältige Leute eben  
so viel Ehre / als seinem Herrn/ erwie-  
sen/

sen. Die Franzosen trafen den Rasaf vor seiner Armee in einer Ebene an/ da er sich sehr vortheilbafftig in Schlacht-Ordnung gestellet / und sich tapffer genug auf-führete ; aber das Feuer von unsern Mousqueten jagten denen Seinigen eine solche Furcht ein / daß sie sich bald trenneten/und ihren General nicht möglich fiel / sie wieder zum Stande und in Ordnung zu bringen. Endlich da der Rasaf weder wancken noch weichen wolte/verlohr er Schlacht und Leben zugleich / und die Unsern bekamen auff die 30000. Stück Rindvieh / und eine grosse Anzahl Sclaven zur Beute / so sie nach dem Fort Dauphin brachten ; Etliche starben unter Wegens / die andern aber wurden unter die Sieger vertheilet.

Dieser Glücks-Streich brachte die andern Könige in Madagascar in solche Furcht/ daß sie sich an dem Beyspiel  
des

des Rafafs spiegelten / Hauffen-weise bey unserer Nation Freundschaftt sucheten / ja etliche selber kamen / in die Hände des Herrn de Mondevergne ein ewiges Bündniß beschworen / und die weitesten / umb eben dieser Ursache wegen / ihre Gesandten an ihn schickten; Nichts desto weniger hielten die wenigsten ihr Versprechen / und waren so schelmisch / daß sie die Waffen / so sie bey Abschwerung des Friedens zum Geschenck empfangen / wider uns fehreten. Man brachte sie bald zu Paaren / und ihre Rebellionen machten nur Unruhe / hatten aber nicht viel zu bedeuten.

### Das 8. Capitel.

#### Von der Religion.

Die Einwohner zu Madagascar lassen so wenig Religion an sich spüren / daß man wohl sagen könne / sie hätten gar keine. Man siehet bey ihnen  
we-

weder Kirchen noch Priester. Die Ro-  
handrians sind alleine / die noch eine  
und andere Ceremonie in acht nehmen/  
und zwar auch nur bey gar sonderlicher  
Gelegenheit. Welches denn nur ge-  
schicht / wenn sie ein Kind schlachten  
müssen ; und weil alle ihre Unterthanen  
Leibeigene sind / so kan niemand / als die  
Pringen / diese Thiere mit ihren Hän-  
den auffopfern.

Die Gewohnheit / das Angesichte und  
die Arme zu zerfetzen und zu zerschnei-  
den / ist ganz gemein ; weil es aber tum-  
me Leute sind / welche nicht wissen / wa-  
rumb sie dieses oder jenes thun / so habe  
ich es nicht erfahren können / ob es der  
Gesundheit / oder eines Gottes-Diensts  
halber / oder zur Zierrath geschiehet / daß  
sie sich also übel zurichten. Die Klügsten  
unter ihnen sind der Meynung / daß ein  
unendlich und überschwencklich gutes  
Wesen sey / so alles regiere ; Indessen  
sind

sind sie doch so alber und verstockt/das sie vorgeben / es sey nicht nöthig/das man es anbethe/ sondern behalten diese Ehre und Anrufung vor den bösen Feind/der sie plaget; Sie glauben keine Unsterblichkeit der Seelen / noch ein ander Leben/ und gebrauchen sich also aller Wollust dieses Lebens. Auch die/so die Missionarii getauffet / gerathen gar leicht auff der andern ihre Ruchlosigkeit wieder/ indem ihnen das Christenthum viel zu strenge deuchtet; Wie es denn die Erfahrung mehr als zu sehr bestätiget / das von denen mehr als 3000. welche/ ehe wir daselbst angelanget / bekehret warē/ kaum der zwanzigste in die Messe kam. Es ist zwar wahr/ das gar viel von den Frankosen also lebeten/ das sich diese neue Christen wenig an ihnen erbauen kunten / also/ das man auch genöthiget war/ sie von dem Gebrauch der Sacramente und der Kirchen auszuschliessen.

Aber

Aber dieses Verfahren / welches ein heilsam Mittel zur Besserung seyn sollte / hatte bald eine Trennung verurthsacht; Diese Kuchlosen hiengen sich an einen Priester / der ihnen gar eben war / sie in ihren Irrthum zu stärcken: Baueten sich also eine Capelle / da sie ihren öffentlichen Gottes-Dienst übeten / es mochten es die rechtmäßigen Directores verbieten wie sie wolten; aber der General Procurator ließ diese Capelle endlich verbrennen. Bey etlichen Völkern ist in Madagascar / so viel die Ehe betrifft / keine Ordnung. Sie heyrathen einander / ohne daß sie etwas versprechen solten; lauffen auch alsobald / wenn es ihnen gefället / wieder von einander; Doch hat es in denen Gegenden von Galamboule und Antongil ganz eine andere Beschaffenheit. Dasselbst nimmet man die Weiber besser in acht / und läset sie nicht so gemein seyn /



eyn / und wenn eine oder die andere auf einer Untreue sollte ertappet werden / so stehet die Todes-Strasse darauff. In etlichen wildern Orten aber gehet noch eine viel abscheulichere Vermischung im Schwange; indem man auf die nahe Verwandnuß und das Geblüte keine Acht hat.

Ob die Weiber in Madagascar so viel als die Europäischn bey der Geburth ausstehen / kan ich zwar nicht wissen / aber kaum sind sie entlediget / so baden sie sich in einem Fluß / lassen ihre Kinder auff den blossen Bingen Matten liegen / und haben keine andere Sorge vor sie / als daß sie solche an die Brust legen und säugen.

Etliche Tage begehnen sie feyerlich mit Tansen / nach dem Klang ihrer Instrumente und daß sie mehr als sonst essen. Ihre Gesänge sind so ordentlich nicht gesetzt / oder gestimmet / wie bey andern

dern Nationen; Sie sagen ohne Ordnung her/was ihnen ins Maul kömmt/ eine Stimme fängt allein an / und die andern machen gleichsam ein Chor/ und richten sich in ihren Stellungen / Schritten und Tritten/nach dem Klang ihres Gesangs / welches mit Beystimmung einiger kleinen Trummeln ein wunderlich Gethöne / so aber so übel eben nicht klinget/ verursacht.

### Das 9. Capitel.

#### Von denen Gastereyen.

**B**Ey denen Einwohnern in der Insel Dauphine ist der Reiß/in Wasser und Salz gekocht / die gemeinste Speise / und dienet ihnen an statt des Brodes. Nicht etwa / als ob das Land kein Korn trüge/ sondern weil sie so faul seyn / und das Land nicht bauen wollen/ müssen sie dieses Vortheils entbehren. Ob es gleich alle durchgehends grosse Fres-

Fresser sind / so können sie doch gar lange Hunger leiden. Wenn es ihnen aber so gut kömmt/das sie sich wieder erholen mögen / so werden sechs Männer ganz leicht einen Ochsen bezwingen.

Bei ihren Gastereien halten sie folgende Ordnung / daß sie ein gewisses Theil gekochten Reis mitten unter die Gesellschaft / welche auff der Erden sitzt / schütten ; Alsdenn wartet man so lange / bis ein oder auch mehr Kinder / nachdem der Personen viel seynd / auff ihrer Haut / welche an statt der Schüsselfn dienen / herzu gebracht werden ; Davon schneidet ein ieder vor sich grosse Stücke ab / und wenn sie solche ein wenig auff kleinen hölzern Gabeln an das Feuer gehalten / so verschlucken sie es / es mag gar seyn oder nicht / und verzehren solches/bis auf die Haut/nachdem sie es nur ein wenig gerostet/das das Haar abgehe ; wie auch das Ingerweide und

Där-

Därmer / ohne daß sie solche reine machen. Es giebt auff der Insul Dauphine viel Trauben / iedoch wird kein Wein daraus gemachet / und die Schwarzen essen sie auch nicht / und haben sie vor der Franzosen Ankunft vor Gift gehalten. Sie haben einen Tranck / so von Honig gemacht / den sie Tentel, den Wein aber Chictentel, oder nach unserer Sprache / Honig-Wein oder Meth heissen; Die Unfrigen trincken keinen andern / und befinden sich wohl darbey.

In jedem Dorff ist eine Lauber-Hütte / so überall offen / aber oben bedeckt ist. In diese setzet man ein Gefässe von zwey bis drey Fassen / nach dem der Ort Volckreich / so von solchen Meth angefüllet / dahin lässet nun an ihren Fest-Tagen der Rohadrian geschlachtete Kinder und Keiß tragen / und versüget sich mit seinen Untertanen dahin /  
und

und bewirtheſt ſie von früh Morgens biß  
auff den Abend.

### Das 10. Capitel.

Von denen Heuſchrecken/Crocodil-  
len und Chamæleons.

**E**S weiß iederman/ daß Gott vor-  
mahls/da Er die Egyptier plagen/  
und den Pharao demüthigen wollen/  
ſich der Heuſchrecken gebrauchet; Wel-  
che Plage Er noch iſo denen Völkern  
in Madagaſcar öftters zuſchicket. Es  
iſt dererſelben eine ſolche Menge zu ſe-  
hen/ daß das ganze Land davon verwü-  
ſtet wird / und die andern Thiere in die  
äußerſte Hungers-Noth/indem ſich die  
Schwarzen auff keinen Vorrath ge-  
faſt machen/ gebracht werden. Ich kan  
von einem ſolchen Zug dergleichen Heu-  
ſchrecken / ſo im Februario geſchahe /  
ſelbſt Zeuge ſeyn/welche von früh Mor-  
gens biß auff den Mittag währte/ und

E

die

die Luft davon so voll war/das man die  
 die Sonne/ungeachtet es ein heller Tag  
 war/nicht sehen kunte; und in der kur-  
 zen Zeit hatten sie das ganze Land ver-  
 heeret. Sie sind nicht viel grösser/als i  
 Franckreich/aber sie können weiter flie-  
 gen/indem sie der Wind fortführet/und  
 ist dem Lande ein grosser Vortheil/wel-  
 cher Wind See-werts gehet/da sie den  
 gemeiniglich umkommen. Etliche ha-  
 ben in denen Gedancken gestanden/daß  
 sie aus Africa kämen/es ist aber viel zu  
 weit davon/ daß man es glauben könn-  
 te. Die Schwarzen pflegen sie/ aus  
 Rache vor den angethanen Schaden  
 zu verzehren / und ich habe es auch von  
 den Frangosen / daß sie es nachgethan  
 und sie von gutem Geschmack befunden  
 haben/ gesehen.

In den Seen und Flüssen dieser In-  
 sul giebt es viel Crocodile / die Einwoh-  
 ner nennen sie Jacaret, und ist ganz ge-  
 fährlich

fährlich über die Flüsse zu könen/ auch  
in denen Canots, wenn man nicht  
zum wenigsten einig Getöse machet/  
vor welchem diese Thiere gemeinlich  
fliehen. Es ist aber als wie die Schild-  
Kröten ein Thier / so beydes auff dem  
Wasser/ als auff der Erden lebet/ und  
eben so gestaltet/ als eine Eyder / nur  
daß es viel grösser / und gemeinlich  
dreißig bis vierzig Schuch lang ist.  
Wenn es ausser dem Wasser ist/ wird  
es auff das geringste Geräusche sich  
wieder hinein begeben. In Indien  
tödteten wir eins / als wo ihrer nicht  
weniger/ als in Madagascar sind/ wel-  
ches uns starr ansah / und nicht von  
der Stelle wich / wenn wir es nicht  
ungefehr zwischen die Schuppen ge-  
troffen hätten / denn die Kugeln an-  
derswo nicht durchgegangen wären.  
Als es getroffen war/ lieff es noch vier-  
zig Schritte / hielt stille / und machte

ein groß Geräusche mit seinen Rien-  
backen / d. von der unterste unbeweg-  
lich ist. Endlich schossen wir es auf dem  
platten Lande vollends todt / da es der  
Pring Onitri, von dem ich weiter  
drunten reden werde / holen lassen.  
Daß sie die Vorbeygehenden mit son-  
derbahrer List an sich locken sollen / nicht  
weniger von dem Weiser / den es von  
sich geben soll / von dem so viel Wesens  
gemacht wird / haben wir alles falsch  
befunden; Außer dem Wasser sind sie  
weder so muthig noch von solcher Stär-  
cke und Geschicklichkeit / als wenn sie  
darinnen sind.

Ein junger Franzose / der sich in ei-  
nem See / so man den süßen See nen-  
net / badete / wurde von einem Crocodill  
angefallen / das ihn bey dem dicken  
Beine erwischte. Ob es ihn nun gleich  
sehr schmerzen mochte / ließ er den  
Muth doch nicht sinken / nahm alle  
sei-



seinen Wisz zusammen/und er griff den Crocodil bey dem obersten Rienbacken/ den es alleine bewegen kan/zog ihn mit einer unglaublichen Mannhaftigkeit ans Ufer / und entgieng also diesem Kampff/wiewohl mit sechs Wunden/ dadurch ihm viel Blut entgangen war. Man kam ihm so bald zu Hülffe / und er wurde wieder geheilet; Das meiste aber trug wohl darzu bey/ daß es so wohl ablieffe/weil der Crocodil nicht einer von den grössesten war. Die Schwarzen betrachten dieses Thier als eine Gottheit/ bey der sie auch/weil sie etwas betheuren wollen / schweren. Und wenn sie einen Streit unter einander haben / so gehen sie mit einander an das Ufer eines Sees oder Flusses. Der nun schweren soll / taucht sich in das Wasser / und rufft den Jacaret, und bittet / er soll ihn leben lassen/und also die Wahrheit an Tag bringen/

oder wo er unrecht habe / ihn verschlingen. Und dergestalt wird von dem Verbrechen oder Unschuld desjenigen / so sich in das Wasser begeben / geurtheilet.

Ich will auch zum Beschluß dieses Capitels nur was weniges von dem Chamæleon melden / welches ein kleines Thier / von Gestalt als eine Heydex / nur daß es einen höhern Rücken mit einen spitzigen Kopff hat / dessen Haut ist so durchsichtig / daß es allezeit die Farbe desjenigen Dinges / darauff es sitzet / an sich nimmt / iedoch die schwarze Farbe am allermeisten / und behält weder diese noch eine andere länger / als so lang sie nahe darbey ist. Und weil mir vielmahl vor gewiß gesaget worden / daß diese Thiere von der Luft leben / so habe ich / weil ich es gerne wissen wollen / derer etliche auffgeschnitten / welche allezeit voll Rücken ge-

we-

wesen / dadurch ich / daß dieses ihre ordentliche Speise sey / versichert.

Das 11. Capitel.

Von der Reise nach Galamboule.

**W**eil wir uns in der Festung Dauphine auffhielten / kamen aus Indien unterschiedliche mit Lebens-Mitteln beladene Schiffe an / welche uns bey der Noth / so unter uns wegen des von den Heuschrecken erlittenen Schadens einreißen wolte / sehr zu statten kamen. Der Herr de Mondevergne, welcher auff dem Sprun-ge stund / wieder zurück in Frankreich zu gehen / ließ ein Schiff / welches von Surate kam / ausrüsten / solches nach Galamboule und andern herumliegende Derther zu verschicken / so wohl die Bedürfniß zu seiner Reise / als auch die Franzosen / so in denen kleinen Fe-

stungen lagen / und der Compagnie  
viel kosteten / und doch wenig Vortheil  
brachten / herzu zuholen. Man schiff-  
te viel Krancke ein / welche man nach  
Bourbon, zu wieder Erlangung ihrer  
Gesundheit / bringen wolte / und ich  
gieng mit ihnen in das Schiff / die Cro-  
ne genant / welches der Capitain  
Louvel commandirte / und gieng  
den 7. Aprilis unter Seegel. Die  
Beschwerlichkeit / so wir hatten / ehe wir  
aus der Bâÿ von Dauphine wegkom-  
men kunten / waren alles Vorboten  
dessen / was wir zwischen Madagascar  
und Masareigne auszustehen hatten /  
indem wegen des wiedrigen Windes  
wir dreyßig Tage haben musten / dazu  
wir sonst fünffe gebraucht hätten. Von  
unseren Krancken starben indessen gar  
viel / und wir verlohren bey dem heff-  
tigen Meer-Sturm die grosse Mast-  
Stange / und war es mit uns so weit  
kom-

Kommen / daß wir nur von Wasser und Reis leben mußten. Das übele Verhalten des Capitains brachte das Schiffs-Volck zum Aufruffstand / also / daß man die allerbescheidensten kaum halten kunte / daß sie ihn nicht in die See wurffen. Nach vielen unterschiedlichen ausgestandenen Gefahren / bekamen wir die Insel S. Mauritii ins Gesicht. Diese wird von den Holländern bewohnet / und liegt fünff und zwanzig Meilen von der Insel Bourbon, Ostenwärts; Ist eben so groß und auch so fruchtbar. Des andern Tages wurffen wir die Ancker vor S. Paul, und was uns von Krancken noch übrig geblieben / wurde ans Land gesetzt; Nachdem wir nun unsere Provision eingenommen / fuhren wir nach Galamboule. Unser Steuer-Mann war ein Holländer / ein verhoffener Kerl / der in viel Tagen die

rechte Höhe nicht halten können; Man wurde endlich gewahr / daß er zu weit gegen Norden gerathen war / weil er sich nicht recht untern Wind gehalten / und kamen also erst den 4. Julii nach Galamboule.

Diese Spitze der Insul Dauphine liegt untern 15. Grad und 50. Minuten Sudwärts / und etwa funffzehen Meilen von der Insul Maria. Auff welcher eine von den Schanzen lag / so die Compagnie verlassen wolte / weil sie nicht viel Nutzen brachete. Man wies so bald des Herrn de Mondevergne Ordre auff / damit sie sich Reise-fertig machen könnten / wenn wir wieder vorbey kämen / sich einnehmen zulassen / und der andern Tages seegelten wir nach der Insul S. Maria, da wir dergleichen Ordre hinterliessen / als wie zu Galamboule.

Diese

Diese liegt untern 15. Grad der Mittags-Breite / und 2. Meilen von Madagascar, hat etwa vier Meilen in Umbkreis / ist sehr fruchtbar und Volckreich / und bringt viel Ambra hervor / welcher von den Einwohnern an die Franzosen verkaufft / und stets unter den Toback / den sie trincken / gemischt wird ; Die Luft ist / weil es unauffhörlich daselbst regnet / sehr ungesund. Es giebet daselbst eine abscheuliche Menge Affen / von unterschiedlicher Gestalt und sehr gefährlich / welches einer von unsern Boots-Knechten erfuhr / als welchen die Begierde nach einer gewissen Arth von Pomerangen / so die Schwarzen Vongales heissen / in einen Wald triebe ; der darinnen von diesen Thieren angegriffen wurde / welche ihm seine Flinte aus den Händen rissen / an unterschiedlichen Orten des Leibes zerfleischten / und ihm

so scharff auff der Haube waren / daß die jenigen / so ihm auff sein Zuschreien zu Hülffe kamen / zu thun hatten / ihn aus ihren Klauen zu erretten. Da wir nun dasjenige / was wir auff der Insul S. Maria zu thun gehabt / ausgerichtet / nahmen wir unsern Weg nach Antongil , und kamen in die Einfahrt solcher Baye , da wir bald Unglück gehabt hätten; Denn wir kunten vor dem Nebel ein hohes Gebürge nicht gewahr werden / davon wir nur einen Mousqveten-Schuß waren; Aber zu allem Glück blickete die Sonne einmahl hervor / da ließen wir in dem Grund dieser Baye , hinter dem höchsten Wall dieser Insul / die Ancker fallen.

Das



## Das 12. Capitel.

Von dem Meer-Busen Antongil  
und unserer Rück-kehr nach  
der Festung Dauphine.

**D**er Meer-Busen Antongil ist wegen seiner Grösse/des festen Grundes/der Sicherheit vor die Schiffe / und der Fruchtbarkeit des umbliegenden Landes/einer von denen wichtigsten. Er ist 15. Meilen in der Länge/ drey aber bey dem Einfarth in der Breite/ neune in der Mitten/und geht bis an die hintersten Winckel immer enger zu. Es hat darinnen eine grosse Anzahl Schiffe Raum / und beschliesset auch viel kleine Inselchen / worunter Maroca die Vornehmste/ bey welcher auch die Schiffe Ancker zu werffen pflegen / weil sie alsdenn von allen Seiten her bedeckt seyn können ; Wenn aber der Sud-oder Ost-  
E 7 Wind

Wind bey der Einfarth günstig ist / so  
 gehet es bey dem Ausseegeln desto  
 schwerer her / denn ein solch Schiff  
 fährt in 3. Stunden ein / da es über  
 dem Herausgehen wohl etliche Monat  
 zubringet. Er regnet daselbst so offte/  
 als auff der Insul. Maria, und ist auch  
 die Luft nicht viel besser. Das Volck  
 daselbst führet eine Lebens-Art / wie  
 die auff Madagascar / aber ihre Reli-  
 gion kömmt der Mahometanischen  
 etwas näher. Das Manns-Volck ist  
 so eyfersüchtig wegen ihrer Weiber /  
 daß sie auch rasend darüber werden /  
 und belegt man die / so sich hier eini-  
 ger Freyheit heraus nehmen / mit der  
 Todes-Straffe ; Sie essen kein  
 Schweinen-Fleisch / und haben vor  
 diesem Thiere einen solchen Abscheu/  
 daß sie auch tieffe Löcher machen/usi die  
 jenigen/ so sterben/hinein verscharren /  
 damit man sie ja im Vorbeygehen/  
 nicht

nicht riechen möge / Gold und Silber  
ist bey ihnen nicht in höhern Werth /  
als Zien und Kupffer.

Wir fiengen daselbst viel Feder-  
Wildpreth / und wenn wir die Wah-  
ren / so wir mit ihnen verstoehen / nach  
dem Werth / was sie in Franckreich  
gelten / überschlagen / so kam der beste  
Kaphan nicht wohl vier Pfennige.

So bald wir hatten / was wir begehr-  
ten / seegelten wir das Vorgebürge die-  
ser Bay wieder vorüber / und nach S.  
Marie , da wir uns auch nicht länger  
auffhielten / als nöthig war / diejeni-  
gen / so wir mit zurück nehmen solten /  
einzuschiffen. Ihrer viel / so sich daselbst  
verheyrathet / wolten lieber daselbst  
bleiben / als ihre Weiber im Stich las-  
sen / weil der Capitain keine auffneh-  
men wolte / wir reiseten also den 13. ab /  
und wurffen auff der Reethe von Ga-  
lamboule den 14. den Ancker ; Auff  
wels

welche Rhede es allezeit Wellem  
wirfft/ es mag sonst so stille seyn/ als es  
will.

Da wir nun die von der Französische  
Nation eingenommen / zündete  
wir die Schanze an: Die Schwarzen  
gaben gnug zu verstehen / wie leid  
es ihnen sey/ daß solche wieder weg zogen  
/ indem sie sich sehr vor denen Einwohnern  
in Gebürge fürchteten / welches ihre  
abgesagte Feinde sind/ und als sie sahen  
/ daß wir die Canonen einschiffeten / wolten  
sie gar verzweifeln.

Wir liessen uns ihre Thränen zu  
Herzen gehen / und nahmen ihrer so  
viel ein/ als das Schiff fassen kunte /  
und befriedigten die Zurückbleibenden  
mit Geschencken / und der Hoffnung/  
daß wir sie nachholen wolten.

Wir verliessen diesen gefährlichen  
Hafen/ den 10. dieses Monats / mit  
gar

gar gutem Winde/ also/ daß wir die Spitze von Itapere/ so nur 3. Meilen von der Bestung Dauphine abgelegt/ den 26. ins Gesicht bekamen.

Die erfahrnesten Schiff-Leute sind gewohnet/ daß sie an diesem Orte Anker werffen/ damit sie denen Felsen/ so in diesem Meer-Basen zu finden/ entgegen mögen. Aber unser Steuer-Mann/ der viel verwegener und weniger Verstand hatte / seegelte mit der grössesten Gefahr der Zerscheiterung durch // und vorbei; und bey anbrechenden Tag wurden wir gewahr/ daß wir diese Bay schon vorbei waren. Weil wir nun uns Hoffnung gemacht / in kurzer Zeit heimzukommen/ hatten wir unser Proviant nicht wohl zusammen gehalten/ daß wir also an allen/ ausser an Reiß/ Mangel litten. Und nachdem wir nun lange Zeit gerathschlaget / wurden wir endlich schlußig/  
Land.

Landwerts einzugehen / und diejenige/so wir zu S. Marie und Galamboule eingenommen/ ans Land zu setzen.

Wir lieffen also in dem Bay der Gallionen ein / (welche man daher also nennet / weil ehemahls daselbst etliche Portugiesische Gallionen verunglücket/) von dar nur 3. Meilen nach der Festung Dauphine ist/und warteten daselbst/bis es Tag wurde/ damit wir unsere Leute desto beqvemer aussetzen möchten. Als der Wind in einem Huy Sud-westlich wurde / lichteten wir unsere Ancker / und kamen nach einigen Wiederwärtigkeiten nach Thouée / da wir die andern Schiffe den 5. Augusti Mittags erreichten. So bald wir in Sicherheit/führte das gesammte Schiff-Volck wider den Capitain grosse Klage/welcher auch sobald seiner Charge entsetzet/ und der Herr

Herr Lambety, welcher auff diesem Schiff schon einmal Capitain gewesen/an seine statt dahin befördert wurde.

Das dreyzehende Capitel.

Die Abreise von Madagascar nach Indien.

**S**obald der neue Capitain eingesetzt war/bekam er Ordre, sich zu der Reise in Orient mit seinem Schiffe/die Crone genannt/einer Fregate, Namens Mazarine, und einem Hücker, Sanct Jean genannt / fertig zu halten.

Weil nun es schon weit ins Jahr arbeitete man mit allem Fleiß/also/das den 12. Augusti alle drey Seegel fertig waren/uñ fuhren mit einem Nord-Ost-wind das südliche Vorgebürge der Insul Dauphine vorbey / aber die Mazarine, welches ein abgeführtes Schiff/

Schiff / verlohre daselbst seine grosse Mast. und grosse Seegel-Stange. Man gab uns zwar von diesem Zufal so bald Nachricht / weil wir aber diesem nicht eben zur Convoy mitgegeben waren / uñ man so geschwind / als möglich / nach Surate gehen sollte / nahm jedes seinen besondern Strich. So off als wir uns wandten / wandte sich der Wind auch / uñ hatten solchen stets hinter uns / daß wir alle Seegel brauchen kunten. Wir führen im Angesicht der Bay von S. Augustin, einem Hafen der Insul Danphine; so West-warts unterm 25. Grad der Mittags-Breite liegt / vorbey / uñ von dar kamen wir an die Insul Don-Joan, in Willens / uns daselbst einige Eysfrischungen einzunehmen. Die Portugiesen haben ihr diesen Nahmen daher gegeben / weil derjenige / so sie entdeckte / solchen Nahmen geführet. Selbige lieget zwischen Afri-



ca und Madagascar, bey drey oder vier andern/ darunter die vornehmste Majota heisset/und waren wir dieser kaum gewahr worden/als der Wind sich legte/ und wir durch den Strohm fast an die Stein-Klippen / damit sie umgeben ist/ angetrieben worden. Und waren wir unfehlbar geschaidert/ wenn die Meer-Stille länger gewähret.

Aber der Wind erhub sich wieder/ und wir verfolgten unsern Weg/ ohne/ daß wir an die Erfrischung weiter gedacht hätten/ weil wir uns ein neu Unglück befahrten.

Wir seegekten also die Insul Socotora vorbey/ welche nahe am rothen Meer liegt/ und von der die beste Aloe kommt/ welche insgemein Chrestin genennet wird. Wir hatten hier wieder einige Wind-Stille/ und nachmals einen Sturm / welcher uns die größte Mast-Stange nahm. Inzwischen  
see.

segelten wir fort/biß den 18. Septem-  
 bris. da wir den Hucker S. Jean an  
 der Küste von Indien/von welchem wir  
 uns den ersten Tag unserer Reise ab-  
 gesondert/ fanden. Wir setzten mit ihm  
 unsere Reise fort/ und bekamen von  
 diesem Schiff einige Lebens-Mittel.  
 Weil die Gegend von Indien an der  
 Küste von Suratte gar tieff liegt/ ist  
 man genöthiget/ oft den Grund mit  
 dem Bleywurff zu erkundigen. Wir  
 hatten aber solches nicht gethan/ und  
 funden doch die rechte Tieffe. Denn  
 zwischen dem 18. und 20. Septem-  
 bris kamen wir/ aus Unvorsichtigkeit  
 unserer Schiff-Leute/ über die Sand-  
 Bäncke/so zwischen Duc und Damon.  
 zween denen Portugiesen zustehender  
 Städten/sich befinden/ von welchen in  
 folgenden etwas zu melden seyn wird.  
 Indem unsere Schiffe eben nicht die  
 grössesten/auch nicht zu schwer belastet/

so

so lieff es noch so ab. Den Abend selbigen Tages bekamen wir die Schiffe/so auff der grossen Rhede von Surate lagen/ ins Gesicht/ehe wir noch das Land sahen; Und weil die Gefahr/der wir zu unterschiedenen mahlen entgangen/ uns bedachtsam und furchtsam gemacht/ wurffen wir Ancker / und erwarteten des Tages. Den 21 kamen wir auff die Rhede / zwey Meilen von dem Mund des Flusses/und fünffe von der Stadt. Man lieffe alsobald die Chalouppen dahin abgehen / und unsere Anfunfft anmelden. Wir hatten sie aber kaum aus dem Gesichte verlohren/ als ein ungestümer Wind von Süd-West entstunde / daß wir auch davor hielten / sie würden auff dieser Reise verunglücken; Auch liessen wir alle Ancker fallen / und legten die grosse Mast und die Seegel-Stange auff den Überloff; aber der Sturm wurde

so grausam/das auch die allerbeherge-  
sten ihr Leben verlohren gaben. Und  
wenn die Anker-Thuue nicht so wohl  
gehalten / hätten wir am Lande gar  
leicht scheitern können / denn dieser  
Sturm dergleichen einer/so die India-  
ner Elephant oder auch Orcan, we-  
gen seiner Hefftigkeit/nennen.

Dieses Schrecken hatte nun / wie  
die andern alle / so uns zugestossen/ein  
Ende/ und unsere Abgeordnete lange-  
ten mit aller Verwunderung zu Su-  
ratte an. Der Herr Caron schickte  
uns Proviant / Piloten und Bots-  
Knechte/ uns hinauff zu helffen/ aber  
sie kamen erst den 23. zu uns. Das  
Schiff S. Jean kam auff eine Sand-  
Banck zu sitzen / aber vermittelst der  
Fluth glücklich wieder ab. Wir mach-  
ten also Anstalt / in den Fluß zu kom-  
men/ aber er war so strenge / das wir  
nicht / als mit abermahliger grosser  
Mü-

Ruhe/hinauff-gelangen. Endlich er-  
 reichten wir den Garten der Compa-  
 nie, welcher nur eine Viertel-Mei-  
 von Surate ist.

Das Schiff / auff welchem ich ge-  
 esen/wurde so bald ausgebessert/ und  
 wieder befrachtet/ umb nach Masila-  
 atan zu gehen / seegelten auch zum  
 Ende des Novembris ab; das Schiff  
 Jean nahm seinen Weg nach der In-  
 sel Dauphine, und das Schiff Ma-  
 orine, welches lange hernach ankam  
 wurde abgetragen / weil es nicht mehr  
 zur Seefahrt gebraucht werden kun-

Und weil das Schiff/ die Crone ge-  
 nannt/ mit dem ich nach Surate ge-  
 kommen/ nach Masulipatan, eine  
 Stadt an der Küste von Coromandel/  
 da seegeln beordret war / stieg ich aus/  
 und erwartete andere Verordnung.  
 Und will also / meinem vorigen Abse-

D

hen

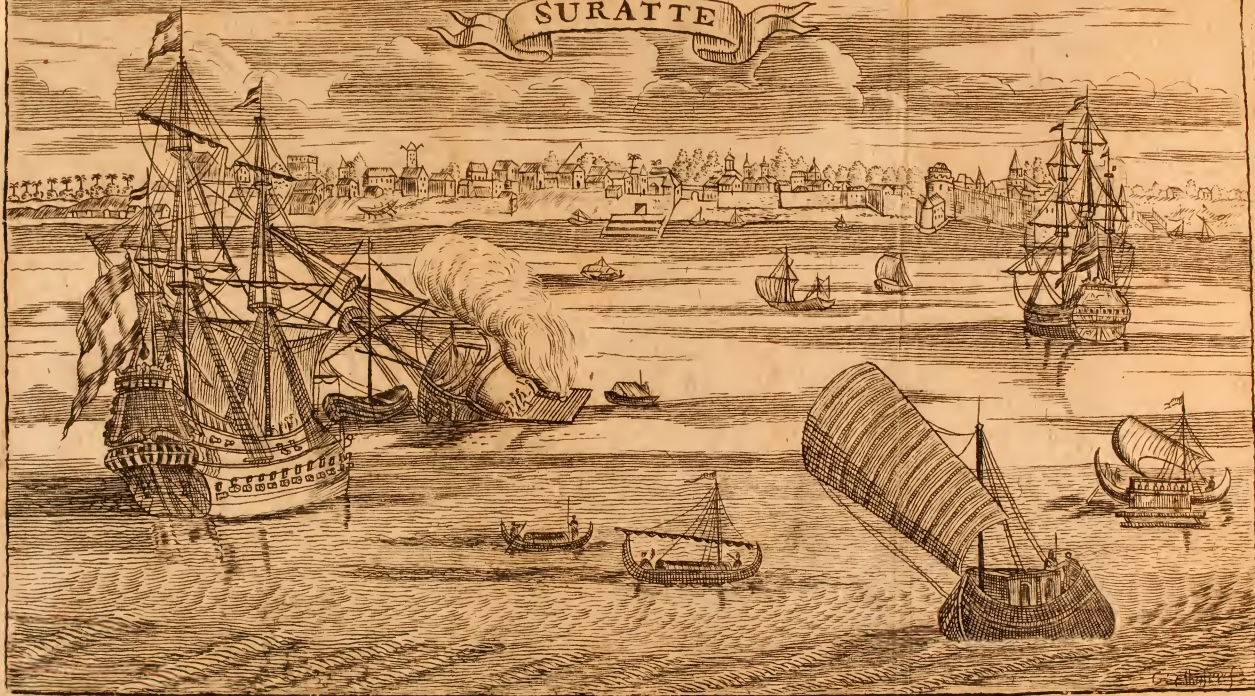
hen gemäß / alles / was ich zu Suratte  
merckwürdiges gesehen / ausführlich  
melden.

Das 14. Capitel.

Von Surate.

**D**iese Stadt lieget unter dem 21  
Grad der Abend-Breite / und ist  
der wichtigste Hafen / den der gross  
Mogol in seinem Reiche hat; Sie ist  
groß und Volkreich / an ihren Mau  
ern laufft ein schöner Fluß vorbey / un  
drey Meilen von dar in die See. Als  
ich da anlangete / war sie noch nicht be  
festiget. Es haben aber die Einwohne  
nachdem / ihre Sicherheit dem Seva  
gi, einem benachbarten Fürsten / zu  
dancken / welcher durch seine öfter  
Einfälle sie genöthiget hat / Fortifi  
cation darumb zu bauen. Die Sand  
Bäncke / so vor dem Eingange de  
Flusses liegen / ändern sich stets / un  
wir

SURATTE



7  
h  
n  
r

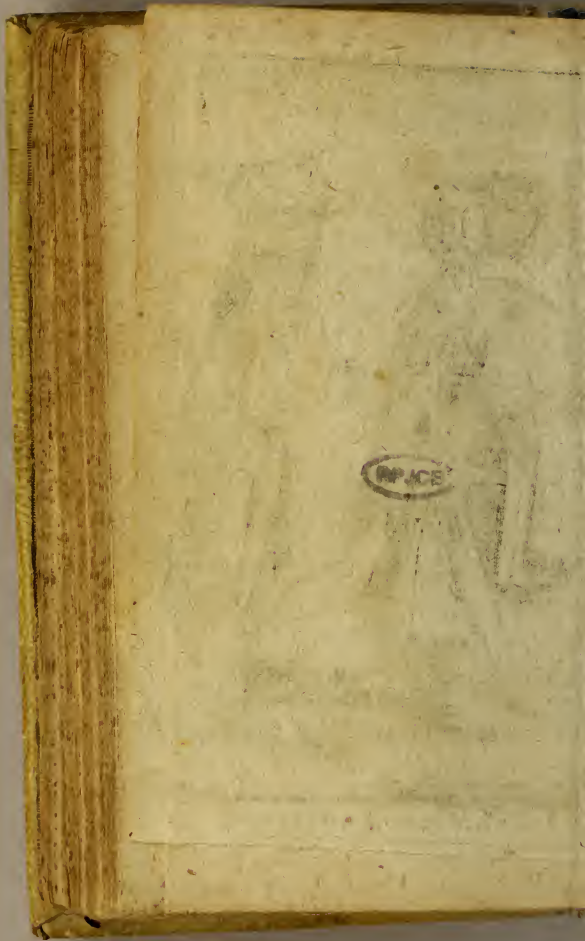
1  
2  
3  
4  
5  
6  
7  
8  
9  
10







Habitans de Suratte .



wird man sie nicht zwey Jahr nach einander an einem Orte zu sehen bekommen / welches denn die Durchfarth um so viel gefährlicher machet.

Die Gassen zu Suratte sind schön / aber weil sie nicht gepflastert / un bequem / und zwar am meisten in wä hren der Dürre / welches die Helffte des Jahres währet / und die Indianer Sommer nennen / wiewohl zu der Zeit die Sonne am weitesten von ihnen. Man lässt selbige / absonderlich in dem Theil / da die Vornehmsten wohnen / mit Wasser besprengen. Die Häuser haben nur ein Geschos / des gemeinen Volcks ihre sind mit Ziegel gedecket / und die vornehmsten haben einen Altan / von einem gewissen Gyps / der so schön als Marmor / und nicht weniger den Regen aushält. Er ist in der mitten ein wenig erhöhet / damit das Wasser ablauffen kan / und bringen viel Leute

die Nacht darauff zu / umb der kühlen Luft zu geniessen.

In allen grossen Häusern befinden sich Gärten/so ihnen an statt des Hofes dienen/welche um und um mit Sommerlauben von Weinstöcken besetzt/welche des Jahrs zweymahl Trauben bringen.

Insgemein hat man hier keine andere / als diese Frucht / aber überaus schöne Blumen / und die / so sie Mougrin nennen / und wie unser Jasmin aussiehet / haben den Preis vor allen. Es sind solche Bäume/welche alle Tage mit Aufgang der Sonnen Blüthen tragen / bey deren Untergang aber wieder fallen lassen / und andere / derer Blüthen den Abend auffgehen / und gegen Morgen wieder verwelcken. Die Frühlings-Zeiten/welche daselbst stetswährend ist / lässet daran keinen Mangel leiden.

Ben den Vornehmen / ja auch bey  
theils Gemeinen / sind schöne Bäder/  
von einer wunderbaren Nettigkeit.  
Die Indianer brauchen solche so wohl  
nach Erforderung ihrer Religion / als  
sich / wegen der Hitze in diesem Lande/  
darinnen abzufrischen. Die Frango-  
sen / Engel- und Holländer / wohnen in  
den schönsten Häusern / der Armenen  
ihre geben auch nichts nach / und insge-  
mein sind sie alle hübsch.

Die Handlung ist daselbst sehr wich-  
tig / man findet allda viel Diamanten /  
welche der König von Golconda , der  
dem grossen Mogol Zinsbar ist / da-  
hin schickt. Perlen / welche bey dem  
Vorgebürge Comorin, und an vielen  
Orten des Persischen Meer-Busens  
gefischt werden. Ambra, von den  
Küsten / so über das Vorgebürge der  
guten Hoffnung häufig hervor ge-  
bracht wird. Der Muscus kömmt  
D 2 aus

aus China, und Zibeth, welcher vordenen so genannten Zibeth-Ragen genommen wird. Es sind da allerhand seidene und güldene Zeuge; der schönste Cattun von der Welt. Indigo, und vielerley Specereyen zur Medicin, welche im Lande wachsen/ oder aus Arabien kommen. Das Gewürge wird in Indien gefunden. Die Muscaten in Malacca; Die Nägelein in Macassar; Zimmet-Rinde/ in der Insul Ceylon/ und der Pfeffer an der ganzen Malabarischen Küste. Und also ist nichts so seltsam und rar/ so die Magazine zu Suratte nicht herbeschaffen können. Der Gouverneur ist nicht allein über die Stadt/ sondern auch über die ganze Landschaft/ so sehr weitläufftig ist/ gesetzt: Er hat eine prächtige Hoff-Stadt: Seine Garde, so ihm stets folget/ bestehet aus unterschiedlichen Compagnien

gnien zu Pferde und Fuß; Wenn er ausgehet/läßt er sich auff einem Elephanten tragen / über welchen ein Zelt ausgespannet / unter dem sich nachdem das Thier groß ist / zwölf und mehr Personen behelffen können; oder in einem Palanquin oder Senffte/ welches wie ein Bette / mit einem Himmel / von einem kostbaren Zeug / so von vier Personen getragen wird; welches sonst der wohlhabenden Leute gemeinstes Fortkommen ist/und darinnen viel sänffter / als in denen Chaisen bey uns fortzukommen ist. Man kan vier solche Träger vor 20. Francken einen Monat haben/ohne/ daß man ihm Kost schaffen dürffe / außer / wenn es über Feld gehet/ welche dergleichen Palanquin oder Tragsessel nicht haben können/gebrauchen sich der Pferde/ die man/und zwar die schönsten/ dahin aus Arabien haben kan.

Dieses Gouvernement zu Suratte ist nicht immerwährend / und diejenigen / so darein gesetzt werden / genießen solches vier oder auff's höchste 5. Jahr. West-wärts der Stadt liegt eine alte Vestung / so mit einem tieffen Graben umgeben / in welchem Orte stets eine gute Besatzung / und ein absonderlicher Commendant, welcher von jenem nicht dependiret / unterhalten wird. Alle Europäer haben Stücken bey sich / damit sie sich im Fall eines Aufflauffs / dergleichen gar oft geschicht / wehren können.

Der Gebrauch der Bäder und Bad-Stuben ist zu Suratte gemein. Es sind ihrer hier besondere / darinne man sich alleine kan bedienen lassen / und noch andere zur allgemeinen Bequemlichkeit / davor man nichts bezahlet.



Das 15. Capitel.  
Fortsetzung des Vorigen.

**E**ine Viertel-Meile von Suratte  
ist eine grosse von gehauenen  
Steine ausgemauerte Cisterne /  
so ein reicher Banian ehemahls bauen  
lassen / und von einem grossen Umfang  
ist / dahinein man auff einer bequemen  
Treppe steigen kan. In solcher ist ei-  
ne kleine Pagone, oder den Heydni-  
schen Götzen gewidmeter Tempel /  
darinnen die senigen / so gebadet / ih-  
re Andacht verrichten. Die Spazier-  
Gänge dahin sind alle voll Bäume  
gesetzt. So sind auch umb Suratte  
grosse Gärten / so überaus wohl unter-  
halten werden / und darein jedermann  
gehen darff. Ob schon die Banianen  
die reichsten Einwohner in Suratte,  
und die Bornehmsten in der Handlung  
sind / so führen sich doch die Mohren

oder Mahometaner am prächtigsten auff. Wann eine ansehnliche Person an einem Fest-Tage durch die Stadt geht / so lassen sie sich Trompeten vorher tragen / 8. oder 10. Schuh lang / und nach Proportion dicke / die man zerlegen kan / und einen angenehmen und Kriegerischen Thon von sich geben. Die Häupter von den fremden Nationen lassen / damit sie sich dem Landes-Gebrauch gleich halten / die Standarte ihres Pringens / oder der Republic, der sie dienen / vor sich her tragen / und auch die Trompeter überall vor sich her gehen. Eine Meile von der Stadt ist ein Dorff / darinnen lauter Perser oder Parfis wohnen / welche die Sonne oder das Feuer anbeten / dahin gehet man zum Tary oder Palm = Wein spazieren. In folgenden werde ich melden / wie er gemacht wird. Es ist ein köstlicher  
 Franck.

Frant. Die nah-anliegende Landschaft ist eben und fruchtbar/ so bald als der Regen auffgehöret/ welches zu Ende des Septembris geschieht/ säet man Korn darauff / und im Monat Januarii erndet man solches ein.

Die Luft zu Suratte ist gut / es giebt daselbst niemahls Frost/ und die Hitze ist noch immer erträglich.

Der Hafen Savaly liegt vier Meilen davon/Nord-westlich/daselbst landen alle Schiffe an/ aber sie können daselbst nicht / als vom October an/ biß auff den Maji, verharren; Denn in der andern Zeit des Jahres / ist es daselbst/ wegen der unbeständigen Winde/gar gefährlich. Umb diesen Hafen Savaly her/liegen unterschiedliche Dörffer/ doch ist dieses/ davon solcher den Nahmen hat/das beste. Die Europäischen Compagnien haben daselbst ihre Pact-Häuser und Facto-

reyen, auff welchen sie ihre Standarten auffgestecket. Der Mogol läset nicht zu / daß seine Unterthanen mit ihren Schiffen in den Hafen Savaly kommen / aus Besorge / sie möchten ihn umb den Zoll bringen / und ist also dieser Hafen nur vor die Europäer / welchen zu Gefallen denn viel Bramanen / Heyden und Mohren dahin kommen / und währender Zeit / daß die Schiffe daselbst stille liegen / gleichsam ein beweglich Dorff vorstellen / welches in unterschiedliche Gassen abgetheilet / allwo die Rauff-Leute ihre Buden mit allerley den Schiff-Leuten nöthigen Dingen angefüllet haben.

Als die ersten Französische Schiffe da vorüber nach Indien fuhren / trug sich ein Zufall zu / welcher fast lose Handel verursacht hätte. Es kam ein Mahometaner ans Schiff / welcher

ther fragte / ob man nicht Pistolen zu verkauffen habe. Ein Unter-Kauffmann / der dergleichen zu verhandeln hatte / reichte ihm ein paar / dieser wolte einen Schuß zum Fenster hinaus thun. Als Verkäufer nun sahe / daß er sich nicht wohl darzu schickte / gab er selbst Feuer / und schosß einem kleinen Kind / das zu seinem Unglück in Schuß kam / drey Kugeln in die Brust. Diese Begebenheit erschreckte iederman / und absonderlich den Thäter / der so unschuldig darzu kam. Die Zeitung erschall so bald zu Lande / und kam in kurzer Zeit von Savaly nach Suratte, daselbst man überlaut schrie / man solte eine solche Nation, deren geringste Kurzweil auff solche Mordthat hinaus lieffe / nicht leiden; sondern fortreiben / und die unsrigen durfften in etlichen Tagen nicht aus dem Schiff kommen.

Endlich wurde die Sache beygeleget / das todte Kind war Heydnischer Geburth / und kostete nichts mehr / als Geld / und diese Bedingung / daß der schuldige nicht an das Land kommen / sondern mit eben dem Schiff / darauß er angelanget / wieder nach Europa kehren solte. Es würde aber / wenn das Entleibte ein Mahometaner gewesen / grössere Ungelegenheit gegeben / und es alsdenn schlecht umb des Unter- Rauffmanns Leben gestanden haben. Denn diß wird von ihnen / nemlich denen / so von der Secte des Mahomets, steiff und fest darüber gehalten / daß / wenn ein frembder / und absonderlich ein Christ / einen Musul- Mann (welchen Nahmen sie sich alle geben / und so viel als ein Recht-gläubiger heisset /) ums Leben bringet / solcher Verlust anders nicht / als wieder mit dem Leben bezahlet werden kan.

Das

## Das 16. Capitel.

Von den unterschiedlichen Religi-  
onen.

**E**s würde so unmöglich / als be-  
schwerlich fallen / die Zahl der Se-  
cten, die ihren Gottes-Dienst auff  
so mancherley Weise halten / genau  
herzurechnen. Der Christliche Glau-  
be ist daselbst durch den heiligen Tho-  
mas gepflanzt / und dieser seelige A-  
postel / hat auch die Wahrheit / so er ge-  
prediget / mit seinem Blute besiegelt.  
Man hat auch bis daher diese reine Leh-  
re gegen der Cüste von Coromandel er-  
halten / und wuste man / ehe diese Völ-  
cker mit denen Portugiesen in Hand-  
lung geriethen / sonst von nichts / als  
von dem Evangelio S. Matthæi, man  
machte aber ihnen auch die andern be-  
stand / darüber sie denn grosse Freude  
und Wunders hernachmahls von sich  
spüh-

spühren lieffen/ als sie höreten/ daß so viel Völcker/durch eben den Glauben erleuchtet / Jesum Ebriskum eben so anbeteten/als wie sie. In ein und andern Ceremonien waren sie wohl etwas unterschieden / aber was das Hauptwerck antraff / so kamen sie mit uns überein.

Die Portugiesen/welche sich in dem äußerlichen ohne dem groß hervor thun / haben in Pflanzung des Christenthums es sehr weit gebracht; Denn kaum was schönere seyn kan / als ihre Kirchen und Elöster / jedoch ist bey ihrer Gottesfurcht noch ein und anderer Mangel auszusetzen.

Die strenge Inquisition, welche in allen Landen/so dem König von Portugal unterworffen/ eingeführet ist / deren Rahmen so heilig / aber ihr Verfahren auch grausam gnug ist / hat keinen andern Nutzen geschaffet / als daß  
 sie



Die Ungläubigen von der Tauffe und  
Vereinigung mit der Kirche abgeschre-  
cket; Ob schon die Christen in denen  
Mahometanischen Landen ihre Reli-  
gion nicht öffentlich treiben können / so  
ist es ihnen doch insonderheit vor sich zu  
üben nicht verboten. Sie haben da-  
selbst ihre Privat-Häuser / darinnen  
sie zusammen kommen / und ihren  
Gottesdienst halten können / wie denn  
die Französische Capuciner der-  
gleichen zu Surate haben. Nur ist  
ihnen bey Lebens-Straffe verboten/  
denen Mahometanern etwas von  
ihnen beyzubringen. dadurch sie/sich zu  
ihnen zu wenden/könten bewogen wer-  
den. Und die/von denen man nur den  
geringsten Wegwohn hat / daß er eini-  
gen Anfang in unserer Religion ge-  
macht/haben das Feuer zu gewarten/  
es wäre denn / daß sie durch eine  
öffentliche Mahometanische Reli-  
gions-

gions = Übung sich deswegen recht fertigten.

Es giebt zu Suratta Armenische Christen / welche Glieder der Griechischen / Schismatischen Kirche sind / die ihre Kirchen eben wie die Catholischen / Englischen / Holländer und andere Europäische Völcker / haben / aber der ungläubige Mahomet hat doch überall die Ober = Hand / und dessen Secte ist in Indien und andern Theils Ostiens / die grössste. Der grosse Mogol macht auch Profession davon / wie auch nach seinem Exempel fast alle seine Unterthanen. Man weiß auch in Indien noch von einer andern Art Völcker / so sie Paesen oder Parsen nennen / und von denen alten Persianern herkommen / welche von denen Mahometanern vertrieben und genöthiget worden / sich auff's Meer / zu Rettung ihres Lebens / zu begeben. Auf dieser

Re =

Reise kamen ihrer viel umb / und davon nur allein drey Barqven in Indien ans Land / eine blieb zu Suratte, die andere zu Diu, und die dritte bey dem Flecken Gandivi, so zwischen Suratte und Damian liegt. Sie haben sich nicht viel vermehret / haben keine grosse Mittel / und vermöge eines Gesetzes / ist ihnen / daß sie keine andere Waffen / als ein klein Messer / tragen dürffen / aufferleget. Die Sonne und das Feuer sind ihre Götter. Ein Licht auszuleschen / ist bey ihnen eine grosse Sünde; auf das meiste ist ihnen / wenn sie ja nicht wollen / daß ein Licht brennen soll / daß sie mit hin und her sackeln / vergönnet. Die Lampen und Feuer-Heerde sind ihre Kirchen. Ihre Todten begraben sie weder / noch verbrennen sie / und haben auff dem Felde eine Artz einer Cisterne / darüber ein eisern Gitter / davein legen sie ihre Leichen in  
die

die Sonne / welche sie auch in kurzer  
Zeit verzehret. Ob gleich alle die jenn-  
gen / so nicht getaufft / Heyden zu nen-  
nen / und es also die Perser in Wahr-  
heit auch wären / so legt man doch den  
Indianern diesen Nahmen / wegen  
der grossen Anzahl ihrer Götter / mit  
mehrern Rechte bey; Derer Über-  
glauben so weit gehet / daß sie auch Be-  
stien anbetzen / und kostet ihr lächerli-  
cher Gottes-Dienst / den sie Drachen  
und Schlangen beweisen / ihnen nicht  
selten das Leben. Alle Heyden ehren  
die Affen / und hegen eine besondere  
Ehrebietung vor das Kind-Vieh.  
Sie sind in unterschiedlichen Ge-  
schlechtern / Linien und Sorten abge-  
theilet / welches der Portugiesen mit  
dem Worte Caste bedeuten.

Die merckwürdigsten unter ihnen  
sind die Bramanen oder Bragma-  
nen / so Priester / und verbunden sind /  
un-

unverbrüchlich die Gewohnheit zu halten / daß sie nichts von dem / so das Leben hat / oder haben könne / essen; Daher sie sich denn nur von Hülsen- und andern Früchten und Milchwerck erhalten / auch nichts trincken / so trincken machen könne. Ihre Fasten sind so strenge / daß sie auch in drey Tagen nur eine Mahlzeit essen. Die andern übrigen alle ehren diese Bramanes, als ihre Vorsteher. Gewehr zu tragen ist ihnen verboten / und können weder Menschen noch Thiere tödten / wenn sie auch von ihnen angefallen würden / und von diesen wird das alles / was das Volk ihren Göttern opfern will / angenommen. Die armer sind / halten sich des Morgens an den Ufern der Flüsse auff / und beten vor die / so sich reinigen wollen / welches mit ein wenig rother / oder einer andern Farbe geschieht / dadurch selbige

ge

geden Tag über vor allem Unglück  
sicher zu seyn meynen/ davor sie von je  
nen einige Allmosen / davon sie ihre  
Familien ernähren/bekommen.

Die Banianen oder Bamanen  
seynd was geringer / und dergestalt ist  
ihnen auch nicht vergönnet/in die Pa  
goden zu gehen / als wenn sie opffern  
wollen. Mit dem Essen nehmen sie al  
le die Reguln / wie die Bramanen, in  
acht; Ihre meiste Verrichtung ist die  
Handelschafft / und man wird in ganz  
Indien darzu keine geschicktere finden.  
Die Banianen oder Bramanen fol  
gen des Pythagoræ Lehre nach / und  
glauben/das die Seele/ so bald sie aus  
einem Leibe fährt/wieder in einen an  
dern Körper wandele/ und aus den Ur  
sachen tödten sie nichts/ und lassen auch  
Keinem Thiere das Leben nehmen / ja  
es sind unter ihnen etliche so einfältig /  
das sie denen Hunden Brod austhei  
len/

en / in der Hoffnung / daß die Götter ihre Seelen in die Leiber eines von den besten solcher Thiere werden fah-  
en lassen. Die Heyden sind in sehr viel Geschlechts-Linien abgetheilet / und jedes Handwerck bestehet aus einer / iedoch sind sie nicht eben so strenge / als die ersten. Etliche essen Fische / etliche alle andere Speisen / ausser Rind-  
Fleisch nicht / etliche haben das Geschick der Armuth / und bringen ihre Lebens-Zeit mit Betteln zu / welche nichts desto weniger in Ehren gehalten werden. Sie fordern die Almosen mit Ungestüm / und sagen Befehlsweise / gebt mir diß oder das ; das ganze Land ist von ihnen angefüllet / und siehet man sie stets auff dem Wege / so nach den Pagoden zugehen / da man ihnen ein Liebes-Werck bezeugen / und gutes thun kan. Sie sind auch so unverschämt / daß sie auch die Leute / so ihnen

ihnen nichts geben/ schimpffen; Sie lassen ihre Haare wachsen, damit man sie von den andern Heyden unterscheidn kan/ welche sich beschneiden / außer daß etliche oben auff dem Würbel einen Schupff behalten / daß man sehen möge / von was vor Religion sie sind. Die lange Haare tragen/ brauchen ein gewisses Del/wovon sie so lang und dicke wachsen/der gleichen ich denn gesehen/ so länger als zwey Ellen waren. Etliche unter diesen Fantasten werden Faqvirs genannt/welche eine Gelübde thun/so viel Jahre in den Pagoden auffrecht stehend / mit auffgehobenen/oder Kreuz-weise gelegten Armen/oder in einer andern Positur/wie es ihnen ihre närrische Einbildung eingiebt / zu verharren. Und weil der Schlaf ihnen an solchem Vorhaben verhinderlich fallen könnte / so lassen sie sich in der Positur / darinnen sie seyn wol-



ollen/feste anbinden/ und bleiben die  
 eit ihres Gelübdes also ; Da inzwi-  
 hen die Pfleger der Pagoden Sor-  
 e vor sie tragen / und sie speisen und  
 änkten lassen. Und nach dem blei-  
 en sie gemeiniglich ihre übrige Lebens-  
 eit steiff und mit den Armen Kreuz-  
 weiß in einander geschlagen ; weil  
 ch die Gelencke nicht mehr beugen  
 assen / und alle Bewegung verlohren  
 aben. Der meiste Theil unter den  
 rossen Mogul befindlichen Heyden  
 verbrennen ihre Todten / und wird  
 an auch in dem übrigen Theil Indi-  
 ns wenig finden / die solche begra-  
 en.

Das 17. Capitel.

Wie sich die Indianischen Weiber  
 mit den Leichen ihrer verstor-  
 benen Männer lebendig  
 verbrennen.

E

Die

**D**ie Geschichte von Indien me-  
 den/ wie in den ersten Zeiten die  
 Länder von gewissen Fürsten beherr-  
 schet worden/ und da denen Weiber  
 ihre Männer zu lange gelebet/sie si-  
 ch kein Gewissen gemacht hätten /  
 mit Gifte aus dem Wege zuräumen.  
 Weil nun der Exempel zu viel werde-  
 wollen / wären die Könige bewogen  
 worden / ein Gesetz zu geben / we-  
 ches alle Weiber / was Standes od-  
 er Würden sie seyn möchten / darzu ver-  
 urtheilet / daß sie mit den Körpern i-  
 hrer verstorbenen Männer solten ver-  
 brennet werden. Und damit dies  
 Schluß nicht so harte scheinen möcht-  
 hat man solchen hinter einem Religi-  
 ons-Absehen verstecket / und diese  
 Unglücklichen von einer vollkomm-  
 nen Glückseligkeit nach ihren Tod  
 Verheißung gethan.

Die Braminen lassen sie als klein-  
 Götter

Gottheiten verehren / und dieser Eh-  
ren-Ruhm bringet sie darzu / daß sie  
aus diesem unmenschlichen Zwang mit  
freyem Willen eine Tugend machen/  
und sich selbst zu diesem Tode durch ein  
Gelübde verbinden / und nicht warten/  
biß sie dazu genöthiget werden.

Als aber lange Jahr hernach die  
Mahometaner sich dieser Landschaften  
bemächtiget / haben sie diese un-  
menschliche Gewohnheit abzuschaffen  
getrachtet; jedoch weil sie daselbst die  
Gewissen nicht zwingen wolten / hat  
man dabey keine Gewalt gebraucht/  
sondern sich damit vergnüget / daß man  
ein Gesetz gabe / wie bey dieser Auf-  
opfferung kein Zwang / sondern in der  
heydnischen Weiber Willen stehen sol-  
te / ob sie mit ihren Männern sterben/  
oder sie überleben wolten.

Auff derer Könige Befehl müssen  
die Gouverneurs die jenigen / so sich

zum Verbrennen angegeben / selbst  
 examiniren / und nicht unterlassen  
 sie mit Güte von ihrem Vorhaben ab-  
 wendig zu machen; Wenn sie aber  
 in ihrem Vorsatz zu sterben beharren  
 es endlich geschehen / iedoch sie wohl ver-  
 wahren lassen / damit / wenn sie ihre  
 Meynung ändern wolten / nicht könn-  
 en entführet werden. Diese Behut-  
 samkeit bringet sie dahin / daß sie solch  
 erschreckliche That in Bedencken neh-  
 men / und man hat manche / die zuvor  
 mit unerschrocknem Muth den Tod  
 begehret / zittern / und wenn sie den  
 Scheiter-Hauffen ansichtig worden  
 grosse Reue bezeigen sehen. Die Ce-  
 remonie wird aber so vollbracht  
 Man trägt die Leiche des Verstorbe-  
 nen an den Orth / da er soll verbrannt  
 werden; Die Einwohner von Surate  
 begeben sich gemeiniglich eine Mei-  
 le von der Stadt / den Fluß hinauff / in  
 eine

ine der berühmtesten Pagoden in die-  
 ser Landschaft; indem sie die Gewohn-  
 heit haben / sich gerne bey dieser Gela-  
 genheit zu den Tempeln und ans Was-  
 ser zu machen. Endlich bringt man die  
 Wittwe gleichsam im Triumph zu  
 Pferde mit Blumen-Cränzen/ auch  
 sonst nach Möglichkeit ausgepuzt/ und  
 mit viel Musicanten umgeben; De-  
 ren Blut- und Muths-Freunde fol-  
 gen / singen und tanzen vor Freude  
 daß sie eine solche Heldin unter ihrem  
 Geschlechte haben / oder daß sie ihrer  
 Freundschaft sich theilhaftig machen  
 wollen. Zuweilen wird sie zu Wasser  
 dahin gebracht / und alsdenn bindet  
 man den verbliebenen Leichnam der ge-  
 stalt ans Schiff/ daß die Wittwe/wel-  
 che auff einem Stuhl sitzet / ihre Füße  
 gegen ihren Mann stemmen kan. Ist  
 man nun an Orth und Stelle gelan-  
 get/muß man solchen an das Ufer le-

gen/ da die zur Auffopfferung bestiim-  
 ten sowohl den Leichnam als sich selbst  
 hernach abbaden. Inzwischen traget  
 man ihn in eine sieben und acht Schuh  
 zusammen gesetzte/ mit Rosen bedeckte/  
 auch überall mit Del/ Harz und  
 Schwefel/ damit es desto leichter bren-  
 ne/ begossene Hütte/darein man durch  
 eine niedrige Thüre gehen muß Wenn  
 nun der Todte dahin gebracht / so  
 steigt die Frau aus dem Wasser/ und  
 gehet etliche mahl mit den nassen Klei-  
 dern umb den Holz-Stoß; Nachdem  
 fället sie ihren Kindern / und allen / die  
 ihr mit Blut- oder Ruth-Freund-  
 schafft zugethan / umb den Hals/ und  
 theilet/ was sie kostbares an sich hat/un-  
 ter sie aus / welche man hernach / aus  
 Besorge/ daß sie durch deren Thrä-  
 nen weichherzig gemacht werden möch-  
 te/ bey Seite schafft; und alsdenn geht  
 sie zu ihrer Wahlstadt. Wenn sie sich  
 nun

man auf einen Strohern mit Schwefel  
begossenen Stuhl / nahe bey ihrem  
Manne/nieder gesezet / vermahnet sie  
ein Bramine zur Beständigkeit / und  
tröstet sie mit der Hoffnung / daß sie  
bald mit ihrem lieb-gewesenen Mann  
wird vereiniget werden / giebt ihr eine  
Fackel und etliche Blätter aus einem  
Buche / darinnen er zuvor gelesen / in  
die Hände / und wenn sie Herze gnug  
hat / stecket sie den Holzhaußen selber  
an ; oder wenn man einige Zagheit an  
ihr mercket / so thut ihr der Bramine  
diesen Dienst / und schliesset die Thüre /  
nachdem er heraus gegangen / zu / da in-  
zwischen die Zuseher das Glück und  
Ehre der Aufgeopfferten zu besingen  
pflegen. Da ich das erste mahl ein Zu-  
schauer dieser traurigen Ceremonie  
war / nahm ich alle Umstände ganz  
sorgfältig in acht. Die sich damahls  
verbrannte / schiene nicht älter als

zwanzig Jahr zu seyn; Sie sahe der  
 Zubereitung zu ihrem Tode mit einer  
 Bewunderns-würdigen Standhaff-  
 tigkeit zu; zündete auch das Feuer mit  
 eigenen Händen an. Und weil ich mich  
 gar nahe an den Holzstoß gestellet/sahe  
 ich / wie sie den Kopff von ihrem Ehe-  
 Mann in die Höhe hub / ihr Gesichte  
 darauff legte/ das Tuch/darein er ge-  
 hüllet/küssete / und also / ohne einzige  
 Anzeigung einer Schwachheit/dahin  
 starbe. Einige Zeit hernach wolte ei-  
 ne / die nicht so jung war / eben dieses  
 Gelübde erfüllen: Diese hatte den  
 Tod mit einem hefftigen Eifer gesu-  
 chet/ aber da die Noth an Mann gieng-  
 ge/hätte es ihr bald an Muth gefehlet;  
 Denn sie war kaum in den Holz-Stoß  
 hinein kommen / wolte sie mit ganzer  
 Gewalt wieder heraus; Aber der Bra-  
 mine, so über ihre Zaghaftigkeit er-  
 zürnet/zwange sie/daß sie den Tod/so sto-  
 zuvor



vor selbst-gesuchet / leyden muste.  
Sind nun die Leichen verzehret / so  
wirfft man die Asche in Fluß / und die  
Familien, darinne man so großmü-  
thige Weibes-Personen gefunden/  
werden vor andern hoch gehalten.

An den Orten / wo die Heiden die  
Ober-Herrschaft haben / muß diesem  
Geseze mit aller Strenge Folge gelei-  
stet werden / und welche sich nicht selbst  
anbieten / die verbrennet man mit Ge-  
walt. Welches aber am Abentheu-  
erlichsten ist / so werden die Heyrathen  
offt unter Manns-Volcke / so noch in  
Mutter-Leibe sind / und Töchtern  
von kaum 7. oder 8. Jahren geschlos-  
sen / welche man denn / ungeachtet ih-  
res unschuldigen Alters / wenn ihre  
Männer sterben / verbrennet / indem  
die Eltern sich vor eine (wiewohl bar-  
barische) Ehre schäzen / solche / damit  
E s diese

diese unmenschliche Gewohnheit bestätigt werde/hinzugeben.

In gewissen Königreichen in Indien ist diese Opfferung ganz anders beschaffen; Man gräbt ein tieffes Loch/ und wirfft den Verstorbenen hinein / darinnen zündet man drey Tage nach einander ein Feuer an ; und dahin wird die Wittbe gebracht; Doch/ damit sie bey Anschauung des Feuers sich nicht entseze / bedeckt man es mit einer Blendung von Bananien-Blättern / und wenn sie gnug herumgesehen / und Abschied genommen / stößet man sie durch diese Vermachung welche nicht viel wiederhalten kan/hinein.

Anderer vergraben ihre Todten in tieffe Gruben/ darinnen man denn die Wittben aufrechts stellet / und sie mit Erde biß an Hals bedeckt; Alsdenn kommt ein Bramin / und wenn er sie  
zur

zur Beständigkeit vermahnet / so  
 strangulirt er solches Schlacht-Dy-  
 fer / und scharret sie vollends mit Er-  
 den zu. Der König von Maudre  
 hat niemahls unter drey bis vierhun-  
 dert Weiber / welche sich / im Fall  
 er stirbt / alle müssen mit verbrennen  
 lassen.

Bev denen Begräbnüssen der Für-  
 sten / so von dem Sevagi herkommen /  
 hat man eine andere Gewohnheit:  
 Man verbrennet mit seinem Leichnam  
 alle Bediente / so ihm bey Lebens-Zeit  
 auffgewartet / welches denn auff eine  
 hohe Anzahl sich belaufft. So sind  
 auch noch andere kleine Königreiche /  
 darinnen man bey der Grossen ihren  
 Leich-Begräbnüssen nicht minder  
 grausame Gewohnheit / als wie ich ist  
 erzehlet / in acht nimmt.

## Das 18 Capitel.

Von den Tempeln und Kirchen der  
Indianer.

**W**eil die Indianer unterschiedener  
 Religionen sind / so sind auch ihre  
 Tempel nicht von einerley Gestalt ;  
 Die Mahometaner haben zu Suratte  
 prächtige Mosqueen auffgebauet / de-  
 rer in dieser Stadt über zweyhundert  
 sind / iedoch nicht alle von Wichtigkeit:  
 An denen Bildern haben sie einen  
 Greuel / und bestehet manchmahl der  
 Mosqueen ganze Zierde nur aus ei-  
 nem klein ausgemauerten Loch / so ge-  
 gen Mecha zu stehet / welches man des-  
 wegen also angemercket / weil die An-  
 dächtigen nicht allezeit diese berühm-  
 te Mosque zu besuchen Gelegenheit  
 haben : Auf diese Art sind dergleichen  
 viel angerichtet / welche im übrigen  
 kein ander Ansehen der Heiligkeit ha-  
 ben /

ben/ als ein Loch in der Mauer / und eine Ciſterne/ damit ſie ſich/ wenn ſie beſten/ reinigen und baden können; In- deſſen heißen ſie doch Mosqueen / und alſo wird auch die groſſe Menge der Mosqueen zu Cairo und andern Städ- ten/ wo die Mahometaniſche Religion die Ober-Hand hat / beſchaffen ſeyn. Nach dem im Alkoran enthaltenen Geſetze iſt der Freytag ihr Sonn- tag/ an dieſem zur Andacht gewiedme- ten Tage verrichten ſie gemeinlich ihr Gebeth / und theilen Almofen aus.

Der Heyden ihre Pagoden ſind auſſerhalb der Stadt / und haben nur die Reichſten dergleichen bey ſich zu Hauſe. Sie ſind von einem groſſen Umfang / und gar zierlich gebauet. Bey ihnen iſt ein Tag zur Andacht ſo gut / als der andere / und ſie opfern

ihren Göttern sonst nichts / als was  
kein Leben hat.

Die Parsis, welche / wie ich schon  
gemeldet / nur die Sonne und das Feu-  
er anbeten / haben weder Altar noch ei-  
nige zur Andacht gewidmete Orthe.  
Der Sonnen Bild war sonst ihr Ab-  
gott; sieder sie aber unter des grossen  
Moguls Gebiete leben / ist ihnen ihr  
Gottes-Dienst verboten / und wenn  
ja ein oder ander etwas von dieser Ge-  
wohnheit behalten / so muß er sich  
trefflich vorsehen / daß es nicht auskom-  
me.

Die Unterthanen dieses Prinzens /  
sie mögen von einer Religion seyn / von  
welcher sie wollen / tragen einen Tur-  
bant, oder Bund / mit wenigen Un-  
terscheid. Die Mahometaner und  
Parsen lassen ihren Barth nicht ab-  
scheren. Alles Manns Volck trägt  
Röcke / so unsern Cassaqven gleich  
kömmt /

kommt / dessen Ermel enge / aber sehr  
lang seyn / also / daß sie an den Armen  
viel Falten machen. Sie haben eine  
Art von engen Unter-Hosen / so von  
vornen zu / und bis auff den Knöchel  
herunter gehen ; Und die Heyden tra-  
gen eine Art von Weiber-Röcken :  
Strümpffe zu tragen ist durch ganz  
Indien nicht in Gebrauch / und hat  
man daselbst keine andere Schuh / als  
Pantoffel. Das Weibs-Volck hat  
die schönsten Haare von der Welt / wel-  
che sie auch wohl in acht zu nehmen  
wissen. Ihre Kleidung ist wenig an-  
ders / als des Manns-Volcks / ausser  
was den Kopff-Buz betrifft. Wie sie  
sich denn auch der Schleyer / zu Bede-  
ckung ihres Angesichtes / wenn sie auff  
der Gasse gehen / gebrauchen. Sie  
sind gerne nette gepuht / und lassen ih-  
ren gangen Leib mit dem kostbarsten  
Wasser besprennen ; Man wird sie  
nicht

nicht leicht frey und unbedeckt sehen / und die Eifersucht ist denen Mahometanern so angebohren / daß sie auch auff die geringste gegebene Ursache sich hierinnen manchemahl gar weit vergehen. Und so iemand von dieser ihrer Gemüths-*Arth* sonst nicht reden hören / wird deren Beschaffenheit aus dem Exempel / das ich iso erzehlen will / leicht abnehmen können : Der Gouverneur zu Suratte hatte unter seinen Weibern eine / welche die andern mit ungläublicher Schönheit übertraff / herginniglich lieb / wurde also begierig / ihr Bildniß zu haben / damit er / weü er von ihr reise müste / in ihrer Abwesenheit daran seine Sehnsucht stillen könnte. Als er nun erfahren / daß unter der Französischen Compagnie ein junger Kerl wäre / der überaus wohl mahlen könnte / schickte er zu denen Directorn , und liesse sie ersuchen /



gen/ daß sie belieben möchten / solchen Menschen zu ihm kommen zu lassen / vorzu denn diese ganz willig waren. Da nun der Gouverneur dem Mahler sein Begehren eröffnete / und den Dienst / so er von ihm verlangte / nach Würden zu belohnen Versprechung gethan / antwortete der Franke / wie er sein möglichstes / ihn zu vergnügen / thun wolte / und davor keine Erkantlichkeit begehrte / sondern mit der Ehre vergnügt seyn wolte / wenn er so glücklich seyn könnte / den Gouverneur in allem zu vergnügen.

So arbeitet denn daran / sagte der Indianer / nach allem möglichsten Fleisse. Darauff sagte der Mahler : So beliebe er mich zu der Person zu führen / dero Bildniß ich machen soll. Was / fiel ihm der Gouverneur in die Rede / indem ihm die Röthe ins Gesicht stieg / wollet ihr wohl begehren / mei-

meine Frau zu sehen? Und wie/ver=  
 setzte der Franzose darauf/ kan er denn  
 von mir fordern / daß ich die Person  
 abmahlen soll / wenn ich selbige nicht  
 gesehen? So könnet ihr nur euren  
 Abschied wieder nehmen/ sagte der ey=  
 fersüchtige Indianer weiter/ wenn ihr  
 sie nicht/ ohne sie zu sehen/ mahlen könt=  
 net / denn ich lieber das Vergnügen/  
 ihr Bildniß zu haben / entbehren/ als  
 ihre Schönheit iemands will sehen las=

sen. Also siehet man/ wie weit der Ma=

hometaner Thor= oder vielmehr  
 Schwachheit sich erstrecket.

Indessen hat die Ruchlosigkeit und  
 andere Laster unter ihnen die Ober=  
 Hand mehr als zu viel / und die Wei=

ber wissen ihre Männer schon zu be=

trügen / sie mögen sichs mit ihrer  
 Wachsamkeit so sauer werden lassen/  
 als sie wollen.

Die Weiber bey den Parsen und  
 Heyz

Seyden tragen kurze Camisöler / so hinten zugemacht / die Ärmel aber daran kurz sind. So haben sie auch Binden / welche nach eines jeden Stand von gewissen Zeugen / welche umb den Leib und wieder umb den Kopff gehen und hernach zwischen den Gürtel eingesteckt werden. Sie sind durchgehends schön / es darff jedermann frey mit ihnen umgehen / und sind ingemein der Liebe ergeben / auffer die Banianen, welche etwas erbahrer und eingezogener sind.

Mit Kleinodien treiben sie grossen Pracht / als ihnen nur möglich ; Denn auffer die Hals- und Armbänder / tragen sie an den Füssen Ringe / welche voll Sand / oder einer andern Sache / welche klappert ; Auff dem Kopff tragen sie kleine mit Edelgesteinen versehete goldene Kronen : Ihre Ohren  
sind

sind durchlöchert / auch darinne Ohr  
Gehäncke: In die Nase hängen sie ei-  
ne güldene oder silberne Platte / welch  
so groß / daß sie ihnen das halbe Gesich-  
te bedecket. Man kan sich nichts netter  
als sie einbilden.

Die Reichen baden sich zu Hause,  
die andern aber von früh Morgens  
biß auf den Abend im Fluß / und die  
Bramanen beten vor sie / und hüten  
ihnen die Kleider / nemlich die / so sie  
mitgebracht / umb sich / wenn sie aus  
dem Bade kommen / umzukleiden / da-  
rein sie sich in ihren Kleidern begeben /  
und können sie es mit so guter Ge-  
schicklichkeit verrichten / daß man nicht  
das geringste / so wider die Erbarkeit  
läufft / von ihnen sehen kan. Ihr Ge-  
seze halten sie genau / sie sind aber  
sehr wollüstig.

Das

## Das 19. Capitel.

## Die Abreise von Suratte nach Malabar.

Am 6. Januarii 1670. giengen wir aus dem Hafen Sovaly mit einem guten Winde / welcher auch bis nach Rejapour also beharrete / da das Schiff / genant Force, blieb / wir aber weiter schiffen. Wiewohl ich mich nun zu einer andern Zeit daselbst aufgehalten / will ich doch anigo davon / damit ich die Ordnung meiner Erzählung nicht unterbreche / etwas melden.

Es ist ein zu denen Ländern des Sevagi gehöriger Orth / welcher ein berühmter Rebelle / der dem grossen Mogul / und seinem Herrn / dem Könige von Bisapour / viel zu schaffen gegeben. Sie liegt recht unter dem 17. Grad der Aequinoctial-Linie Nordwärts

werts / gegen den Malabarischen Küsten / ungesehr zwanzig Meilen von Goa Nord-werts / man kan dahin auf einem Schiffbarn Fluß gelangen / zu dessen rechten Seiten ein Dorff ist / so nur von Fischern bewohnt / vier Meilen weiter aber die Stadt Rajapour liegt / von der der Fluß den Namen führet. Die Schiffe in diesem Lande / welche nicht viel über 100 Tonnen tragen / können nur die Helffte bis an eine kleine Insel kommen / mit denen Barquen und Chalouppen aber kommt man weiter / bey kleinem Wasser kan man durch diesen Fluß sehr leicht / als über einen kleinen Bach waten.

Die Engelländer haben ehemahls eine Colonie daselbst gehabt / aber die Indianer haben sie wieder heraus geschlagen. Vorweniger Zeit hat sich unsere Compagnie daselbst feste geset-

bet

set. Sie hat allda ein schön Haus und einen schönen Garten/nah bey einem kleinen Teich / daselbst ein Brunn mit warmen Wasser quillet / so wegen seiner Tugenden eben so in Veruff/als die / von denen man in Europa so viel Rühmens machet.

Die Gebürge und Wälder/ so nahe herum liegen/sind voller Affen / welche in des Sevagi Ländern in grossen Ehren gehalten werden/ und darff man/ ohne Lebens-Gefahr / keinen umbringen. Der Handel in Rajapour bestehet in Salpeter und Leinwand/ vor allen Dingen aber in Pfeffer / welcher daselbst in grosser Menge eingebracht wird.

Der Sevagi ist ein mächtiger Fürst/ welcher sein Glück so wohl zu gebrauchen gewust / daß/ ungeachtet der grossen Macht seiner Feinde / er annoch den Strich von Suratte bis an Goa /  
ausser

ausser etliche Städte / welche denen Portugiesen zugehören / beherrschen. Dieser entsetzliche Nachbar bracht Goa in grosses Schrecken / allwo sonst die Vice-Roys Anno 1676. ihre Residenz gehabt / und hat auch zu unterschiedenen mahlen Suratte / wo er einen unmeslichen Reichthum erbeutet / ohne daß er die Pagoden noch Mosqueen respectiret / grosse Furcht eingejaget.

Man hat darbey in acht genommen / daß er sich gegen niemand so bescheiden / als die Europäischen Nationes auffgeföhret. Es ist zwar wahr / daß er ihre Gegenwehre sich besorgen müssen / un vielleicht kans seyn / daß er nicht sowohl aus einer Hochachtung gegen sie / als weil er / es möchte ihm der Anfall etwas schwerer gemachet werden / befürchtet.

Anno 1671. kam er das letzte mahl  
nach



nach Suratte, und ließ allda so viel  
Merkmahl seiner Grausamkeit zu-  
rück / welche man nachmahls nicht so  
leicht wieder gut machen können.

Alle seine Festungen hat er auff den  
Gebürgen; Seine Unterthanen sind  
eben so wohl Heyden / als er / iedoch  
cultet er alle Religionen / und ist einer  
von den größten Politicis seiner Zeit.

Das Schiff / la Force, genannt/  
liehe also zu Rajabour, wo das  
Schiff / der güldne Adler / vorweniger  
Zeit angekommen / welches von A-  
chem, der Hauptstadt der Insul Su-  
matra, die von Weibern beherrschet  
wird / (davon will sonst kein Geogra-  
phus etwas wissen / wohl aber / daß un-  
terschiedliche Könige darinnen wären /)  
und daselbst die Königin ihre Hoffbal-  
ung haben / zurücke kam. Ehe man  
nach Achem kam / war es Masulipa-  
am, einer Stadt in dem Königreich

Golconda, an der Küste von Coromandel/vorbey gefahren / daselbst machet man die schönen Chites, die man Indianische nennet / daran die Farbe eben so gut hält / als in der Leinwand / ohne daß sie den Glantz verlieren solten. Die Französische Compagnie hat daherumb überall ihre Pack-Häuser.

## Das 20. Capitel.

## Weiterer Verfolg der Reise nach Malabar.

**W**Adem wir nun unsern Strich weiter nahmen / fuhren wir in Gesichte der beyden Vestungen / so an dem Eingange des Flusses bey Golconda liegen / davon ich zu anderer Zeit Meldung thun will / vorbeu. Den 14. Januarii langeten wir vor Mirseou an und wurffen eben an selbigem Tage am Munde des Flusses Ancker. Mirseou

eu liegt in dem Königreich Vifa-  
pour, ungesehr 18. Meilen von Goa,  
Sud-werts/daselbst hat unsere Com-  
pagnie ein Pfeffer-Magazin. Der  
Landes = Strich ist sehr lustig und  
fruchtbar. Das erste/ so man findet/  
wenn man den Fluß hinauff kömmt/  
ist der Flecken Oder/ und die Bestung  
Mirseou; Selbige ist groß/ wohl mit  
Artillerie versehen/ und mit einem  
tieffen Graben umgeben. Der Gou-  
verneur dieses Plazes war ein Per-  
sianer/ der überaus höflich/ und wurde  
Cojabdella genennet. So bald als  
man ihm unsere Ankunfft kund ge-  
than/ gab er unsern Capitain die Vi-  
sité, erwiese einem jeden unter uns  
grosse Höflichkeit/ und ludte uns zum  
Abend-Essen/ ungeachtet die Zeit zum  
Mittags = Mahl noch nicht kommen  
war. Wir folgten ihm/ etliche auf  
Trag'esseln/ andere zu Pferde/ unter

Begleitung seiner Garde, und der Schalmeyen und Trompeter.

Als wir auff dem Schlosse waren/ führete er uns in einen grossen Saal/ so mit dem reichsten Orientalischen Zeuge tapezieret war; Und wir mußten uns umb ihn herumb auff Küssen/ so eben so schön waren/ setzen. Unser Dolmetscher hatte kaum angefangen/ unfertwegen zu reden / da eine Anzahl Tängerinnen/ welche zu der Lustigkeit dieses Tages beschicket waren/ herein traten. Diese Weiber thun sonst nichts/ als daß sie des Tanzens abwarten/ welcher ganz ungemein/ und nicht eben zu erbar ist. Ihre Kleider sind prächtig/ sie sind alle wohlgestaltet/ und überaus abgerichtet. Diese seltsame Neugierlichkeit währete den ganzen Tag/ und war uns überans beschwerlich / weil wir noch nüchtern/ und besser Lust hatten/ eine gute Mahlzeit einzunehmen/ als

Als einem solchen Schau-Spiel / daran wir wenig Freude hatten / zuzusehen.

Endlich kam die Zeit / daß die Lichter angezündet wurden / welches uns Hoffnung zur Abendmahlzeit machte. Man führte uns in den Hof / da wir sahen / daß an statt eines gedeckten Tisches / die Tänzerinnen ihre Lust wieder anfügen; Endlich wurff man einige Luft-Feuer / welches bis um 10. Uhr in die Nacht währte / und bey uns grosse Ungedult verursachete. Zuletzt führte man uns in ein Gewölbe / da die Essen nach Landes- oder vielmehr des ganzen Orients Gebrauch auf der Erden stunden. Man trug unzählich viel Speisen auf / aber vor Hunger kunten wir keinen Unterschied des Geschmacks abmercken. Das Getränke bestunde aus Limonade / welche wir aus grossen Porcellänenen Gefässe mit Burbaumen

men Löffeln/ darein ein Gläßgen vo  
gieng/ schöpfften. Nach abgehobener  
Speisen wurde ein Hauffen Früch  
und Confituren unter einander au  
gesetzt/ und auf diese Bewirthung fo  
gete wiederum der Tanz/ und kame  
wir ganz späte in die Nacht/ wieder  
vom Guverneur, unter Begleitung  
seiner Garde mit Trompeten/ in d  
Compagnie Hauff/ zurücke.

Des andern Tages bate man de  
Guverneur auf unser Schiff/ der e  
nen jeden von uns/ die wir bey ihm zu  
Tafel gewesen/ nach Würden besche  
ckete. Man empfing ihn unter U  
fung der Canonen/ und wir wendete  
den ganzen Tag zu seinem Tract  
ment an. Als er wieder zurück  
gieng/ beschenckte man im Nahm  
der Compagnie ihn und seine Off  
cirer mit viel reichern Geschenke  
als die Seinigen gewesen/ und er w

so vergnügt über uns / als wir über seine Höflichkeit gewesen waren.

Der König von Visapour ist einer von den mächtigsten in Indien / ob er gleich dem Mogol zinsbar ist. Er bekennet sich zur Mahometischen Religion / doch sind seine Unterthanen fast alle mit einander Heydnisch.

Den 19. dito reiseten wir von Misseou wieder ab / und den 22. langeten wir zu Baliepatan an / da wir so viel Pfeffer fanden / als wir zur Ladung nöthig hätte. Baliepatan liegt im Königreich Cananor, an der Küste von Malabar 11. Grad und 2. Tertien, der Abend-Breite. Der Flecken Baliepatan ist nur eine Meile von der See / ziemlich groß / und von reichen Mahometanischen Kauff-Leuten bewohnet. Unweit davon ist der Königliche Palast / umb welchen viel prächtige Pagoden stehen / und gang nahe dabey hatte der Prins / so Gouverneur war / den

Unfrigen einen Platz zu ihrer größten Bequemlichkeit einräumen lassen / bis sich etwa ein Ort finden möchte / der noch besser wäre.

Das Schiff / la Force genannt / kam zwey Tage hernach an / und man liesse sich sehr angelegen seyn / beyde Schiffe abzufertigen / wie sie denn auff den 1. Januarii ab / und nach der Insel Dauphine seegelten / da sie den Herrn de Mont de Vergne einnehmen und wieder nach Franckreich bringen solten.

### Das 21. Capitel.

#### Von Malabar.

Insgemein nennet man die ganze Gegend / so zwischen Suratte / bis an das Vorgebürge Comorin, die Malabarische Küste / aber wenn man es genauer nehmen will / so kan man nur am Berge Eli, welcher unter dem

12. Grad



12. Grad des Äquatoris Nordwärts  
an- und biß zu den Völkern / so den  
Nahmen der Malabaren oder Mala-  
varen führen / rechnen.

Diese Küste hat mehr als 200. Mei-  
len in der Länge / und theilet sich in viel  
Königreiche ab / deren Herren oder  
Pringen Heyden sind. Und ob ihr Land  
gleich eben so groß nicht ist / sind sie doch  
keinem König zinsbar. Der mächtig-  
ste unter allen ist der zu Canonor, die  
andern fürchten und ehren ihn / man  
heisset ihn Colitri, welcher Nahme or-  
dentlicher Weise dem / der solche Ehre  
hat / gegeben wird. Der Samorin, o-  
der König in Calicut, ist geringer /  
ob gleich dieses Länder von grösserer  
Weitläufftigkeit. Sie haben einerley  
Sitten / Religion und Gewohnheiten /  
und was man vom Könige zu Cano-  
nor wird melden können / das wird  
auch bey den andern zu merken seyn.

Die Luft ist an der ganzen Küste gut/ und wird man in ganz Asien kein fruchtbarer Land finden. Den Reis erndet man daselbst des Jahres zweymahl ein; sie hat trefflich Früchte/welche aber ganz anders/als die in Europa.

Ob schon der Cocus uns so einen delicatesn Geschmack eben nicht hat/ so verdienet doch der Baum/der sie trägt/nach wohl/ daß man ihn lobt. Die Malabaren nennen ihn Tenga, er ist gerade/ohne Aeste / und insgemein 30. bis 40. Fuß hoch; sein Holz ist schwammicht/oder fassicht/ daher es ganz locker und zum Bauen untüchtig/ ausser wenn es alt / und alsdenn dichter ist. Die Wurzeln sind subtil, aber deren sehr viel/liegen nicht tieff in der Erden/und sind von aussen alle zu sehen; westwegen sie aber dennoch der Gewalt der Winde widerstehen/ und muß es son-  
der-

berlich seyn / wenn man ihrer solte von  
Sturm-Winden umgeworffen fin-  
den.

Auf dem Gipffel wachsen ungefehr  
zwölff Blätter heraus / so zehen Fuß  
lang / und anderthalben breit / welche  
gespalten / wie am Palm- oder Dattel-  
Bäumen ; mit welchen / wann sie dür-  
re / man die Häuser deckt ; von deren  
feinsten Fäserlein machen sie Matten /  
von den was gröbern aber Rehr-Be-  
sen : Das mittelste an den Blättern  
dienet gut zum Brennen.

In der Anzahl sind sie gleich abge-  
theilet / denn so bald eines abfällt / so  
bald wächst darnach ein anders. An  
dem Wipffel des Baums findet man  
einen grossen Zweig / wie der Carviol  
gestalt / welcher aber viel delicateser,  
als der rechte / daran sich wohl zehen  
Personen satt essen können ; Weil  
aber der Baum / so bald man diesen

Zweig abschneidet / verdirbt / so schneidet man / wenn man es zum Essen brauchen will / solchen insgemein unten am Stengel abe. Zwischen dem Gipfel und Blättern sind unterschiedliche Stengel / eines Arms dicker / welche man abschneidet / daraus denn ein weisser / süßer und angenehmer Safft rinnet / welches die Tzin / so die Ackerleute oder Bauern bey denen Malabaren sind / des Abends und Morgens in denen Gefässen / so sie an die Dertel / da er hervor rinnet / binden / auf-fangen ; Dieses ist an statt des Weins in diesem Lande / den sie Soury oder Tary nennen / und eben wie der unsere truncken macht ; wenn er etliche Stunden stehet / wird er scharff / und in 24. Stunden ganz säuer / und man braucht auch in ganz Indien keinen andern Esig. Man machet auch Brantwein daraus / welcher / wenn er oft übergezogen

gen wird/ sehr starck ist. Wenn man diesen neu von dem Baum auffgesangenen Saft in ein Becken mit lebendigen Kalck zusammen thut/ wird er wie Honig/ welchen man zu allerhand Eingemachten brauchet; Wenn man ihn aber lange sieden läffet/ wird Zucker daraus/ welcher zwar nicht so gut/ als der aus dem Zucker-Rohr wird/ jedoch von armen Leuten davor gebrauchet wird. Die Malabaren nennen ihn Jagara, und die Portugiesen Jagre. So lange der Tary herausläufft/ und die Stengel nicht wieder verwachsen/ so trägt er keine Frucht/ wenn man sie aber wachsen läffet/ treibt eine dicke Traube heraus/ daran die Cocos an der Zahl 10. bis 12. hängen. Weil sie neu sind/ ist die Schale zarte / daß man sie gar leicht abschneiden kan/ daraus gehet ein klar und kühlend Wasser/ von gar anmuthi-

thigen Geschmack; Etliche davon geben ein halbes Nösel/ und andere fast ein ganz Maas.

Mit der Zeit wird dieses Wasser zu Fleische / welches Anfangs weiß und weich ist; und alsdenn heissen es die Malabaren Elenir, und die Portugiesen Lagne. Wenn sich nun alle Feuchtigkeit verlohren / wird die Frucht harte und dichte/ und hat einen Geschmack/ wie die Nüsse. Es ist in Frankreich mehr als zu bekannt/ und also unnöthig/ daß ich mich in Erzählung allen dessen / worzu man es gebrauchet / viel auffhalte / wegen deren Menge/ indem sie von allen Orten her zu bekommen/ so sind sie nunmehr eben so rar nicht/ iedoch wird ihrer natürlichen Schönheit dadurch an Werthe nichts benommen. Dieser Baum trägt des Jahres drey mahl solche Cocos-Nüsse / deren etliche des Kopffs groß/ wel-

che

he von einem geringen Winde herunter geworffen werden können/und deswegen nicht gut ist / ihm viel zu nahe zukommen. Aus dessen Bast macht man Schiff-und andere groß und kleine Seile / welche man zu den Größesten Schiffen brauchen kan/ so auch in dem See-Wasser wohl ausdauern. Und weil diese Frucht in überaus großer Menge zu bekommen / so kan man über dieses/wie man sie in solchen Lande zu Nutzen pflaget / Kohlen daraus brennen / welcher sich sodann die Schmiede bedienen.

Die Köche machen alle ihre Speisen mit einem Safft/welcher von dessen Kernen gemacht wird / indem sie solche klein reiben. Man ziehet auch ein Del daraus/welches die Indianer essen und zum Brennen brauchen. Das Gevögel und die Schweine werden von solchem Marck gemästet/und etliche

che arme Leute brauchen es an statt des Brodes; Alle diese Nutzbarkeit machen diesen Baum sehr werth / ob er gleich so seltsam nicht ist; Und man kan daraus nicht eben ein groß Schiff / wie etliche haben wolten / aber doch wohl eine Barque, so mit Seegel-Stangen / Seegeln / Seilen / Lebens-Mitteln und Kauffmanns-Wahren beladen / zu wege bringen / welches alles allein von dem Cocos-Baum und seiner Frucht genommen.

Es sind noch zwey andere Arten von Palm-Bäumen / deren eine Datteln trägt / welche in Indien niemahls zeitig werden. Dieser / als welcher nur 8. bis zehn Schuh hoch / hat keine Aeste / und treibt nur am Gipfel etliche Blätter / wie der Cocos-Baum; aber sie sind viel kleiner. Man durchbohret den Stamm / und ziehet mit absonderlich darzu gemachten Röhren einen



inen gewissen dem Harz gleich kom-  
nenden Safft heraus / den sie Nery  
nennen / daraus auch Eßig und Bran-  
nwein / aber kein Zucker kan gemacht  
werden. Der andere ist der Palm-  
Baum, Brabo, oder der wildere: Die-  
ser trägt eine schlechte Frucht; Der  
Safft davon ist eben so gut / als von  
Cocos, welcher Trafouli geheissen  
wird. Dieser Baum ist viel grösser /  
und treibt gar gleiche Blätter / von so  
übernaturlicher Grösse / daß man mit  
einem einBette fünf Schuch lang be-  
decken kan. Man macht daraus Son-  
nen-Schirme / oder Sombrianos,  
nach der Portugiesischen Sprache /  
welche so wohl vor den Regen als die  
Sonne helfen.

## Das 22 Capitel.

Von der Jacca und der Manga.

**D**ie Jacca ist eine Wunder-grosse  
Frucht /

Frucht / also / daß ein Mann an  
 einer allein zu tragen hat. Der Baum  
 ist so groß / als unsere Apffel-Bäume  
 dessen Laub kommt denen Lorber-Blä-  
 tern gleich / wiewohl sie etwas breiter  
 Die Frucht hängt allezeit am Stam-  
 me / weil die Aeste solche nicht würde  
 ertragen können. Zuerst treibt etwas  
 hervor / so wie weiß Moos aussiehet  
 sie ist allezeit grün / welche Farbe sie  
 auch behält / bis sie reiff wird / ihre Schä-  
 len sind denen Ananes gleich / und stet  
 dick / doch so / daß man gar leichte durch  
 schneiden kan / doch muß man die Hän-  
 de und das Messer mit Oele oder But-  
 ter beschmieren / damit das Gummi  
 oder der Leim sich nicht anhängt. In  
 dieser sonderlichen Frucht findet man  
 unterschiedliche Abtheilungen / welche  
 mit einer Art grossen Pflaumen / von  
 der Größe eines Hünner-Eyes / ange-  
 füllet / und sind derer vielmahls bi-

100. beyſammen/welche 10. Menſchen kaum aufeſſen können. Das Fleiſch daran iſt Fingers dicke/die Farbe iſt gelb/und ſchmecket wie die beſten Melonen. In der Mitten iſt eine Caſtanie/welche gang locker liegt / und den Europäiſchen gleich kommt. Dieſen Kern pflegt man nicht leicht zu eſſen/weil es der Samen zu der Jacca iſt ; es iſt eine ungeſunde und allezeit ſchädliche Frucht / wenn man nicht Waſſer darauf trincket.

Die Manga iſt von einer andern Würdigkeit. Dieſe kommt unſern Pfirſchen gleich / etliche ſind roth/weiß/grün/etliche ſind ſo dicke/und als ein Ey/andere aber übertreffen an der Größe unſere gröſſeſten Birnen. Die Schale iſt glatt/das Fleiſch weich/darinnen der Kern ſo feſt / daß man ihn nicht leichte abbringen kan. Sie wächst in gang Indien/aber nicht überall gut.  
Um

Umb Malabar ist sie am schlechtesten:  
 Um Suratte und Damon sind sie noch  
 gut genug; aber die Besten kommen  
 aus der Insul Joa, und wahren vom  
 Martio bis auf den Septembr. Grü-  
 ne eingemacht sind sie am besten; In  
 Esig kan man sie auch aufbehalten/  
 und werden gemeiniglich in Indien an  
 statt des Salates gebraucht. Der  
 Baum ist so groß/als ein Nuß-Baum/  
 dessen Holz zu allerhand Tischler-Ar-  
 beit gebrauchet wird.

Das 23. Capitel.

Vom Pfeffer/ Cardamomen/ Ca-  
 nel oder Zimmet-Rinde/und  
 dem Kraut Bethel.

**D**Als Bäumgen/ darauf der Pfeffer  
 wächst/ pflancket man an die gros-  
 sen Bäume/ daß es daran aufwachsen  
 könne: dessen Blätter kommen dem  
 Ephru gleich/ und riechen so scharff als  
 sie

auch schmecken. Der Pfeffer wächst  
träublicht/und siehet erst grün/wird  
nachmahls/wenn es reiff wird/roth/  
endlich/wenn er an der Sonne ge-  
wecket wird/also/als wir ihn bey uns/  
schmlich schwarz/sehen. Es sind nicht  
weyerley Sorten/wie wir uns einbil-  
den/sondern es bestehet der ganze Un-  
terschied darinne / daß der schwarze  
noch in seiner Haut/ der weisse aber ab-  
gescheelet ist/ welches gar leicht gethan  
wird/und man ihn nur/ehe er gar trucken  
wird/ stossen / oder wenn man ihn eine  
Zeit in Wasser geweichet / abreiben  
darff: Also können die / so gemeinen  
Pfeffer haben/ ihn bald weiß machen.  
Wenn er Grün ist/macht man ihn mit  
Zucker ein/welches bey den Untertha-  
nen des grossen Moguls gar ein ge-  
meines Tractament ist. Die In-  
dianer richten ihn auff gewisse Masse  
zu/welches sie hernach Achar heissen/  
wel-

welches ein Rahme / so sie allen den Dingen / so in Eßig geleyet werden / beylegen.

Ob schon der Pfeffer von unterschiedenen Orten herkommt / so wächst er doch nirgends häufiger / als zwischen dem Strich von Rajapour, bis nach Comorin. Der Grosse kommt von Visapour und Canara. Der in den Malabarischen Gegenden / nehmlich / vom Berge Eli, bis an der äußersten Südlichen Spitze dieser Küste / ist viel kleiner / er wächst aber viel häufiger / daher ihn auch alle andere Nationen / solchen in ihre Länder zu führen / bekommen.

Die Cardamomen werden im Königreich Cananos auf einem 6. oder 7. Meilen vom Meere abgelegenen Gebürge / und sonst an keinem Orte / gesamlet. Welches Stücke Land denen Besitzern ein grosses einbringt: denn man darff ihn weder pflanzen noch säen;

die

Die einzige Mühe / so man dar-  
 ey hat / ist diese / daß sie / wenn  
 es aufgehört hat zu regnen / das  
 Kraut darvon verbrennen: da denn die  
 Soñe es bald vollends trucken macht/  
 und von ihrer Asche wird das Land schon  
 so zugerichtet / daß sie Cardamomen  
 hervor bringet. Sie werden durch  
 den Gang Indien / Persien und Arabi-  
 en verführet / allwo diese Völcker  
 ihrem Reiß keinen Schmach abzuge-  
 winnen vermeinen / wenn er nicht mit  
 Cardamomen abgewürget / und wird in  
 Orient alles verthan / ausser dem weni-  
 gen / was man in Europa zu der Medi-  
 cin bedarff. Sie werden drey mahl  
 theurer / als der Pfeffer verkaufft.

Auf dieser Küste findet man auch  
 Zimmet-Rinde / sie ist aber noch lange  
 nicht so gut / als die in der Insul Ceylon /  
 welche die Holländer denen Portugie-  
 sen abgenommen.

Die Blätter / welche die Malabaren  
 Bett-

Bettle, die Portugiesen Bethel, und die andern Völcker in Indien Panthle nennen/verdienet wohl/das wir es hieher mit segen; solche wachsen eben auch auff einem kleinen Bäumgen/ wie der Pfeffer/und hat mit jenem fast gleiches Laub/wie der Epheu / der Geschmack ist aromatisch und sehr lieblich/von einer rechten natürlichen grünen Farbe. Man kan es weiß machen/ ohne das es von seiner Krafft etwas verlieret/wenn man es in kleine Kästgen von Bannanien-Holz einschleusst/und des Tages einmahl anfeuchtet/ ohne Areca wird es nicht gekauet.

Dieses ist eine kleine Frucht/die den grünen Nüssen gleich siehet / davon man / indem man sie einweicht / die Schale abfaulen läset. Wenn der Areca noch neu ist / so stincket er/aber wenn er lange liegt und trucken wird/ so vergeht ihm der übele Geruch. Es hat



hat einen scharffen Geschmack / so einen  
zum Husten bringet; Wenn man sol-  
ches mit dem Bethel brauchen will /  
muß man einer Erbsen groß gelöschten  
Kalck auff 3. bis 4. Bethel-Blättern /  
und darauff den 4. Theil einer Areca  
nehmen / und solches alles zusammen  
wickeln / daran man denn lange kauen  
kann / etliche nehmen darzu einige Kör-  
ner Cardomomen, eine Würz-Ne-  
gel / oder ein wenig Zimmet / damit es  
besto besser schmecke. Der Baum / da-  
rauff der Areca wächst / ist hoch / gera-  
de / ohne Aeste / hat nur etliche Blätter /  
die in Holz dienet zum Bauen / doch ins-  
gemein zu Mast-Bäumen und See-  
egel-Stangen auff die Barqven, weil  
es zu grossen Schiffen zu schwach seyn  
würde / der also præparirte Betle /  
stärckt den Magen / hilfft dauern / und  
macht einen wohlriechenden Athem.  
Die Lippen und auch der Speichel  
S wird

wird roth davon / welches deren etlichen Anlaß gegeben/davon zu melden/das sie das Blut aus dem Zahn-Fleisch zogen. Im übrigen hat es eine treffliche Tugend / die Stein-Schmerzen zu stillen / welches ich denn an unterschiedlichen meinen guten Freunden selbst gut befunden. Und damit man desto weniger zu zweiffeln habe/so ist zu wissen/das an allen Orten / wo er gebraucht wird/ mit dieser schmerzlichen Kranckheit niemand beladen sey. Weiß man das Betle das erste mahl brauchet / macht es einen überaus tumm in Kopffe / man kan aber solches vermeiden/ wenn man aus der Areca eine gewisse weisse Materie nimmt. Die Europäer / so der Luft in Indien gewohnet / können das Betle so wenig entzathen/ als die Inwohner.

So häufig als diese Blätter zu bekommen sind/ so sind sie nichts desto weniger

niger werth geschähet. Wenn man  
inänder besuchet / ist das die vornehm-  
te Ehre / daß man einem ein Paquet  
Betle vorsezet / und würde es einen  
ehr verdriessen / wenn dergleichen  
nicht geschähe / auch eben so ein grosser  
Schimpff seyn / wenn man es anzu-  
nehmen verweigerte ; wiewohl man  
nicht gezwungen ist / solchen auff der  
Stelle zu gebrauchen / weil sich alle  
Asiater vor dem Giffte fürchten / und  
von Natur mißtrauisch sind.

In ganz Indien / und absonderlich in  
Malabar ist ein Baum / von ziemlicher  
Höhe / dessen Blätter denen Lorbeer-  
Blättern gar gleich kommen / oder doch  
gar ein weniger Unterschied darunter  
seyn wird. Dieser trägt weisse ganz  
wohlriechende Blumen / aus dessen  
Stamm ein Gummi die Länge her-  
unter heraus tringt / so man zum  
Schiffen brauchen kan.

Was aber der Baum sonderlich an

sich hat/ist dieses/das dessen Aeste/wenn  
 sie in die Höhe gewachsen/wieder her-  
 unter in die Erde sich beugen / worin-  
 nen sie/so bald sie sie berühren/ Wurzeln  
 fassen/und mit der Zeit so dicke und  
 starck werden / daß man gegen den er-  
 sten und alten Stamm sie nicht un-  
 terscheiden kan; Und wenn man sol-  
 chem Baum nicht Einhalt thäte/ und  
 sie abhiebe/würde einer ein grosses Land  
 besetzen können. Malabar bringt alle  
 Hülsen-Früchte/ wie sie bey uns wach-  
 sen/ hervor/ iedoch hat es auch ihre be-  
 sondere Arten/absonderlich sind daselbst  
 Bohnen vier Finger lang/ deren Hüls-  
 sen anderthalb Fuß lang / sie wachsen  
 in kurzer Zeit/ es ist nicht viel sonder-  
 liches daran / und pflegen nur die ar-  
 men Leute solche zu essen. Die Gärt-  
 ner bauen sie nicht / als denen Lust-  
 Häusern Schatten zu geben; wiewohl  
 derer Vermachung mit noch einem

andern Kraut bekleidet wird / dessen  
Stengel sehr zart / daran unzehliche  
Blätter / wie Bibernell / und viel rö-  
ther Blumen / von der Grösse des dup-  
velten Jesmins / welche aber keinen  
Geruch haben / und nur hübsch ausse-  
hen; Wenn die Sonne aufgehet /  
kommen sie hervor / und wenn sie unter-  
gehet / fallen sie wieder ab / und dem un-  
geachtet hat man sie alle Tage durchs  
ganze Jahr / wiewohl man diese Pflanz-  
ze nur einmahl säet / weil der Saame /  
so bald er ausfällt / gleich bekleibet / und  
allezeit von neuen auffwächst. Die  
Malabaren fragen nicht so viel nach  
den Blumen / als des Mogols Unter-  
thanen / und deren Weiber sind ver-  
gnügt / daß sie ihren Leib mit Cocos-  
Dele schmieren / ohne daß sie sich um  
was wohlriechendes bekümmern / der-  
gleichen doch in ihrem Lande viel zu be-  
kommen.

## Das 24. Capitel.

Von den Thieren / und abson-  
derlich von Elephanten.

In Malabar sind keine andere Vö-  
gel/als in übrigen Indien zu besin-  
den. Es giebt da viel grosse und kleine  
Papageyen/ man wird derer in einem  
Netze zwey bis dreyhundert fangen/  
daselbst lehret man sie gar nicht reden/  
weil sich nur die Europäer darüber die  
Mühe nehmen. Wildpret ist daselbst  
in grosser Menge/ und gar leichte zu  
bekommen/ausser der Pfau/der schwe-  
rer zu fangen/ wiewohl man ihn gar  
offte habhaft wird/ und verspeiset/des-  
sen Federn durch ganz Asien Mode ist/  
und man vor die Vornehmen Son-  
nen-Schirme und Windsächer/ mit  
Gold und Edelgesteinen gezieret/ ma-  
chet. So haben auch die Malabaren  
alle Arthen von Flügel-Werck. Unter  
denen

denen vierfüßigen Thieren hat wohl der Elephant die erste Stelle/ und ob er gleich von andern Orten dahin gebracht wird/ muß man ihn doch unter die Thiere/ so man an den Malabari-schen Küsten findet/ rechnen. Es ist wohl das größte Thier auff dem Erdboden/ dessen Kopff ist nach seiner Leibes-Gestalt eben nicht so groß/ hat grosse Ohren/ in Gestalt der Fleder-maus-Flügel/ runde und durchaus gleich dicke Beine/ welche aber doch Gelencke haben. Seinen Rüssel brauchet er wie eine Hand/ und fasset damit/ was man ihm darreichet/ kan solchem auch bald lang bald kurz machen/ und was er damit fasset/ ist nicht möglich wieder heraus zu reißen; Einen Sebel führet er so gut/ als ein Mensch. Dieser Rüssel ist hohl/ und wenn er trincket/ ziehet er damit das Wasser an sich/ und läffet es hernach in sein Maul

S 4      -lauf-

lauffen. Ich habe ihrer etliche wieder aus dem Fluß kommen sehen/ welche fast einen Eymer Wasser darinne zurück behalten/und damit die jenigen/so ihnen nicht gefielen / oder was zu Leide gethan hatten/ besprizeten. An Verstande und Gedächtniß kommt dem Elephanten nichts gleich / wie ich davon durch unterschiedliche Zeugnisse überführet worden.

Eine iede Stadt in Indien hält sich gewisse Leute / welche nichts thun/ als daß sie die Gassen und die Häuser kehren müssen. Nun hatte zu Suratte ein Knabe von zwölf Jahren/dem diese Arbeit daselbst oblag / solchen Unflath zusammen gefehret; Als er nun einen Elephanten vorüber gehen siehet/fasset er dessen/so viel er kan/in beyde Hände/und wirfft es diesem Thiere auff die Nase / da es denn damahls nicht das geringste von sich mercken ließe/



iesse / daß es böse wäre. Als ihm aber dieses Kind einige Tage hernach wieder begegnete / ergreiffte er es mit seinem Rüssel mitten bey dem Leibe/und vrehete ihn in der Luft wohl hundertmahl herumb / und dieses mit solcher Gewalt/daß iederman/ der es sahe/darüber erschrack; doch sahe man nachmahls/ daß er dem/so ihn vexiret/ nur hatte ein Schrecken einjagen wollen/ indem / nachdem er eine lange Zeit sich damit belustiget / ihn ganz sachte wieder auff die Erde setzte/und seines Weges gieng.

Der Vice-Roy von Portugall wolte einmahl einen/den er hatte/ seinem Könige schicken/ und befahl/ daß man ihn auff das erste Schiff / so nach Lissabon gienge / einschiffen solte. Sein Wärter aber schwachte ihm vor/ wie man etwa einem Menschen thun möchte / daß er in ein Land würde gebracht

bracht werden / da ihme die größte  
Dienstbarkeit bevor stünde / und brach-  
te den Elephanten auff den Sinn / daß  
man ihn durchaus nicht auff das  
Schiff bringen kunte / und kostete es  
etlichen / die ihn mit Gewalt darzu  
zwingen wolten / das Leben ; Als dem  
Vice-Roy dieses hinterbracht wur-  
de / und er nicht zweiffelte / daß diese  
Widerspenstigkeit ein Stückgen / so  
sein Führer gespiellet hätte ; sagte er  
mit hefftigen Betrohungen / daß dieser  
Mensch innerhalb wenigen Tagen / so  
er ihm bestimmete / den Elephanten zu  
solcher Reise überreden solte ; Dieser  
Mensch besorgte sich / daß es ihm ans  
Leben kommen würde / machte alles  
wieder gut / und brachte den Elephan-  
ten durch andere Lectiones, indem er  
ihn beredete / daß er zu einem Herrn  
kommen solte / der ihm alles Gutes  
thun würde / dahin / daß er sich ohne  
grosse

grosse Mühe ins Schiff bringen liess.  
e.

Alle grosse Herren unterhalten Elephanten/und die Könige bedienen sich derer im Kriege/ und beladen sie mit Canonen und gewaffneten Leuten. Ich habe es bey den Gouverneurs in Indien gesehen / daß wenn sie darauff spazieren reuten wollen / sie Zelte über sie ausspannen lassen / dergestalt/ daß die Mannes- und Weibes-Personen besonders eingetheilet gewesen / und man hatte auch solche/ darauff das Essen kunte zugerichtet werden.

Man legt über sie eine Art von einer Decke / deren ich etliche gesehen/ daß man darzu 24. Ellen Tuch verbraucht / und ich kan versichern / daß man ihrer antreffen wird/ welche noch viel grösser sind/ welches man durch ihre Zähne erweisen kan / indem von diesen etliche nur 3. bis 4. Schuh lang/

und ein Mann gar leicht tragen kun-  
te: Von Bombaze und Monsam-  
bique, zweyen in Africa gelegenen  
Orthen/werden ihrer gebracht/welche  
10. Schuh lang/ und zwey Personen  
einen kaum erheben können. Aus In-  
dien werden dergleichen Zähne viel  
gebracht: Ein Elephant hat derer nur  
zweyne/und ist dieses/was wir Helffen-  
Wein nennen. Zeithero ich die War-  
heit selbst erfahren/ und gesehen / habe  
ich mehr als einmahl bewundert/das so  
viel Leute sich solche falsche Dinge bere-  
den lassen / und sie in die Welt hingen-  
schrieben/als ob ein Elephant in seinem  
Beinen kein Gelenck habe/ und sich  
nicht niederlegen / auch wenn er das  
Unglück hätte zu fallen / nicht wieder  
auffstehen könne / sondern sich/wenn er  
schlafen wolle / an einen Baum leh-  
nen müsse: Das also dieses das einige  
Mittel/ wenn man ihn fangen wolle/  
wenn

wenn man den Baum/den man wüßte/  
daß er sich daran zu legen gewöhnet/ab-  
schnitt/damit er mit ihm zugleich übert  
Hauffen fiele; Welches eine fabelhaff-  
tige Erzehlung / von solchen Leuten /  
welche nicht hintern Ofen wegkom-  
men; Wer aber Asien gesehen/ wird  
leicht ein anders bezeugen können.

Der Elephant legt sich gar leicht  
nieder/ beugt die Knie/wenn sein Herr  
auffstigen will / schläfft auch nicht an-  
ders/ als ein Pferd. Wenn man a-  
ber ihn fangen will/ und weiß / was er  
vor einen Gang hält / so gräbet man  
dahin Gruben / und bedecket sie mit  
schwachen Aesten und Erde / da er sich  
unstreitig hinein stürzet / und derges-  
talt wird man seiner mächtig / weil er  
vor Schwierigkeit nicht heraus kan.  
Die Schwarzen in Africa essen von  
ihm / und habe mir sagen lassen / daß  
sein Rüssel überaus delicat seyn soll.

Man tödtet sie nicht selten der Zähne wegen/ und man findet ihrer auch/so von sich selber ausgefallen. Die Haut ist dicke/ daß/ wenn sie zugerichtet/ eine Mousqueten-Kugel kaum durchgeheth. Die kleinen/ welche/ wenn ihre alten todt/und sie in der Irre herum gehen/ ziehet man auff. So überaus groß als nun dieses Thier ist/ so trefflich wohl kan es schwimmen / und trefflich geschwinde gehen/und sein Muth kommt mit der Stärke / die es hat / gar wohl überein ; Die Könige können sie auch im Kriege gar wohl gebrauchen.

Weil ich in Indien war / wolte ein gewisser Gouverneur einigen vornehmen Personen eine sonderliche Lust machen/und sie einen Zieger mit einem Elephanten streiten sehen lassen/an deren Grösse und Stärke ein grosser Unterschied ; das Zieger war wegen seiner

Hur-

Hurtigkeit/starcken Klauen und Zähne  
überaus gefährlich; Es sprang seinem  
Feind an den Rüssel / untern Bauch/  
und auff den Rücken / und verwundete  
ihn grausam / und der Elephant schlen-  
ckerte es manchemahl mit dem Rüssel  
weit weg / nachdem er es unter seine  
Füsse zu bringen oft sich bemühet. Da  
sie nun in diesem Kampff immer hitzi-  
ger wurden / so zerfleischete der Tieger  
den Elephanten / wo er ihn nur an-  
grieff / und der Elephant lag ihm auch  
mit grosser Gewalt auff dem Leibe. A-  
ber nach langer Mühe behielt weder  
dieses noch jenes die Oberhand / sondern  
es kostete einem so wohl / als dem an-  
dern das Leben.

Die die Elephanten regiren / nen-  
net man Cornac, sie setzen sich auf den  
Hals / da sie gar feste sich zu halten wis-  
sen; sie brauchen keinen Zaum / sondern  
haben zween Hacken / unterschiedlicher  
Gröf-

Größe. Der kleine dienet an statt des Sporns/ und mit dem schlagen sie der Elephanten in den Kopff/ ihm nach ihren Belieben fortzutreiben / und deswegen hat er stets eine Wunde auff dem Kopff/ daraus Blut rinnet: Den Großen brauchen sie aber/ wenn er tolle oder hzigig werden will / ihn/ wenn der Kleine nicht zulänglich seyn will/ damit aufzuhalten. Ich habe es gesehen/ daß einer/ der dem Fürsten zuständig war/ durchgieng/ und Bäume und Häuser übern Hauffen warff/ welche ihm gewiß nicht so feste / wie die Unsrigen/ Wiederhalt thun kunten/ und daher die Einwohner sich davon und an sichere Derther begeben musten; Wie denn unsere Wohnung gar offte von solchen Leuten angefüllet war / welche der Grausamkeit solcher Thiere aus dem Wege gegangen waren.

Die Könige in Malabar bedienen sich



sch gar offte / ihre aufrührische Unter-  
hanen mit zu straffen / indem sie solche  
auf ihre Felder gehen lassen / daß sie ihñ  
die Bäume verwüsten müssen. Und weiß  
ein Elephant von rechter Stärke / wird  
er einen Cocos-Baum mit einem  
Stoß üben Haußen werffen. Die  
Kauflleute miethen solche / brauchen sie /  
ihre Schiffe und Barqven / wenn sie  
solche ausbessern wollen / auß Land zu  
ziehen. Diese Thiere / welche die Grös-  
se und Herrligkeit ihrer Herren an  
Tag legen / werden auch von den Bra-  
manen gebraucht / daß sie die Bildnüs-  
se ihrer Götter an den Fest-Tagen he-  
rum tragen müssen / und sind gewisse  
Pagoden , welche solche zu ver-  
gleichen Dienst unter-  
halten.

Das

## Das 25. Capitel

Weiterer Verfolg von denen Thieren / und absonderlich vom  
Tieger-Thier.

**U**nter allen Orientalischen Ländern findet man in Malabar die meisten Tieger-Thiere. Nach ihrer unterschiedlichen Grösse sind deren dreyerley Arten; Das kleinste ist wie eine grosse Kage / und ich habe eines in dem der Compagnie zuständigen Hause zu Cananor gesehen / welches fast so laut schrie als ein Ochse. Diesem durffte man nichts als Fleisch zu essen geben / und wenn man ihm etwas Reis vorwarff / gieng es so weit zurücke / als es von der Kette kunte / damit die Hünner und Enden hinan kommen konten / welche es hernachmahls würgte. Endlich kam es loß / und weil ich einer von den ersten war / so es verfolgeten / so bief

es

8 mir eine ziemliche Wunde in die Hand/ und kam ins weite Feld / daß wir es nicht wieder bekommen konnten.

Die andere Art/ ist von der Größe eines Schöpfes/ oder eines kleinen Kalbes; Dieses ist das gemeinste/ und thut unter dem zahmen Vieh den größten Schaden/ und verwüstet die Länder. Diesem darff man ungeschweht nachstellen. Und damit die Könige ihre Unterthanen desto besser darzu aufmuntern mögen/ so wird dem/ so eines tödten wird/ ein golden Arm-Band versprochen/ welches ein großes Geschenk/ das den jenigen/ so es trägt/ gleichsam/ nach unserer Art zu reden/ in den Adel-Stand erhebet/ weil nur der König / dergleichen zu tragen / einem Macht geben kan. Ich habe einen Mann gesehen/ der eines umgebracht/ ohne daß er verwundet worden / und doch

doch nur sein Schild und Schwerdt darzu gebraucht hat.

Die Engelländer aber waren zu Baliepatan nicht so glücklich/zu denen kam eines in der Nacht/ und that grossen Schaden. Da sie nun des Unwesens müde/ nahmen sie ihr Gewehr zur Hand/ und warteten ihm vor. Mit dem ersten Schuß wurde es verwundet; welches aber zu nichts anders dienete/ als daß es noch grimmiger wurde/ sie anfiel/ ihrer zwey oder dreye ums Leben brachte/ und hernach davon lief/ wo es herkommen war.

Ich bin manchmahl durch ihre Grausamkeit/ als ich in Malabar ankommen/in Lebens-Gefahr gerathen: Die grosse Hitze zwang mich / daß ich mich ausser dem Hause zwischen drey grosse Hunde legete/ welche zu meiner Sicherheit wachen solten. Einmahls wurde ich durch ihr Gebell und Geschrey

hrey aufgewecket/und da ich sahe/das  
sie Ausreis gaben/ruffte ich nach Leu-  
en; und als sie kamen/so bald wurden  
vir alle gewahr/das einer von den  
Hunden fehlete; Man musste Fackeln  
anzünden/ und ihn suchen / man fand  
aber nicht eher als des andern Tages  
etwas von seinen Gebeinen/so hin und  
her geworffen waren. Dieser Zufall  
brachte mich dahin/das ich mich ander-  
te/und nicht mehr ausser dem Hause  
schlieff.

Das Ziegerthier von der letzten  
Art ist so groß/ als ein Pferd/welches  
die Portugiesen das Königliche Zie-  
ger nennen; Lebendig hab ich keines ge-  
sehen/ aber wohl die Haut davon/ so  
man über ein Bette 6. Schuh lang  
decken kunte. Solches trifft man an  
der Nord-Seite von Goa an/ und ist  
daselbst sehr gefährlich/ alleine und oh-  
ne Gewehr zu gehen. Ich habe einen  
Porz

Portugiesischen von Adel gekennet/  
 Namens Juan de Siqviera, der zu  
 Damam wohnete/ und nahe bey solcher  
 Stadt ein Lust-Haus hatte. Als ihn  
 nun zween seiner guten Freunde be-  
 suchten/ wolte er/ nachdem er sie tra-  
 ctiret/ eine Lust machen/ und Schwei-  
 ne zu schiessen mit ihnen ausgehen:  
 Sagten sich also alle dreye auf einen  
 kleinen Wagen/ hatte ieder sein Rohr  
 bey sich/ und machten sich also auf den  
 Weg. Sie waren aber kaum etliche  
 Schritte fortgefahren/ so sahen sie ein  
 solch Königlich Zieger auf einem We-  
 ge herkommen/ da sie vorbeymusten.  
 Nach langer Beredung fiel der  
 Schluß/ man müste Feuer auff ihn ge-  
 ben. Der Siqviera that seinen Schuß/  
 und verwundete es also / daß es /  
 ohne einziges Anzeigen des Lebens/  
 dahin fiel. Ueber solchen ihn so wohl-  
 feil ankommenden Sieg / waren sie  
 sehr

hr froh/ und nahmen sich Zeit/ihr ge-  
tossenes Thier nicht eher / als nach  
genommenen Frühstück/ auffzuhe-  
n; indem ein ieder gerne die Zieger-  
haut/welche sehr rar ist/ haben wol-  
. Als sie wieder zurück kamen / wa-  
en sie bewundert / daß sie solches nicht  
entrafen/und auch keine Spuhre von  
inem Schweiß funden / denn mit  
em Wagen kuntten sie nicht durch das  
Besträuche kommen; Juan de Si-  
viera sprang/ob es gleich die andern  
widerrathen /vom Wagen/ gieng der  
Spuhr nach / und fand das Zieger in  
einem Blute liegen. Es hatte aber  
dieses seinen Mörder oder Beleidiger  
kaum erblicket / so fassete es seine letzte  
Krafft zusammen/ und fiel auff ihn an/  
und zerfleischete ihn an unterschiedli-  
chen Orten / ohne daß seine Freunde  
dieses Unglück verhindern kuntten; weil  
er sich lange besonnen / auff selbiges zu  
schies-

schiessen/ aus Veyssorge/ sie möchten ih-  
 ren Freund selbst treffen. Als sie ab-  
 sahen/ daß/ ungeachtet dem Zieger viel  
 Blut entgangen/ es dennoch an Krafft  
 und Stärcke nicht abgenommen/ und  
 daß der unglückliche Siqviera nicht  
 mehr dürffte verschonet werden/ gaben  
 endlich Feuer/ und stiegen ab/ nachdem  
 sie es vollends todt geschossen. Der  
 unglückliche Portugiese lag mit dem  
 Gesichte auff der Erden/ und sein gan-  
 zer Leib war nur eine Wunde/ und er  
 in einem solchen Zustande / daß auch  
 die Allerbeherztesten davor erschra-  
 cken. Man brachte ihn nach Hause/  
 da bey seinem Anblick alles von  
 Schmerzen vergehen und verzweif-  
 feln wolte. Er hohlte so schwach Athem  
 daß / an statt man auff seine Heilung  
 bedacht seyn solte/ man vielmehr seiner  
 letzten Seuffzer gewärtig war. Jedoch  
 wurde sich ein Heyde / ein Slave der

Ver-



Bewundeten/welcher ihn zu rechte zu  
ringen versprach / wenn man ihm sel-  
igen überlassen wolte. Ob nun gleich  
wenig Hoffnung vorhanden / so unter-  
lasse man doch nicht / darein zu wil-  
ligen; Und der Slave brauchte  
keine Mittel / welche nur aus Milch/  
und dem Saft aus etlichen Kräutern  
bestunde / und brachte seinen Herrn  
mit der Zeit gar fein zu rechte / und that  
an ihm eine wunderbare Cur / so man  
bey uns kaum glauben würde; zumahl  
er ihn / so lange als er ihn in der Cur  
gehabt / mit nichts / als Milch und  
Brod / unterhalten. Dieser Edel-  
mann / der mir diese an sich selbst er-  
fahrne Geschichte erzehlete / hatte die  
Haut noch verwahrlich bey sich / als ein  
Bedenckniß dieser traurigen Begeb-  
niß / deren er sich / ohne sonderliche Ge-  
müths = Bewegung / nicht wohl erin-  
nern kunte.

H

Wenn

Wenn man des Nachts dem Zieger entgehen will/ darff man nur Lichte bey sich haben / vor welchem es fliehet; aber am Tage muß man ein Feuer-Rohr oder Bogen und Pfeil bey sich haben/solchem von weiten eines zu versetzen; Wer aber seines Schusses nicht gewiß/ thut besser/wenn er den Schuß nur in die Luft thut / weil der Knall oder das Geräusche es schrecket; eine geringe Wunde es aber nur grimmiger und die Gefahr grösser machen würde. Alle Zieger-Haut hat bald einerley Flecken / und ist wegen dessen artlichen Vielfärbigkeit theuer. In Indien decket man sie über die Betten und Tragsessel; in Europa aber bedienet man sich ihrer zu allerhand Zierathen; die Soldaten brauchten es vor diesem zu Pferde-Decken / und wird kaum ein theurer Rauch-Futter zu finden seyn.

Da

## Das 26. Capitel.

Weiterer Bericht von den Thie-  
ren/ von Jacard, Büffel / Zi-  
beth- Kage / und Affen.

**D**Er Jacard oder Adiva ist wie ein  
mäßiger Hund groß / so am  
Schwanz einem Fuchs / an der  
Schnauze aber einem Wolff gleich  
kommet. Man pflegt solche in den  
Häusern auffzuziehen. Sonst aber  
ist ihre Art/ daß sie sich des Tages über  
unter der Erde auffhalten/ und nur die  
Nacht/ wenn sie Speise suchen/ hervor  
kommen. Sie gehen Heerde-weise/  
und fressen die Kinder / fliehen vor den  
Leuten / und haben gar eine weinende  
Stimme/ und man würde oft meinen/  
es wären Kinder unterschiedlichen Al-  
ters beyfallen/ die Hunde fallen sie an/  
und treiben sie von den Häusern weg/  
insgemein folget auf sie ein Zieger-  
H 2 Thier/

Thier / welche ihrer / umb die Hunde  
heraus zu locken / verschonet. Die In-  
dianer / welchen diese List bekant / sper-  
ren ihre Haus-Hunde ein / wenn sie ei-  
ne Adive schreyen hören. Es ist ein  
Thier / das zu nichts nütze / und sich  
nicht die Mühe verlohnet / daß man  
sich länger dabey auffhalte.

Der Büffel ist grösser / als ein ge-  
meiner Ochse / und fast eben so gestaltet /  
nur / daß er einen längern und breiten  
Kopff / und grössere und fast ganz weisse  
Augen / breite und fast zwey Schuh  
lange Hörner / dicke doch kurze Beine  
hat. Es ist heftlich / fast ohne Haare /  
geht gar langsam / und kan grosse La-  
sten tragen. Sie gehen Heerde-wei-  
se beyssammen / und die Kühe geben  
Milch / daraus man Butter und Kä-  
se machen kan. Ihr Fleisch ist gut /  
wiewohl nicht so niedlich / als das ge-  
meine Rind-Fleisch / er schwimmt  
trefflich

treflich / und setzt über die breitesten Flüsse. Man hat dervor zahme / aber auch wilde / welche überaus schädlich sind / sie zerstoßen und zertreten die Leute / und zerquetschen sie mit einkigen Stoß mit ihren Köpffe. In Gehölze hat man sich nicht so wohl vorzusehen / als anderswo / weil sie mit ihren Hörnern nicht wohl durch die Aeste kommen / und also derjenige / so von ihnen verfolget wird / Zeit hat davon zu kommen. Das Leder von solchen Thieren wird zu unzählich vielen Dingen gebraucht / so gar / daß man Gefässe / Wasser und andere Säfte darinnen aufzuheben / daraus machet ; Die an der Malabarischen Küste sind fast alle wild / und denen Fremden gar wohl vergönnet / solche zu fangen und zu verzehren.

Man hat auch da viel Zibeth-Käse / welches ein kleines einer gemeinen

Rage nicht unähnliches Thier; ausser daß es eine spitzigere Schnauze/ nicht so gefährliche Klauen/ und eine andere Stimme zu schreyen hat. Das wohlriechende Ding/ so bey ihm wächst/ ist wie ein wenig Fett an einen offenen Orth/ unter dem Schwange / solches nimmt man von Zeit zu Zeit weg/ und dieses ist nicht so häufig / wenn man es nicht wohl füttert; Nach Calicut wird dessen viel verführet / aber wenn man ihn zum wenigsten nicht selbst sammlet/ ist er fast durch gehends verfälschet. Es sind zwar auch Affen in Malabar / aber deren daselbst viel weniger / als in den andern Theilen von Indien/ und sind ihrer nur in des Sevagi und Canarins Gebiethen so häufig viel. Die Heyden in Orient sehen dieses Thier vor vernünfftige Menschen an/ welcher aber mit Fleiß nicht reden wolte / damit er der Beschwere-

schwerlichkeit der Arbeit entgehe. Andere halten sie als was göttliches in Ehren / setzen ihnen ausgehauene Bilder / und weyhen gewisse Tage zu ihrer Beehrung / auch opffern sie ihnen noch darzu / und ist bey allen heydnischen Fürsten bey Lebens-Straffe verboten / einen zu tödten. Vielmahl siehet man diese Thiere bey Hauffen im Felde / welche die Weiber / so den Arbeitern auff dem Felde zu essen bringen / antasteten / und wenn man nicht zu Hülffe kommt / ihnen nehmen / was sie haben. Die Weiblein tragen ihre Jungen / verlassen sie niemahls / umfassen sie sehr feste / und springen damit von einem Baum zum andern / eben so leichte / als wenn sie nichts trügen. Auf dem Lande thun sie / wenn man sie nicht verjaget / grossen Schaden / indem sie die Früchte und Reiß abreissen / und den Tary aus den Gefäßen / darinne

er auffgefangen wird/sauffen. Ob man nun wohl diese Thiere vor furchtsam/wegen ihrer stetigen Bewegung/ansehen möchte / ist es doch wild und unerschrocken.

Als einer von meinen guten Freunden auff der Jagd war/ in dem Königreiche Cananor, setzte er sich unter einen Baum/ etliche Confituren zu essen. Auff eben diesen Baum hatte sich ein Affe gesetzt/welcher wartete/ob er/wenn er weg wäre / nicht was liegen lassen würde; welchem aber dieser Mensch/ ehe er es sich versah/ einen Schuß mit der Flinte in Bauch gabe. Das Thier / ohne daß man ihm eine Furcht absehen konte / riß mit seinen Klauen die Wunde weiter / nahm ein von seinen Därnern/ zog ihn nach und nach heraus/ bis es todt hinsiel.



## Das 27 Capitel.

## Von noch mehr Thieren.

**D**ie Ochsen werden in Indien zu nichts als zum Ackerbau gebraucht/und von den Indianern in viel zu grossen Ehren gehalten/als daß sie solche verspeisen solten. So sind auch in Malabar viel wilde Schweine/mit deren Jagd die Nahers sich belustigen/wie sie denn alle von Schreimen essen/ausser die Bramanen und Nambourri nicht; so giebt es auch Schafe und Ziegen daselbst.

Weiter haben die Jäger eine Jagt= Lust mit denen Gaseleten; Diese kommen denen Hirschen gar gleich/ausser daß ihre Geweyhen keine Enden haben / und sie etwas kleiner vom Leibe sind. Man fängt sie im Nege/womit die Indianer am meisten zu jagen pflegen. Man siehet daselbst keine

Caninichen / aber viel Hasen / welche von denen Landes-Einwohnern nicht gegessen / und welche sie fangen / denen Europäern verkaufft werden.

Schlangen findet man in der ganzen Welt; aber die in Indien / und absonderlich die an der Malabarischen Küste / haben etwas sonderliches / das man nicht anders kan / als sich bey ihnen etwas auffzuhalten. Ich habe zwar an deren Erzehlungen / so mir von ihnen gethan worden / gar viel Zweifel gehabt / aber durch eigene Erfahrung bin ich / ihnen Glauben bezulegen / genöthiget worden; und was ich anigo melden werde / ist die gewisse Wahrheit: Etliche sind nur eines Fingers dicke / fünff oder sechs Schuh lang / und grün / und deswegen umb so viel mehr zu fürchten / weil man sie auff dem Grase und Gesträuche nicht leichtlich erkennen kan. Sie lauffen vor niemand /

mand / sondern schieffen nach den vor-  
bey gehenden / und absonderlich nach  
den Augen / Nasen und Ohren / da sie  
sich anhängen. Ihre Bisse sind eben  
so giftig nicht / aber sie haben unter dem  
Halse ein Bläßgen voll subtils Gift-  
tes / welches sie auff den Orth / da sie  
sich anhängen / aussprigen / dessen Be-  
rührung so tödlich / daß kein Mittel  
darwider / und die / so damit angestecket /  
müssen innerhalb einer Stunde des  
Zodes seyn. Weil sie nun so häufig /  
und nicht leichtlich gesehen werden / las-  
sen vornehme Personen / wenn sie rei-  
sen / einige von ihren Dienern vorher  
gehen / welche die Hecken und Aeste  
ausklopffen / damit solch schädlich Un-  
gezieffer vertrieben werde.

Ich habe einen Indianischen Chri-  
sten gekennet / der einmahl von Basar  
nach Baliepatan nach der Pagode da-  
selbst gegangen / und einen Heyden bey

sich gehabt/ da denn jener gewahr worden / daß diesem eine solche grüne Schlange mit einem Sprung an die Nase gesprungen/ und zu einem Loche hinein/ zum andern wieder heraus gefrohen / und so hangen/ der Heyde aber auff der Stelle todt blieben. Noch andere aber/welche die Indianer Nallebambou, das ist/ die gute Schlange / die Portugiszen Cobra-Capell, oder die Kappen-Schlange nennen; weit dessen Haupt mit einem Stück Haut/ einer Hand breit / in Gestalt einer Kappe/umbgeben / und von eben der Farbe/ als der übrige Leib ist; Welche Farben denn sehr lebhaft und angenehm in die Augen fallen. Ob derer Biß gleich tödlich ist / so hat man doch Mittel darwider.

Über derer Heyden Blindheit aber kan man sich nicht gnug verwundern / was diese Thiere betrifft. Denn sie  
alle

alle kriechende Thiere / absonderlich  
aber die Schlangen / in Ehren halten;  
Mit deren Statuen geben sie ihren  
Pagoden die grössste Zierde / und kan  
man diesem armen Volck solchen Über-  
glauben gar nicht ausreden. Sind  
deren in ihren Häusern / werden sie/  
nach vielem Gebeth / sie mit vorgese-  
ter Speise heraus zu locken trachten /  
und solche gar nicht mit Gewalt heraus  
treiben. Und wenn die Schlange nicht  
fort will / werden sie solche mit vielen  
zierlichen Worten / als wenn es ein ver-  
münfftiger Mensch wäre / bitten und  
ansehen.

Als ich in diesem Lande war / wurde  
des Fürsten Secretarius von einer /  
welche des Arms dicke / und acht  
Schuch lang war / gebissen. Weil  
nun das Unglück auff freyen Felde ge-  
schah / so fiengen diejenigen / so diesen  
Beambten begleiteten / die Schlange /

und trugen sie in einem Gefässe vor ihren Fürsten. Man liesse so bald die Bramanen holen/ welche die Schlange in grosser Demuth ersuchten / sie wolte doch nicht zugeben / daß der von ihr Verwundete / weil ihn der König wohl brauchen könnte/sterben solle; Der Fürst sagte wohl gar/daß/wenn er sterben würde / er sie verbrennen lassen wolte. Es halff aber weder Bitten noch Drohen / der Secretarius starb doch dahin / weil man kein natürlich Mittel an ihm gebrauchet. Es gieng dem Könige zwar sehr nahe / weil er aber lauff die Einbildung gerieth / es möchte dieser sein lieber Diener etwa mit einem Laster beflecket seyn/weil ihn die Götter also straffeten/liesse er sie also wieder ausser dem Palast tragen/ und sie/ nach vielen beschehenen Ehren-Bezeugungen/ mit Frieden ihres Weges gehen.

Etliche Völcker sind von so seltener Gottes-Furcht/das sie auch Milch an die Strassen setzen/ damit diese kriechende Götter ihre Nahrung ja nicht weit zu suchen nöthig haben. Aber da man diese Einfalt belachen muß/ist die Betrügerey der Bramanen desto mehr zu verfluchen. Denn unter ihnen sind gar viel kluge Leute in der Astrologie/so auch noch von einiger Gelehrsamkeit/ und in den Geschichten ihres Volckes noch ziemlich bewandert; Diese können unmöglich glauben/was sie lehren. Ich habe mit ihnen unterschiedliche mahl darüber gesprochen/ und absonderliche einem / mit dem ich gar gute Bekandschaft hatte/es vorgehalten / wie übel sie thäten / das sie die Gabe/so ihnen der Himmel verliehen / so schändlich mißbrauchten/und des Volckes Leichtgläubigkeit mit solchen Fabelwerck/unter der Hoffnung/einige Ehre oder andere geringe Vortheile

theile davon zu heben / gefangen hielt-  
 ten. Der mir zur Antwort gab / daß  
 er mir / wie aufrichtig sie / und wie wahr  
 dasjenige / so sie lehren / wäre / durch  
 eine Historia darthun wolte / welche  
 er folgender Gestalt erzehlet : Der  
 vornehmste Bramane einer be-  
 rühmten Pagode / wolte das Volk zu  
 mehrer Andacht bewegen / und ermah-  
 nete seine Zuhörer / etwas zu Verfer-  
 tigung einer göldenen Schlange mit  
 zwölf dergleichen Eiern zusammen  
 zu bringen / mit der gemachten Hoff-  
 nung / daß / wenn sie also an einen Ort  
 in die Pagode gesetzt / und der daselbst  
 befindlichen Gottheit geweyhet wer-  
 den würde / selbige in sechs Wochen  
 lebendig werden / die Eier ausbrüt-  
 ten / und alsdenn die Schug-Göt-  
 ter dieser Pagode werden würden.  
 Diese Proposition wurde gebilliget /  
 und der Bramane erhielt gar bald /  
 was



was er haben wolte; Die Statua wurde  
gefertiget / und von dem Bramane  
nen, unter Begleitung einer grossen  
Menge Volckes / in die Pagode gesetzt.

Der Bramane gieng alleine hinein/  
setzte die Schlange an ihren Ort /  
schloß zu / und verwahrte diese Eyer  
er mit der alten auff das sorgfältigste.  
Da sechs Wochen vorbei / kam er mit  
dem vorigen Volck wieder hinein / und  
als er weder die alten noch jungen  
Schlangen gefunden / glaubten sie alle  
/ daß sie würcklich lebendig worden.  
Dieses Wunder wurde durch allge-  
meines Zuruffen bestätigt / und gratu-  
lirte sich ein ieder / daß er zu Zeugung  
einer neuen Gottheit etwas beigetragen  
hätte ; Uber diese sehr handgreifliche  
Lügen mußte ich lachen / und war auch  
nicht weniger böse darüber / und wolte  
dem Bramane die Betrüglichkeit des  
jeni-

jenigen/ so er vor eine Wahrheit ausgäbe/ zu erkennen geben; Er stritte aber hart darwider / und ich mußte den Star-Kopff auff seinem Sinn lassen.

Da es denen Heyden in ihrem Gesetze verboten / die Schlangen nicht zu tödten/ so ist es doch denen Christen und Mahometanern nicht untersaget. Man trifft sie gar offte in Häusern an/ und ich habe dergleichen auch unter unsern Betten gefunden. Anderswo will ich von denen Arzney-Mitteln/ so man wider ihre Bisse gebrauchet/ melden. Die Schlangen/ so gar von sonderbahrer Art/ sind zwanzig Schuh lang/ und so dicke/ daß sie gar leichte einen Menschen verschlingen können; Indessen sind sie noch lange nicht so schädlich/ als die andern/ weil man ihne gar leicht entgehen kan. Man siehet sie sonst nicht leichte/ als in denen Wüsteneyen/ und wenn man ihrer ja an den Dörf-

Dörffern/ oder an dem Ufer des Meeres zu sehen bekommt/ ist es nur zu der Zeit/ wenn die Flüsse übertreten/ da sie denn durch das Wasser hingeführet werden. Ich habe sie nur todt gesehen/ und man hätte sagen sollen/ es wäre ein Stück Holz von einem umgevorffenen Baum. Ich habe es von einem Christen / der ein Heyde gewesen/ erzehlen hören/ daß/ wie er einmahl in der Reiß-Ernde auf dem Lande mit allen seinen Hausgenossen gearbeitet/ wäre ein Kind/ so man frantz zurücke gelassen / aus dem Hause gegangen/ und sich vor der Thüre auf das Laub niedergeleget/ wo es bis auf den Abend geschlafen. Als sie nun/ von der Arbeit ermüdet/ nach Hause gekommen/ und Anfangs nicht an das Kind gedacht/ auch/ da es geweinet/ davor gehalten/ es geschähe/ weil ihm ohne dem nicht wohl wäre/ hätte man gewartet/ bis=

bis die Abend-Mahlzeit fertig/ da sie  
 es alsdenn hinein nehmen wollen. Da  
 aber das Kind nicht mit Schreyen auf-  
 hören wollen/ wäre einer hinaus ge-  
 gangen/ und gesehen/ wie eine von sol-  
 chen grossen Schlangen das unglückli-  
 che Kind schon halb im Leibe gehabt.  
 Es ist leicht zu erachten/was ein solcher  
 kläglicher Zufall vor Schrecken unter-  
 denen/ so solches mit angesehen/und de-  
 nen es der Natur wegen angehöret/  
 verursachet. Man wolte erst solch  
 Ungeziefer nicht böse machen/ aus  
 Furcht/ es möchte das Kind vollends  
 hinab schlügen. Und unter tausend  
 Vorschlägen/ die ein ieder that/ wurde  
 man endlichen Raths/ solche Schlange  
 mit einem Sebel in Stücken zu hauen.  
 Der Geschickteste verrichtete den  
 Streich gar glücklich/ weil aber diese  
 Bestie nicht flugs starb/ ob sie gleich in  
 Stücken gehauen war/ that sie doch einen  
 Biß

is in solchen zarten Leib/und vergiff-  
te ihn/ daß das Kind in wenig Au-  
mblicke darauf starb. Wir höreten  
nmahl eine Adive schreyen/ welche/  
schon die Hunde sehr belleten/ doch  
icht weg wolte/ als nun unsere Leute  
it dem Lichte darzu kamen/ sahen sie/  
ß es von einer Schlange verschlun-  
en wurde/ indem es von ihr vermuth-  
ch schlaffend angetroffen worden.  
Man tödtete beyde/ und ob gleich die  
Schlange nur zehen Fuß lang war/so  
war sie doch dicke genug/ diese Adive  
u verschlucken.

Malabar bringet auch Crocodile  
von unterschiedlicher Grösse hervor:  
Und hier war es/ wo ich/ wie schon ge-  
meldet / eines todt machen  
helffen.

Das

## Das 28. Capitel.

Von dem Malabarischen Volck  
und ihren Gebräuchen.

**D**ie Einwohner in Malabar sind von guter Gestalt / fast alle schwarz oder sehr braun / und haben nichts ungestalttes / wie die Africaner / an sich. Sie lassen ihre Haare lang wachsen / und mangelt ihnen an Verstande nicht / sie wenden ihn aber nicht an / und legen sich weder auff Wissenschaften / noch Künste ; Zur Verrätheren sind sie am meisten geneigt / und sein Wort nicht halten / wird bey ihnen vor nichts geachtet. Die Mahometaner hält man vor das untreueste Volck / aber die Heyden sind auch von keiner bessern Treu und Glauben.

Die lezten sind aus diesem Lande entsprossen / oder die eingeborne Einwohner / und also auch viel mächtiger /

als

ſie die andern. Sie ſind in abſonderliche Linien und Geſchlechter vertheilet. Die erſte beſtehet aus den Fürſten; Die andere machen die Nambouri oder vornehmſten Prieſter aus; Die Brannanen ſind die dritte / und die Nambours oder Edelleute die vierdte. Dieſe alleine werden mit dem Vorzug gebohren / daß ſie Waffen tragen dörrffen / und ohne Schmälerung ihrer Ehre keine Handlung treiben / und ihren Adel-Stand ſonſt durch nichts / als dadurch / wenn ſie ihre Religion verändern / verlieren können. Die Tives heißen die jenigen / ſo das Land bauen / und den Tary eintragen / denen läſſet man noch die Waffen zu / aber nur aus gutem Willen.

Die Monconas oder Fiſcher dürfen nur am Meerſtrand wohnen / leben nur von den Fiſchereyen / und werden nicht tüchtig gehalten / Waffen zu füh-

führen / auch mag man die Soldaten  
noch so nöthig brauchen / so nimt man  
von ihnen keine darzu.

Die Wäscher oder Bleicher machen  
wieder eine besondere Linie / sowohl als  
die Cheri, welches eigentlich die Lein-  
oder Zeug-weber und Delmacher sind.  
Die Pouliats sind die leyten / und die  
allergeringsten ; Sie haben keine stete  
Wohnung / weil sie kein Mensch umb  
sich leyden will / und werden von denen  
andern nur gebraucht / den Reiß zu hü-  
ten / da sie sich denn unter kleinen Hüt-  
ten von Palm-Zweigen behelffen. Es  
ist / mit ihnen umzugehen / oder auf 20.  
Schritte zu nahe zu kommen / schimpff-  
lich / und ist es eine Nothwendigkeit /  
daß man sich reinigen muß / wenn man  
in der Nähe mit ihnen geredet ; Doch  
sind zu solcher Reinigung / im Fall der  
Näherung zu ihnen / nur die Linien / so  
unter den Nahers sind / verbunden ;  
Und



Und die Fürsten/ Nambouris, Bramanen und Nahers haben die Freyheit/ sowohl einen als den andern zu be-  
führen / ohne daß sie sich zu baden nöthig haben. Wenn ein Nambouri, Bramane oder Naher einen Pouli-  
t auff dem Wege antrifft/ wird er ihm  
gar von weiten zuschreyen / daß er ihn  
aus dem Wege gehen soll; und wo er  
nicht Augenblicks gehorsamet/ kan er  
ihn mit der Mousqvete oder Pfeil-  
schüssen darzu nöthigen / indem sie die-  
se arme Leute umbringen dürffen/ wie  
sie wollen / wenn es nur an keinem  
privilegirten Orthe geschieht. Wenn  
ein Naher sein Gewehre probiren  
will / wird er es an einem von diesem  
unglücklichen Geschlechte / es sey alt  
oder jung / Mann oder Weib, versü-  
hen / ohne daß er deswegen in An-  
spruch genommen wird. Dieses/ ihrer  
Niedrigkeit anlebendes Unglücke ver-

arsachet/ daß sie sich nicht sehr verme-  
ren. Sie dürffen sich in keinen Be-  
noth Leinwand kleiden / sondern sie be-  
decken einen Theil ihres Leibes mit  
Baum-Blättern. Die Verachtung  
so man ihnen anthut / macht sie au-  
ganz träge und liederlich/sie essen ohne  
Unterschied allerhand Aeser und S-  
würme; was aber bey den Heyden a-  
meisten Abscheu erwecket/ist/daß sie  
Aeser der natürlich gestorbenen od-  
umgefallenen Kinder verzehren.

Man nimmt von diesen Armsee-  
gen weder vor die Götter noch vor  
Fürsten einige Geschencke / auß  
Gold und Silber. Und müssen  
noch darzu gar weit davon auff  
Erde legen/ und die Leibwache/neh-  
lich die Nahers, gehen alsdeñ hin  
holen es / indem sie von weiten mit  
ihnen reden / und ihnen auch also a-  
worten.

Nicht selten werden diese Pouliats in eine grosse Geld-Straffe verdammet: Und weil es einen zu befrembden scheinen möchte / wie diese von aller menschlicher Gesellschaft ausgeschlossene Leute / und die so gar ohne Handel und Wandel leben / diese auffbringen können; So dienet zu wissen / wie die Malabaren diese thörichte Gewohnheit haben / daß sie ihr Gold und Silber / so sie besitzen / vergraben / und niemahls nichts davon nehmen. Diesen suchen die Pouliats mit allen Fleisse nach / und bereichern sich durch solches Mittel; Man hält sie vor Zauberer / und ist keine That so böse / so man ihnen nicht Schuld giebt / und mögen sie noch so unschuldig seyn / so nimmt man sie auff den geringsten Verdacht doch bey dem Kopffe / und spricht ihnen der Fürst das Todes-Urtheil. Gegen die andern Geschlechter aber sind sie nicht

so scharff / und muß man unverwerflichen Beweißthum haben / wenn man einen von ihnen nur mit einer Bürgerlichen Straffe belegen solle.

Die Malabarischen Völcker / und fast alle Heyden in Indien / nehmen dieses Geseze überaus in acht / daß niemand höher steigen kan / als es der Zustand seines Geschlechts erfordert / er mag so reich seyn / als er immer wolle / und weder dieser noch seine Nachkommen werden ihren Stand niemahls verändern.

### Das 29. Capitel.

#### Von denen Nahern.

**D**ie Naher sind die Edelsten und ansehnlichsten Leute dieses Landes / welche man nicht weniger wegen ihrer Geschicklichkeit und Höfflichkeit / als ihrer Geburth wegen hochhält. Es ist mit der Zeit in den Könige

igreichen der Malabarischen Küste  
 in Geseze in Schwang kommen /  
 welchem unumbgänglich nachgekomi-  
 ren werden muß: Nämlich/daß kein  
 Fremder / noch der von einer andern  
 Religion/ über Land reisen kan und  
 darff/ als unter dem Gleite ein und des  
 andern Nahers. Und dieses ist eine  
 notwendige Vorsichtigkeit/sonst wür-  
 de der Fürst/wenn einem ohne ihre Be-  
 leitung Gewalt geschehe / solches  
 nicht einmahl ahnden.

Wenn die Fremden aus einem Kö-  
 nigreich in das andere reisen / werden  
 die Nahers derjenigen Landschaft/da-  
 innen sie sind / Sorge tragen/ daß sie  
 ihm dergleichen Nahers aus dem Lan-  
 de/ wo sie hin wollen/ zuwege bringen.  
 Diesen Nahers zahlet man täglich 8.  
 Tares, welches an einen halben Fa-  
 non hinansteiget. Der Fanon ist ei-  
 ne kleine goldene Münze / so 16. Ta-

res gilt / und die Tare eine kleine silberne Münze / so 6. Pfennige werth ist. Wenn er ein Haus bewahret / bekommt er nur vier Tares des Tages / aber über Feld bekommt er doppelten Lohn ; Diese Leute haben eine Eigenschaft an sich / welche nicht genug zu loben ist / daß sie die jenigen / so sie begleiten / niemahls verrathen / oder im Stiche lassen werden. Solte einer unter ihren Geleite umkommen / werden sie sich unfehlbar darbey niederhauen lassen / und würde unter ihnen zur Zagheit ausgedeutet werden / wenn einer auff solche Weise das Leben vor jenem davon bringen würde. Ich habe mir etwas erzehlen lassen / so sich wohl die Mühe verlohnet / daß ich Meldung davon thue. Zween reiche Portugiesische Rauff-Leute / welche Nordwärts herkamen / und längst der Küste gegen Süden zu reiseten / nahmen /

en/ nach Landes-Gebrauch/ Na-  
 ers zu sich/ und als sie durch das Kö-  
 reich Cananor kommen / gaben  
 ese ihnen andere zu / nehmlich Un-  
 rthanen des Königs zu Samorien.  
 Diesen kam nach dem Gelde / so die  
 Kauff-Leute diesen zu tragen gegeben/  
 in Apetit an/und damit sie sich dessen  
 emächtigen könten / schlugen sie die  
 Kauffleute todt. Und weil ihnen die  
 Schärffe der Gesetze mehr als zu wohl  
 bekannt waren/ giengen sie damit in ein  
 ander Land. Die ersten meyneten/sie  
 hätten diese Kauff-Leute gar in guter  
 Hand gelassen / und begaben sich wol-  
 der zu denen Ihrigen. Inzwischen  
 fand man die beyden Leichname der  
 Erschlagenen / und die Sache wurde  
 untersucht / man erfuhr der Thäter  
 Nahmen / welche endlich an Tag und  
 herbey gebracht wurden. Das Geld /  
 so sie guten Theils noch bey sich hatten/  
 über-

überzeugte sie gnugsam der begangenen Schelmerey/ und da durffte man nach keinem andern Scharff-Richter schicken/sie aus dem Wege zu räumen/ es verrichteten es selbst ihre Eltern und Weiber/ die über diese Untreue sehr entrüstet waren.

Es ist noch etwas merckwürdigers von diesen Nahers bezubringen. Ein Ausländischer ist nicht so sicher/ wenn er deren viel bey sich hat/ als weh er von einem ihrer Kinder begleitet wird; weil die Räuber alle starke und wehrhaffte Leute ohne Unterschied angreifen/ vor der Schwachheit und jungen Jahren der Kinder aber Scheu tragen. Wenn der Naher ihre Kinder über Feld gehen / tragen sie einen gedreheten Stab / anderthalb Schuch lang/welcher eine Spitze wie ein Dolch hat/ der aber nicht spizig / sondern der Faust dick vornen zu ist; Diesen brauchen



ben sie so lange, bis sie Alters halben die Waffen führen können/ iedoch tragen dergleichen Stöcke keine/ als der Nahern Söhne/ wiewohl/ man aber weniger Gefahr bey ihnen zu besorgen hat/ so brauchet solche doch niemand sonst/ als der kein Geld hat/ maßen von dem Reichthum der Reisenden/nachdem sie viel oder wenig um sich hat/ geurtheilet wird.

## Das 30. Capitel.

Von noch mehrern Gebräuchen.

Je von denen Vornehmern Geschlechtern haben mit denen Gerin- gern keine Gemeinschaft/absonderlich mit Essen und Trincken/ können auch keine Speise/ so von iemand anders/ als der ihres/oder noch edlern Herkommens ist/ zubereitet worden/ gebrauchen; welche Strenghkeit sich auch so weit erstrecket/ daß sie nicht aus einem

Brunnen Wasser schöpfen dürfen ;  
 So sind auch die Seen hierinne abge-  
 theilet / und hat ein jedes die seine / sich  
 darinnen zu baden / und sind nur die  
 Flüsse unter einander gemein. Eben-  
 dergleichen wird auch bey denen Häu-  
 sern in acht genommen. Denn wenn  
 eine geringere Person / als der / so es  
 bewohnet / hinein kommt / sobald wer-  
 den die Bramanen herbey geruffet /  
 die Unreinigkeit mit gewöhnlichen Ce-  
 remonien heraus zu treiben. Daß im  
 Heyrathen ieder seinem Stand gemäß  
 heyrathe / wird bey ihnen überaus ge-  
 nau in acht genommen / und machen sie  
 sich ein Gewissen / auch ausser der Ehe  
 einige Gemeinschaft mit dergleichen  
 Weibes-Personen zu haben.

Eine Manns-Person kan eine sei-  
 nem Stande gleich heyrathen / oder  
 auch mit einer von dem Geschlechte / so  
 stracks nach dem seinen ist / auch einig  
 heims

heimliches Liebes-Verständniß mit ihnen haben; Aber mit einer von höherm Stande nicht/und würde es sowol ihm als ihr das Leben kosten/ wenn sie/daß sie wider solch Gesetz gesündigtet/ überführet würden; Davon aber das Weibsvolk von dem Stamm der Nambouris und Bramanen ausgenommen sind/ als welche/ wenn sie dergleichen Fehler begangen/ vor den Fürsten des Orts geführet werden. Dieses kan sie als Schavinnen verkauffen/ und weil es gemeiniglich die Schönsten in Malabar sind/ so sind die Fremden gar beglerig/ sie zu kauffen.

Als ein Portugiesischer Capitain, der sein Schiff verlohren/ und nach Cannanor kommen/ ohne Hoffnung/ sein Glück dergestalt wieder zu finden/ in Erfahrung gebracht/ daß eines Bramanen Tochter mit einem Tivertertappet worden/ und verlauffet wer-

den solte/ meldete er sich darzu an; und weil sie ihm gefiel/ so kauffte er sie. Dieser kam mit seiner Slavinn zu uns/ da wir sie denn aufs beste bewirtheten. Etliche unter uns befragten die Indianerin über diese Begebenheit/ welche anfänglich schwer daran gieng/ es zu beantworten. Nachdem sie aber sehr geweinet/ erzehlete sie/ daß sie nach ihrer Mutter Tode bey ihrer Wettern einem auffgezogen worden; Als sie aber mit andern Töchtern ihres Alters auf das Feld zur Arbeit gegangen/ hätte sich ein junger Tive, der ihr gefallen/ und sie ihm auch schön vorkommen/ ungeachtet der Ungleichheit ihres Standes/ und der Schärffe der Gesetze/ Meister von ihrem Herzen gemacht/ daß sie eins worden/ ihn mit in ihres Wetters Haus zu nehmen/ dahinein sie ihn denn/ aus einer unglücklichen Treuherzigkeit/ geführet; Das Glück aber

aber wäre ihr so zuwider gewesen/ daß es das erste mahl offenbar worden/ da denn der Tive, wegen der Beleidigung/so ihre Familie dadurch erlitten zu haben vermeinte / sein Leben lassen müssen/ sie aber zum Fürsten gebracht worden/ von dem sie der Portugiese/ der Gewohnheit nach/ gleich gekauffet hätte. Ihre Thränen gaben uns leicht zu erkennen/ daß sie ihn sehr lieb mußte gehabt haben / und war keiner unter uns/so sie nicht betauerte. Der Portugiese mochte was mehrers / als ein bloßes Mitleiden bey uns vermercken/ daher er aus einer/ seiner Nation sonst angebohrnen Eifersucht / bald Abschied/ seine junge Malabarin mit sich nahm/ und die tauffen liesse; Nach diesem ich sie auch unterschiedene mahl bey ihm gesehen.

Wenn ein Mann niedriger Geburt überwiesen/daß er von einer Frau

höhern Standes einige Gunst erhalten/ werden sie beyde in Ketten und Banden an Füßen/ zum Fürsten/ dasjenige/ was die Gesetze erheischen/ an ihnen zu vollstrecken/ geführt. Die von dem Geschlechte der Verbrechervin haben das Recht/ daß sie drey Tage nach einander/ vom Tage der Execution an zu rechnen/ alle die/ so ihnen von dem Geschlechte des Schuldigen vorkommen/ ohne Unterscheid/ es sey Mann oder Weib/ Jung oder Alt/ niedermachen dürffen/ wiewohl nur in dem Bezirck der Lands-Hauptmanschaft/ da der Fehler begangen worden. Die Naher haben diese Gewalt über die Tives und Chetes; Diese über die Macoves: und diese letztere über die Pouliats. Die Nambouris und Bramanen aber können niemand tödten/ und haben keine andere Freyheit/ als daß sie die grime Sünder zur Wahlstadt

Stadt / wo sie ihr Recht erwarten / führen dürfen. Das ist eine grausame Gewohnheit / aber damit wird bey dieser Gelegenheit viel Blut erspartet / daß man die Beklagten manchmahl biß acht Tage im Gefängnisse behält / da denn diejenige / so etwas zu fürchten haben / sich aus dem Staube machen können.

### Das 31. Capitel.

#### Fernere Erzählung ihrer Gewohnheit.

**D**ie Pouliats werden ungestraft todt geschlagen / ohne daß jemand ihren Tod räche; wiewohl man auch dererjenigen Mord / so noch vornehmer sind / mit keiner Lebens-Straffe anzusehen pfleget. Das Recht schreibet hier der Rache kein Maas noch Ziel vor / und hierunter was zu ahnden / kommt nur denen Anverwandten zu.

Aber

Aber wegen des Diebstahls verhält es sich ganz anders; Dieses Volck hat vor dem Laster einen solchen Abscheu/ und straffet es so scharff/dasß derjenige/ der eine Pfeffer-Traube / oder noch was geringers stiehet/ grosse Mühe haben wird / mit dem Leben davon zu kommen.

In Malabar hat man keine Gefängnisse/und werden die Gefangenen gar schlecht bewachet / und legt man ihnen/ biß zur Todes-Straffe/ Eisen an die Beine. Alle Bürgerliche und peinliche Sachen werden vor dem Fürsten durch die Parthien selbst vorgebracht/und wenn die Anklage Zweifelhaft/ werden die Beklagten zum Jurament gelasset/welches dergestalt geschieht: Man läset das Eisen von einer Art glihend werden / und wenn nun der/ so schwerer soll / herbey kommen ist/leget man ihm ein Bananien-Blat



Blat auff die Hand/ und das gliende  
Eisen darauf/ welches er denn/ so bald  
es wieder schwarz worden/ wegwirfft;  
Darauff hat eine von des Königs Ge-  
rath-Wäscherin ein Serviet/ in Reiß-  
Wasser getunctet/ umwickelt ihm da-  
mit die Hand / und bindet umb solch  
Tuch ein Band / welches mit des Kö-  
nigs Petschafft versiegelt wird. Nach  
drey Tagen siehet man wieder darnach/  
und wenn man gewahr wird / daß ihm  
nichts wiederfahren / wird er vor un-  
schuldig / so aber das Feuer einige  
Merckmahl hinterlassen / vor meinei-  
dig gehalten. Der Fürst spricht das  
Urtheil / von dem kein Appelliren  
gilt/ und wenn es ans Leben geht/ge-  
schicht die Execution auff der Stelle/  
und wird der arme Sünder aus dem  
Pallast geführet. Und weil ein jeder  
sichs vor eine Ehre schäset / dem Für-  
sten zu gehorchen / so hat man hier kei-  
ne

ne Hencker/ sondern die Nahern ver-  
richten solch Amt gemeinlich. Sind  
nun die Missethaten wider die Ge-  
setze/ so tringen sich des Missethäters  
nächste Freunde selbst darzu/ sein Blut  
zu vergiessen / ihrem Geschlechte die  
Schande/ so er ihnen bewiesen / wieder  
dadurch abzuwischen. Die Leibes-  
Straffe ist insgemein diese: daß man  
denen armen Sündern einen Spieß  
durch den Leib jaget / sie viertheilet/ o-  
der an Bäume auffknüpffet.

Am iedem an der Malabarischen  
Küste befindlichen Königreiche sind un-  
terschiedliche Fürstliche Familien,  
welche aber nur einen Stamm aus-  
machen. Denn wenn in einem oder an-  
dern Staat oder Land ein König mit  
Tode abgeheth/ so folget ihm der älteste  
an Jahren allezeit in der Regierung/  
ohne einzige Widerrede/ also/ daß man  
niemahls einen jungen Herrn auf dem  
Thron sehen wird. Die

Die nun diese Würde überkommen/  
wählen sich unter ihren Unterthanen  
einen aus / der am meisten Verstand  
hat / und machen ihn zu ihrem Stadt=  
halter / dessen Sorgfalt sie die Angele=  
genheiten der Reichs-Geschäfte über=  
lassen. Dieses ist nun ein hochwichti=  
ges Amt; Und ob gleich solches nicht  
selten den meist-bietenden gegeben  
wird / so kan doch der König es dem / zu  
welchem er Beliebung hat / auftra=  
gen; Was denn man bey dessen  
Vergabung mehr auf die ~~Stärke~~  
Ligkeit / als den Stand siehet / weil solch  
Amt dem / der es hat / Ehre und  
Stand genug mit bringet; was es  
mag ein Naher oder Cheti damit be=  
liehen seyn / ihm auch die von Fürstli=  
chen Geblüte unterthänig seyn müs=  
sen / wiewohl man doch dergleichen  
Leute darzu nimmt / aus dessen Fami=  
lie eine und andere diese hohe Würde  
ge=

gehabt. Alle Brieffe und Patente werden mit einem eisern Griffel auff wilde Palmen-Blätter geschrieben.

So bald er nun der Treue und Geschicklichkeit dieses seines Stadthalters gnugsam versichert ist/ so überläset er alles seiner Verwaltung/ begiebt sich an einen stillen Ort/ da ihm denn ein seinem Stande gleichmäßiger Unterhalt verschaffet wird. Der Stadthalter masset sich aller Gerech-Sache an/ macht Friede/ wenn er will/ ohne daß er es mit iemand anders/ als dem Könige/ überlegen dürffe/ es wäre denn/ daß Alters halber er sich gar nicht mehr behelffen könne. Er wird sich in seiner Gegenwart nicht setzen/ auch niemand von seiner Leibwacht zu ihm ins Gemach lassen/ und wenn er mit ihm redet/ stets die Hand vor den Mund halten? Welche aber diese Ehr-Bezeugungen unterlassen/ würden bald ihres

ihres Ampts entsetzet werden / weil der König sich die Freyheit / sie abdanken zu können / vorbehalten / wiewohl es gar selten geschieht / weil ein ieder / da er weiß / daß er sich viel zubesorgen hat / es auf das fleißigste in acht nimt. Wenn sich der König zu Cananor ausmachtet / läset er sich auf einem Elephanten oder Tragsessel tragen / und hat eine Krone von dichten Golde / so die Gestalt einer Krüge / und 500. Ducaten schwer wieget / auf. Diese giebt ihm der Stadthalter / wenn er erwöhlet worden / und wenn der König stirbt / wird solche in den Schatz der Pagode geleget.

Wenn dieser Herr auff der Strasse ist / wird er von vielen Nahers begleitet / dabey viel Paucker / Trompeter und andere Kriegerische Musicalische Instrumenten zu hören. Es gehen viel Officirer voran / welche stets schreyen

schreyen/ daß man aus dem Wege gehen solle/ weil der König käme. Alle Prinzen und Princessinnen / wenn sie mit ihm nicht zugleich reisen/ werden mit eben dieser Pracht bedienet; Und wenn der Stadthalter ein Prinz ist/ bedienet er sich eben dergleichen/ und zwar seines Standes/ nicht aber seines Amtes halber. Ist aber der Stadthalter nicht aus Königlichen Geblüte/ so hat er zwar seine Leib-Wacht/ aber keine Music/ auch niemand/ der ihm Platz mache/ vor sich hergehen.

### Das 32. Capitel.

Von noch andern Gewohnheiten.

**S**chon diese Fürsten/ so viel dem Weltlichen Stand betrifft / der Obriste in seinem Reiche/ so sind sie doch/ was den geistlichen Stand betrifft / noch unter denen Nambourinen und Bramanen.

Ehe

¶ Ehe wir aber von dem Ehestande reden/ so dienet zu wissen/ daß die Kinder ihren Adel von der Mutter herrechnen/ und man sie von der Mutter und nicht von des Vaters Linie herzehlet/ und zwar aus gewissen Ursachen/ die aus folgenden abzunehmen.

Die Princeßinnen verheyrathen sich an die Nambouris oder Bramanen, und die Kinder / so von ihnen gebohren werden / sind Pringen / und rechtmäßige Cron-Erben / wenn sie die Reihe trifft. Weil aber die Anzahl der Princeßinnen nicht eben so groß ist / so nehmen die Nambouris und Bramanen Weiber von ihrem Geschlechte / und die alsdenn darinnen gebohren / sind Nambouris oder Bramanen, nachdem ihrer Mütter von eines von beyden sind. Die Pringen oder Fürsten vermählen sich mit keiner Princeßin / sondern mit Naherinnen  
oder

oder Bramanninnen, mit welchen sie denn Nahern und keine Prinzen zeugen.

Die Nahers verheyrathen sich mit den Weibern von ihrem Stamme / oder von dem/der am nächsten auff den andern folget/als von denen Mainats oder Cheti. Die andern Linien haben eben dergleichen Freyheit/sich entweder aus ihren Geschlechtern / oder auch in dem folgenden geringern Stamme ein Weib zu nehmen / aber/ wie schon gemeldet/so können die Weibes-Personen nicht geringer / als sie sind / bey Lebens-Straffe sich verheyligen.

Die Fürsten Nambouris und Bramanen, oder auch die reichsten Nahers, haben ein Weib vor sich allein/so sie auff alle Weise durch die allerhöflichste und liebreichste Begegnung/das sie sich keinen andern Mann



chen soll/ zu gewinnen trachten. Hat  
 er eine solche ein unbeständiges Ge-  
 wächse/ können sie solches nicht wehren/  
 wäre denn/ daß sie einen Kerl / der  
 geringeren Standes / als sie/ nehmen  
 sollte.

Die Heydnischen Weiber in Mala-  
 ar, sind so viel Männer/ als ihnen be-  
 rechet/ zu nehmen berechtiget / zuwider  
 denen Mahometanischen Gewohn-  
 heiten / ohne daß daher einige Händel  
 entstünden. Die Männer / so Ge-  
 wehr tragen / lassen solches vor der  
 Thüre der Frauen Cammer stehen /  
 damit wenn ein anderer kommt / er  
 sehen könne / daß die Post besetzt  
 sey.

Die Zusagen / so sie bey ihren Hey-  
 rathen thun / dauern nicht länger / als  
 es ihnen anständig / und so bald die  
 Liebes-Hitze verrauchet / so bald schei-  
 den sie auch ohne Wiedertwärtigkeit

R

von

von einander / das Heyraths = Guch  
ist insgemein ein Stück Leinwand / so  
der Mann der Frau / sich darmit zu  
Fleiden/giebt.

Diese Frechheit / daß sie so viel Män-  
ner nehmen / und auch wenn sie wollen /  
wieder von einander können können / ist  
Ursache / daß kein Kind niemahls weiß /  
wer sein rechter Vater sey. Die Söhne  
erben niemahls / sondern die Vettern  
haben die Erb = Folge / weil man nicht  
zu zweiffeln / daß sie Recht darzu haben /  
iedoch müssen solche Vettern der  
Schwestern Kinder seyn. Die Ma-  
hometaner, so genau als sie sonst ihre  
Weiber hüten / vereinigen sie doch / so  
viel den Gebrauch dieser Erbschafts =  
Falle in Malabar betrifft / mit ihnen.  
Die Töchter verheyrathen sich gemei-  
niglich im zwölfften Jahre / und haben  
offte / ehe sie noch so alt werden / Kinder.  
Sie sind durchgehends klein / und ist  
ver =

ermuthlich/das der so jung angefangene Ehestand ihren Wachsthum verändert. Die Alten haben durchgehends die Verrichtung der Wehe-Mütter. Die Kindes-Betterinnen baden sich/so bald sie entbunden/wie die Africanerinnen/ und nehmen sich hernach ihrer Kinder nicht viel mehr an. Alle Malabarischen Weiber sind durchgehends schön und wohlgebildet/ jedoch werden die grossen nicht so hoch/ als die andern/ geachtet. Weil diese Indianerinnen viel Männer haben dürffen/ sind sie der grausamen Gewohnheit/das sie sich mit der Leiche ihrer Männer verbrennen müssen/ überhoben/ wie wohl bey denen/ so nur einen Mann haben/ geschieht.

## Das 33. Capitel.

## Von ihren Kleidungen.

Es ist fast kein Unterscheid unter  
R 2 den

den Manns- und Weiber-Kleidern in Malabar. Ihre Haare sind lang und schwarz/ sie gehen bis an den Gürtel nackicht; Ihre Fürsten tragen sich eben so/ und so sie ja Camisöler tragen / sind sie vorne nicht zugemachet. Sie gürtten ein Stück Gewand umb sich/ so ihnen bis auff die Knye gehet/ und tragen weder Schuch noch Strümpffe. In andern Ländern werden alle vornehme Weiber / zum Unterscheid der geringern / von Gold und Seide gewürckte Zeuge tragen; Aber in Malabar ist das Widerspiel/ da sich dergleichen nur die geringen Standes bedienen. Und weder die Nahern, noch die/ so vornehmern Standes sind/ tragen was anders / als weisse Cattun-Leinwand. Die Reichesten haben goldene Gürtel/ Armbänder von Silber oder Horn/ damit sie sich auspuzen. Man siehet an Weibes-Personen keine Edel-

Waldgesteine / ausser etliche Ringe. Sowohl denen Manns- als Weibes-Personen sind die Ohren von Jugend an durchlöchert / darinnen sie goldene Ohr-Gehänte tragen; doch ist dieses keinem/als denen es der König/wegen seiner begangenen tapffern That/vergönnet und erlaubet. Ihre Ohren sind so lang / daß sie ihnen bis auf die Schuldern hangen. Die Löcher machen sie mit Fleiß so groß/daß man den Daum durchstecken kan/ und die Ohren-Gehänte / so sie hinein hängen/ wiegen iede zwei Unzen schwer. Die Malabaren lassen sich alle den Bart buzen / etliche lassen einen Knebel stehen / etliche gehen ganz glatt. Ihre Häuser sind durchgehends von Erden/ mit Cocos-Blättern gedecket/ und findet man sie selten von Stein gebauet. Ihr ganzer Hausrath bestehet in etlichen Körben und erdenen Töpfen/

darinnen sie ihre Speise zurichten  
 Ihre Trinck-Geschirre sind von dem  
 gleichen gemacht / und brauchen sich  
 auch die Könige keiner andern / wen-  
 ger daß sie sich / zum Unterscheid derer  
 andern / aus Silber bedienen lieffen.  
 Zum Leuchten brauchen sie kein an-  
 ders / als Cocos-Dehl / und wenn sie  
 essen / kehren sie dem Licht den Rücken  
 zu. Sie haben keine Rauchfänge / weil  
 sie ihr Feuer außer den Häusern / in-  
 dem es daselbst keinen Frost giebt / ma-  
 chen.

Weil in dieser ganzen Gegend vor  
 Indien kein Getreyde gebauet wird /  
 so nähret man sich nur von Reiß. Ihre  
 Speisen sind von keiner Niedrigkeit /  
 und ihre Betten bestehen aus Brettern /  
 so bey denen Reichen mit kostbaren  
 Tapeten / bey denen Armen aber nur  
 mit Matten belegt sind.

In Malabar giebt es keine Dörf-  
 fer /

fer / und die Wohnungen stehen hin und her zerstreuet / ein jedes in seiner eigenen Vermachung. Und weil sie nicht alle an den Ufern wohnen können / und ihrer Nachbarn Wasser nicht gebrauchen dürfen / so hat ein jedes seinen besondern Brunnen.

#### Das 34. Capitel.

Von dem Reichthum ihrer Pagoden.

**D**iese Pagoden sind prächtig / deren etliche mit Kupffer / einige auch gar mit Silber bedeckt / und sind allezeit bey ieder Wasserhalter / so mit der Grösse derer Pagoden übereinkommen / sich darinnen zu reinigen. Die Anzahl der Bramanen richtet sich nach dem Einkommen der Pagoden: Täglich theilet man daselbst eine Parthey Reis vor die Armen in der Nachbarschaft / und den Frembden vorüber rei-

senden/ sie mögen seyn von was vor einer Religion sie wollen / aus. Nur daß die Heyden sich hinein begeben/ die andern aber haussen unter einer Bedachung bleiben; und dürffen sie auch/ wenn sie die Nacht überfället/ daselbst schlaffen. Ungeachtet die Pagoden ihre gewisse Einkünffte haben/ so bleibt es doch nicht nach / daß nicht das Volck alle Tage Opffer-Gaben bringen/welche die Bramanen annehmen/ solche ihren Göttern zu bringen. Und weil unter solchen nichts Lebendiges seyn darff/ so bestehet es insgemein in Reis/Butter/Früchten/Zuckerwerck/ Gold oder Silber. Wiemohl diese letzten von Metallen seltener einzulauffen pflegen/ als die anderen Dinge. Die Bramanen, so sich und ihre Familie von diesen Opffer-Gaben erhalten/ überschwagen das dumme Volck leicht/ daß die Götter dieses/ was



was man ihnen geschencket/ verzehret  
haben; und man glaubt auch nicht Ubr-  
ache zu haben daran zu zweiffeln/ wenn  
man die leeren Schüsseln zurücke brin-  
get. Die vermögensten Pagoden  
haben auch Ländereyen/ so ihren Göt-  
tern geheiligt sind; In solchen Blut  
zu vergiessen/ ist eine Sünde/ so nicht  
vergeben werden kan/ und wenn man  
noch so unschuldig darzu käme. Es  
wird da keiner geschonet/ er sey wer er  
wolle; und wenn ein solcher Thäter  
sich weit weg machet/ dem Tod zu ent-  
gehen/ so muß diese Ubelthat/ damit die  
Majestät ihrer Götter beleidiget wor-  
den/ mit dem Blute des nächsten  
Anverwandten verbüßet werden.  
Weil ich mich in solchen Landschaften  
aufhielt/ wurden zweien Naher, in-  
dem sie durch den Bazar oder Flecken  
Baliepatan durchgiengen/ gewahr/  
daß ein reicher Mahometanischer

Kauffmann eine grosse Summa Geldes in Ducaten erhielt / vereinigte sich also / ihm vom Brodte zu helfen / damit sie Herr über sein Geld würden. Sie giengen ihm also nach / und weil sie meineten / daß er aus den Ländereyen der Pagode zu Baliapatan wäre / welche aber ein groß Stück Landes in sich begriffen / durchstachen sie ihn etliche mahl / und machten sich also davon / in das Königreich Calicut, unter des Samorinis Gebiete. Des Mahometaners Leiche wurde also gefunden / und die Bramanen begaben sich nach dem Ort / da der Mord geschehen / und bewiesen / daß durch diese Mordthat der Pagode ihre Landschaft wäre unreinigt worden. Man liesse dieses an den Fürsten Onitri klagbar gelangen / welcher eine strenge Inquisition anstellte : Endlich erfuhre man die Nahmen dieser Mörder / welche Brü-

Brüder waren: Man liesse sie also in ihren Häusern suchen/ und sie vor den Prinzen Onitri fordern. Da sie aber nicht gefunden worden/nahm man ihren Vetter bey dem Kopffe/ der so viel Jahre auf sich hatte/ daß er ohne Anhalten nicht aus der Stelle kunte. Der Onitri befragte ihn über dem Abwesen seiner Vettern/ und als er antwortete/ daß er deren Ursache nicht wüßte; sagte ihm der Fürst/ daß er ihm acht Tage Zeit geben wolte/ solche herbey zu schaffen; und wenn die Zeit vorbey/würde es über ihn hergehen. Da nun dieser unglückliche Greiß viel vergebliche Mühe angewendet/solche zurück zu ruffen. Wurde er den Tag/nach Verfließung solcher acht Tage/zum Tode verurtheilet/und/ungeachtet seiner Unschuld / Thränen und grauen Haare/an ihm vollstrecket.

## Das 35. Capitel.

## Von denen Götzen.

**A**usser denen Götzen/so lauter über-  
 natürliche Figuren vorstellen / ha-  
 ben sie auch viel Bildnisse derer Thie-  
 re/ so sie anbethen. Doch bezeugen sie  
 ihre tieffste Ehrerbietung gegen Son-  
 ne und Mond. Wenn neuer Mond  
 ist/ so freuen sie sich / und wenn er ver-  
 finstert wird / machen sie ein groß Ge-  
 thöne/ihrem Vorgeben nach den Drä-  
 chen/so ihn verschlingen will/ zu verja-  
 gen. Die Götter und Könige begrüß-  
 sen sie auff einerley Arth/ und das Al-  
 ter ehren sie dergestalt / daß auch ein  
 Naher, so mächtig als er seyn mag/  
 nimmer / in Gegenwart eines ältern/  
 als er ist / sich niedersetzen wird / und  
 wenn es auch sein Feind wäre.

Sie zählen nach dem Mondens-  
 Schein / und können also nicht gewiß  
 die

die Lage ihrer Feſte/ſo ſie feyren ſollen/  
 ausrechnen / daß alſo alles auff der  
 Braminen ihr Guedüncken ankömmt.  
 Dieſe Prieſter halten ihre Faſten über-  
 aus ſtreng. Wo man aus einer Pa-  
 gode die Götzen heraus nehmen/und  
 welche auff einen koſtbaren Elephanten  
 ſetzen wollen/kommen die in der Nach-  
 barschafft befindlichen Braminen da-  
 hin / und führen ſie gleichſam in Tri-  
 umph in denen Flecken herum / und  
 weiſen alſo dem Volck ihre Götzen/  
 welche / zu deſto mehrer Ehrbezeu-  
 gung/auff die Erde niederfallen. Den  
 Elephanten umgeben ein Hauffen  
 Nahers, welche auff lange Rohrſtäbe  
 geſteckte Fliegen = Wedel tragen / die  
 Rücken/ welche die Götzen/der Pfaf-  
 fen Vorgeben nach / plagen / zu ver-  
 treiben / oder vielmehr ſich ſelbſt vor  
 dieſer Plage zu verwahren; da inzwi-  
 ſchen ein vermengt Gethöne von aller-

hand Instrumenten / und ein groß  
 Freuden-Geschrey erschallet. Ein  
 Bramane, der in der Hand einen  
 zweyschneidigten Sebel / an dessen  
 Handgriff Schellen sind / trägt / läufft  
 hin und her / und macht allerhand seltsame  
 Stellungen / giebt sich mit dem  
 Schwerdte unterschiedene Streiche  
 über den Kopff / und opffert also sein  
 Blut den Göttern / von denen er doch  
 nichts / und sie auch von ihm nichts wissen.  
 Nachdem man nun die Dexter /  
 die man sich den Tag vorgenommen /  
 durchzogen / kehret man wieder zurück  
 in die Pagode, wie bey dem Auszuge.  
 Es sind auch noch andere Ceremonien  
 bey diesen Völkern / so man aber  
 Erbarkeit wegen nicht melden kan.

Die Leichen der Fürsten / Nam-  
 bouris, Bramanen und Nahern  
 werden verbrennet / aber die von den  
 andern Linien werden begraben.

Das

## Das 36. Capitel.

## Von ihren Waffen.

**D**ie Malabarn, so Waffen füh-  
ren / wissen sich solcher überaus  
wohl zu gebrauchen / und wendet man  
sonderlichen Fleiß an / die Jugend hie-  
rinnen wohl zu unterweisen. Ja / die  
Kinder haben kaum gehen gelernet / so  
giebt man ihnen schon Bogen und  
Pfeile / daß sie damit denen Vögeln  
nachgehen sollen. In jedem Königs-  
reiche sind gewisse Schulen / welche  
von denen Königen unterhalten wer-  
den / dahin schicket man sie. Die In-  
dianer machen allerhand Gewehr / nur  
daß sie von den Fremden den Zeug dar-  
zu nehmen. Ihre Mousqueten sind /  
ob sie gleich 6. Schuh lang / dennoch  
überaus leicht / und hat ein jeder Na-  
her seine Kugel-Forme / und wenn sie  
schiessen / legen sie den Anschlag an Ba-  
cken /

cken/ und nicht an die Achseln an/ und treffen alle Schüsse gewiß. Sie bedienen sich auch der Lanze/ des Sebels und des Bogens; Und mit diesem letzten wissen sie so meisterlich umzugehen/ daß ich offte 2. Pfeile nach einander in die Luft schiessen sehen/ da der erste von dem letzten ist getroffen worden. Ihre Bogen sind 6. Schuch und die Pfeile 3. Schuch lang / das Eisen ist 3. Finger breit/ 8. aber lang; sie tragen solche nicht in Köchern / wie die zu Suratte, da die Waffen viel kleiner/sondern halten derer 7. oder 8. nur mit der Hand / und haben darbey eine Plempe / einen halben Schuch breit / und anderthalben lang / so ihnen an einem eisern Haken an der Seite hänget / welche sie / wenn sie in der Nähe fechten / brauchen; Die aber einen Sebel tragen / haben auch einen runden Schild. Ihr Gewehr ist allezeit bloß / und wenden  
 groß



grossen Fleiß an / es blanck zu haben.  
en.

Die jungen Leute exerciren sich in Gegenwart des Königes und der Vornehmsten im Reiche. Diejenigen / die meynen / daß sie was rechtcs in solcher Übung begriffen haben / laden auff einen bestimmten Tag gewisse Zeugen ein / daß sie von ihrer Geschicklichkeit urtheilen sollen / da denn denen / so es verdienet / Geschencke ausgetheilet werden. Dieses Kämpffen wird alsdenn in Ernst gehalten / und bleiben bey solchem blutigem Spiel gar viel von diesen jungen Leuten auff dem Platz. Wenn die Nahern in ihrer Familie Händel zusammen haben / so erwählen sie ein und andern geringen Standes unter ihren Unterthanen aus / welche sie mit guten Essen und Trincken unterhalten / und ihnen die Waffen führen lehren. Wenn sie  
nun

nun wohl abgerichtet/bestimmen sie ei-  
 nen gewissen Tag und Orth/dabin sich  
 denn der Fürst mit seiner ganzen Hoff-  
 stadt begiebet / und die Kämpffer von  
 beyden Theilen fechten mit gewissen  
 darzu gemachten Plempen nacket/ biß  
 ein oder der ander Theil zu Boden  
 liegt; Da denn der Handel dem / des-  
 sen Parthie die Oberhand behalten /  
 und vielmahls seinen Sieg kaum über-  
 lebet/ zugesprochen wird.

Die Malabaren sind von Natur  
 gedultig / und werden nicht leicht in  
 Harnisch gebracht werden können ;  
 Schelmischer / hinterlistiger Weise  
 werden sie sich niemahls rächen / und  
 der Gift ist bey ihnen gang unbekannt;  
 Wenn sie aber was ahnden / so thun sie  
 es auff eine ehrlichere Arth.

Im Kriege halten sie keine Ord-  
 nung / nehmlich daß sie Glieder und  
 ordentlichen March halten solten. Der  
 Sie

Sieger größte Ehre besteht in plündern. Die Könige bekümmern sich nicht/ ihre Länder zu erweitern / und geben nach gemachten Friede alles / was sie in währendem Kriege erobert/ wieder.

### Das 37. Capitel.

#### Von denen Mahometanern.

**S**ie Mahometaner in Malabar stammen von den Fremdlingen her/welche sich wegen der vortheilhaftesten Handlung daselbst gesezet haben: Weil die Heyden / und besonders die Nahern, keine treiben können/ und es gehet alles / so ein und aus dem Lande verführet wird/ durch ihre Hand. Die Dörffer / da sie wohnen / nennen sie Bazars oder Mark-Flöcken. Die Wohlhabenste findet man umb der Handels-Leute / welche gemeiniglich Europäer sind / Bequemlichkeit willen

len am Strande des Meers/ und an dem Mund der Flüsse. Diese Mahometaner sind Schelmen in der Haut/ und sind unter ihnen viel Capers/ welche ohne Unterscheid alles/ so ihnen auff dem Meer begegnet/ und sie zu überwältigen gedencken/ auff der ganzen Küste von Indien wegnehmen/ und ihre Selaven oder Gefangene über die maassen grausam tractiren.

Ihre Barqven sind wie unsere Galieren gemacht/ haben 5. bis 600. Köpfe auff/ und gehen damit wohl gar in das rothe Meer hinein/ sie nennen solche Paro. Die Europäer werden sie niemahls/ oder doch gar selten/ in ihren bewehrten Schiffen antasten/ und wo weder ihr Muth noch Krafft hinlanget/ muß Hinterlist und Betrug das Beste thun.

In den Bazars, zumahl wenn man

Na-

Wahers bey sich hat / ist sich nichts zu fürchten. Denn zu Lande wird der Diebstahl scharf gestrafft / aber zur See die Rauberey frey. Die Könige haben bey solchen Wagnüssen auf diesem Element noch niemahls Theil nehmen sollen / da / ihrem Vorgeben nach / der Stärckere des Schwächeren Meier ist. Ihre Capitains geben dem Könige von allen / das sie an Geld und Selaven erbeuten / den zehenden Theil / und wird einen vor ihren Anfall weder Nachbarschaft / noch die Religion / noch die von den grossen Herren / so sie doch sonst respectiren / unterzeichnete Pässe schützen können. Ihr möget mit ihnen noch in so fester Freundschaft zu Lande stehen / so werden sie doch / wenn das Unglück euch zu Wasser in ihre Hände fallen läffet / euch in Eisen und Banden zu schlagen nicht unterlassen / so lange / bis ihr die Ranzion

zion bezahlet. Unter den Mahometanern sind es die gröbsten und wildesten Leute / und wird man zwischen sie und den Heyden keinen Unterschied / als am Barte / Turband und ihren Kleidern / abmercken.

Wenn sie Heyden oder Mohren fangen / sind sie vergnügt / daß sie ihnen nehmen / was sie haben / und machen sie nicht zu Slaven / es wäre denn / daß sie was rechttes vor sie zubekommen vermeinten. Mit den Christen aber gehen sie viel grausamer um / welche / wenn man sich nicht stracks ranzioniret / in solchem Elende unkommen müssen. Es wäre denn / daß einige unter ihnen so kederlich handelten / und ihren schändlichen Gottesdienst annähmen : da sie denn ihre beste Freunde werden / denen sie die grösssten Schiffe untergeben. Wenn nun einer von diesen auf die See kommt / ist sein größtes

es Verlangen/dem ersten Christen/so  
 ihnen begegnet/den Hals zubrechen.  
 Und haben unter allen Christlichen  
 Völkern die Portugiesen am meisten  
 von ihnen ausstehen müssen; Dabe-  
 so denn diese Nation genöthiget / sie  
 mit öffentlicher Kriegs-Macht zu ver-  
 folgen. Da denn die Tapfersten un-  
 ter ihnen solche/wenn sie sie überwälti-  
 gen können / gar offte bis nach Goa  
 bringen/daselbst man sie denn auf die  
 Galeen oder auf das Pulver-Haus  
 setzet/wo sie alsdenn ihre Freunde/aus  
 einem unerhörten Geiß / verschmach-  
 ten/und in Eisen und Banden verder-  
 ben lassen; Die Capitain wollen sich  
 zuweilen auslösen / allein / weil die  
 Portugiesen nicht vergessen können/  
 was sie von ihnen ausstehen müssen/ so  
 werden sie solche nicht leichte loßgeben.

Die Mahometaner in Malabar  
 müssen sich nach allen Gebräuchen des  
 Lan-

Landes richten/außer was ihrer Religi-  
on schur-stracks zuwider laufft. Ihre  
Mosqveen werden sie nicht viel aus-  
puzen/ sondern bloß dahin trachten/  
wie sie grossen Reichthum samlen.

Das 38. Capitel.

Die Einführung der Colonie zu  
Tilcery.

**W**eil wir zu Baliepatan nicht gar  
bequem und zu weit vom Meere  
wohneten/ so hielten wir / so bald die  
Schiffe / Maria und Force, nach  
Francckreich gereiset waren/ bey dem  
Prinz Onitri an / uns einen andern  
Ort anzuweisen/welches er uns auch/  
vermittelst etlicher Geschencke / ver-  
willigte / und führete er die Unsrige  
selbst in eine ihm zugehörige Land-  
schafft / Talichere genannt / welche  
wir hernach Tilcery beniemten. Die-  
ser Platz lieget von Baliepatan vier  
Mei-



Meilen Sud-werts / und drehe von  
 Cananor. Cananor liegt unter  
 dem 2. Grad 40. Minuten der Nörd-  
 lichen Breite. Der Hasen daselbst /  
 so gut er des Sommers / so schliß und  
 gefährlich ist er des Winters. Es ist  
 der berühmteste Orth im ganzen Kö-  
 nigreiche / daselbst sich auch die Portu-  
 giesen auffgehalten / als sie Indien ent-  
 decket. Es ist auch noch allda ein von  
 Steinen / so von Lissabon dahin ge-  
 bracht worden / auffgebaueter Thurm /  
 so mit einer Mauer umbgeben ist:  
 Nachmahls ist nahe an der Festung die  
 Stadt erbauet worden; und diese  
 Frembdlinge machten sich bey allen  
 Einwohnern des Landes sehr furcht-  
 bar.

In Cananor ist kein Fluß / da man  
 anfahren kan / sonderu man landet in  
 einem kleinen Meerbusen an. Die  
 Indianer gebrauchten sich der Hollän-  
 der /

der/ welche der König zu Cananor in  
Schutz nahm / umb der Portugieser  
Macht in etwas einzuschräncken; und  
ob zwar diese tapffern Widerstand  
thäten / so wurden sie doch/ mit Bey-  
stand der Nahers, daraus vertrieben.  
Und als sie nun überal Meister waren/  
schleiffeten sie die Stadt/ und erhielten  
nur die Festung.

Gegen Mittag liegt ein grosser  
Bazar oder Marckt-Flecken / so von  
Morischen Rauffleuten bewohnet ist/  
in welchem eine vornehme Person von  
ihrer Religion mit Autorität des  
Königs und seines Stadthalters com-  
mandiret. Den ich gesehen/ den näst-  
ten sie Alyraja, und war ein König  
über etliche Maldioische Insulen. Es  
ist daselbst ein gesunder und fruchtba-  
rer Landes-Strich/wo von allen Indi-  
anischen Waaren ein grosser Handel  
ist. Es sind keine ordentliche Straf-  
sen/

ten / sondern nur Fußsteige daselbst / weil man daselbst weder Karren noch Wagen brauchet / und nur auff Elephanten / Tragsesseln und zu Pferde zu reisen pfeget. Daselbst wachsen die so genannten Bambous-Röhre in grosser Menge / welche so starck / als das dickste Bein / und zwanzig bis dreyßig Schuh lang wachsen ; Wenn sie noch hart seyn / werden sie abgeschnitten / in Stüßig gelegt / und Achar daraus gemacht ; Ehe sie drucken werden / werden sie gebeuget / sie zu denen Palanquinen zu gebrauchen / und wenn sie vollkommen / auff 200. Thaler hoch verkaufft.

Über die Holländer zu Cananor waren die Indianer so wenig vernüfft / als über die Portugiesen / und da durch der ersten Grobheit ihnen deren Beywohnung unerträglich gemacht / und der andern ihren Nachbarn

nicht besser / sondern eben so unfreundlich begegnen / so würden sie es leicht mit denen halten / so an ihre Stelle kommen wolten.

Wenn man auff eine Meile von Cananor Sud-werts reiset / kommt man nach Carha; allda wohnen lauter Tives und Cheti, und macht man allda gute Leinwand / so von dem Orth den Rahmen behält. Auff der andern Meile/eben auch gegen Süden / liegt Tremepatan, oder wie es in der Landes-Sprache heisset / Talmorte, so eben auch ein wichtiger Morischer Marckt-Flecken ist. Gar nahe darbey lieget auf einer Höhe eine Festung/ darauff die Könige und Fürsten/ wenn sie hier vorüber reisen / ihren Abtritt nehmen/wiewohl darinnen keine Garnison unterhalten wird.

Es fleußt nechst an den Bazar ein ein schöner Fluß vorbey / der hundert Schritt-

Schritte davon ins Meer fällt. Er  
 st zwar breit/aber so seichte/das Schiff  
 e über 100. Tonnen nicht da einlauf-  
 en können. Vor dessen Munde lie-  
 gen/ ungesehr eine Meile davon / viel  
 Stein-Klippen/und eine kleine unbe-  
 wohnte Insel / dahin man sich nur Ja-  
 gens halben begiebt; Und ist vor die  
 Barqven gar ein beqvemer Ort/wenn  
 sie etwa ein Sturm überfällt.

Zu Tromepatan giebt es zwar kei-  
 ne See-Räuber oder Capers, aber von  
 andern Orten kommen sie offte hin/und  
 verstecken sich darhinter/um die Schif-  
 fe zu überfallen.

### Das 39. Capitel.

#### Die Abreise Von Baliepatan.

Whe wir von Tilcery Meldung  
 thun/so dienet zu wissen/das/als  
 die Herren Flacour und de la Serine  
 mit dem Fürsten Onitri, um den Orth

in Besitz zu nehmen/sich dahin begeben  
 hatten/ ich zurücke bliebe / um unsere  
 Sachen zu unserer neuen Wohnung  
 zu schaffen/und folgete also den Bar-  
 qven unter Begleitung einiger Na-  
 hern. Fuhre demnach die Vestung  
 Cananor und den Flecken Carla vor-  
 bey / ohne daß uns eine Paro oder  
 Raub-Schiff begegnet wäre; Als wir  
 aber Tremepatan naheten / kam ei-  
 ne hinter der Insel hervor / und gera-  
 de auf uns an: Man sagt uns so bald/  
 daß es See-Räuber wären/und damit  
 ich der Gefahr entgienge/ ihnen nicht  
 in die Hände zu kommen/ ließe ich un-  
 sere Schiffe in einen kleinen Bach ein-  
 lauffen/ und als ich sie unter der Auf-  
 sicht unserer Leute zurücke gelassen/  
 gieng ich mit 2. Nahern zu Lande  
 nach Tilcery, da ich das Schiff / die  
 Stadt Marseille, so von Mons. Pero-  
 tin, der vormahls auf dem Schiffe/  
 mit

mit dem ich aus Franckreich nach dem Fort Dauphine gekommen/ Lieu-tenant gewesen/antraff. Als ich nun dasjenige/was mich jetzt hieher triebe/ entdecket/ so luden man vier Stein-Stücke/ nebst 20. bewerther Mann/ in eine Chaloupe, welche denn unsere Schiffe/ ohne einzige Hinderniß erledigten.

Das gemeldete Schiff wurde so bald mit Pfeffer / Cardomomen und Zimmet beladen/ und fuhr nach Persien ab/ ließe aber bey uns den ehrwürdigen P. Gabriel de Chinon, einen Capuciner/der als ein Missionarius nach Malabar von dem R. P. Ambrosio de Previlly eben dieses Ordens und Superioren der Mission, nach Indien gesendet war.

Der Ort/ den uns der Fürst Onitri geschencket / oder vielmehr verhandelt/ liegt 11. und einen halben Grad

der Linie Nord-werts/ eine Meile vor  
 Tremepatan und dreye von Cana-  
 nor, viere von Baliepatan, und diesen  
 allen Mittag-werts. Nicht weit da-  
 von ist ein erhabener Orth zusehen/ auf  
 welchem etwan 300. Cocos- Bäume  
 stehen/ darinne in der Mitte ein von  
 Erden und Holz gebautes Haus/ und  
 ein wenig weiter hinunter eine Ver-  
 machtung voll Cocos- und andere  
 fruchtbare Bäume / so mit einem  
 Graben umgeben ist. Land-werts  
 ist ein kleiner Bazar, oder Markt-  
 Flecken / darinnen Mohren / und  
 darbey eine übel-gebauete und noch  
 schlimmer in baulichen Wesen gehalte-  
 ne Mosque, worinne die Mahome-  
 taner ihre Andacht verrichten. Es  
 sind um die ganze Gegend herum schö-  
 ne Ländereyen / so denen reichen Na-  
 hern zukommen/ und an dem Stran-  
 de 2. Dörffer/ so von Moucovos oder  
 Heyd-



Hendnischen Fischern bewohnet werden.

Tilcery gehörte dem Fürsten Onitri, der solches der Königlichen Compagnie zum besten abtrat; weil in dieses Königs Bothmäßigkeit kein bequemerer Orth anzutreffen war/und behielt nichts mehr/als die Ober-Herrschaft/ sich bevor.

Man baute stracks mit den Materialien, wie man sie zu Lande antraff/ ein Haus zur Wohnung/und Pack-Häuser zu den Wahren/und befestigte sie nach Möglichkeit/ damit man die Diebereyen und Einbrüche abwenden möchte. Dazumahl wurde Pater Gabriel mit einem gefährlichen Durchlauff befallen/ und ließ einen Panditen oder Indianischen Medicum zu sich holen/ indem er davor hielt/ daß er viel bewährter seyn würde/als ein anderer aus seinem Lande. Als er nun

Fam/versprach er/ihm/allen sich ereignenden Anzeigungen zuwider/in dreymen Tagen wieder auffzuhelffen; verfertigte eine Arzney/davon er ihm Abends und Morgens eingab/ solches bestande/ so viel ich abmercken kunte/ aus dem Opio,(welchen die Indianer Amphion nennen) Del/ und Sagre oder Cocos-Zucker. Diese Arzney-Mittel machten der Kranckheit dieses Paters würcklich ein Ende/nemlich den 27. Junii/durch den Tod. Durch diesen Verlust wurden wir des Trostes beraubet/ so wir in einem so abgöttischen Lande sehr bedürfftig waren/ indem wir keinen Seelen-Hirten mehr hatten/ und uns also nichts/ als das Andencken eines so wohl seines Alters als Tugend wegen Ehrwürdigen Mannes übrig blieb/ der so wohl von den Heyden/ als Mahometanern/ mit denen er umgegangen/in grossen Ehren gehalten wurde. Da-

Damit wir unsere Colonie desto  
besser versichern möchten/ waren wir  
150. Nahers umb Sold anzunehmen  
und zu unterhalten/eine lange Zeit ge-  
müßiget/ indem man uns alle Tage  
Lermen machte. Denn die Indianer  
machten über unsere schönen Gebäu-  
de grosse Augen/und hielten Tag und  
Nacht Rath über uns/ wie sie uns den  
Hals brechen möchten. Müßten also  
den Fürsten umb Schuß ansehen;  
Weil er aber damahls nicht in Person  
zu uns kommen kunte/ so verbotten  
die/so unseren Werck-Leuten zu befeh-  
len hatten/ daß sie uns nicht arbeiten  
durfften/ und verhinderten also unsere  
Anschläge so sehr/ als sie vermochten.  
Inzwischen ließ der Fürst Onitri,  
nach vielen Verdrüßlichkeiten/ öffent-  
lich kund thun/ daß er uns in Schutz  
genommen/ straffte die/so uns zuwider  
gewesen/ und ließ uns hernach/ nach-  
dem

dem er fast 6. Monat in der Gegend  
Tilcery geblieben/ umb die Aufrüh-  
rer im Zaum. zu halten. / in ruhigen  
Stande.

Das 40. Capitel.

Des Herrn Flacour Reise nach  
dem Samorin.

**D**ie Holländer/ welche sich niemals  
wohl mit denen Indianischen Für-  
sten vertragen können/ siengen eben  
dieses Jahr den Krieg mit dem Samo-  
rin, dem mächtigsten Könige in Ma-  
labar, von neuen an. Beide Theile  
fochten lange mit einander / ohne daß  
sich der Sieg auff eines Seiten lencken  
wolte/ endlich hatten die Holländer das  
Glück/ selbigen davon zu tragen. Wel-  
che/nachdem sie die Indianer aus dem  
Felde geschlagen/ unterschiedliche Plä-  
tze schleiffen/ die Pagoden plünderten/  
und eine Festung Batacota, oder Tri-  
an-

anvaxa, Calota, Batacota attaquirten. Weil nun an diesem Platz viel gelegen/ ließe es der Samorin an nichts ermangeln/ daß er ihn erhalten möchte. Aber das Knallen der Canonen machte die Nahers furchtsam: Der Fürst sahe sich in Nöthen/ und hatte keine Hülfte von denen Nachbarn/ welche mit denen Holländern nicht gerne brechen wolten/ zu erwarten/ nahm also seine Zuflucht zu denen Europæern. Die Portugiesen kunten ihm nicht beystehen/ und vielleicht auch darumb/ weil er ihnen auch nicht behülfflich seyn wollen/ daß sie wieder zu ihren Ländern gelangen könne/ und deswegen wendete er sich zu uns. Und ob schon damahls der Krieg zwischen uns und Holland noch nicht angekündigt war; Dieweil aber diese Nation unsere Festsetzung in Indien zu unterschiedenen mahlen verhindert/ so

ergriff man des Samorins Parthey; Und die Herren Flacour und Coche reiseten mit gewisser Vollmacht von Tilcery ab / mit selbigem sich in ein Bündniß einzulassen. Daselbst nahm man sie mit Freuden an/und unter andern verschrieb der Samorin auff's kräftigste einen Orth in seinem Königreiche/ Alicote genannt/mit allen Zugehörigen/zum Geschencke/ und vergönnete uns nicht allein daselbst uns feste zu setzen/sondern überliesse uns auch die Ober-Herrschaft darüber. Dieser Orth liegt nicht weit von Cochin, und ist daselbst ein Fluß / der die wohlbeladensten Schiffe tragen kan.

Als nun die Holländer von den Tractaten des Herrn Flacour Wind bekamen/griffen sie die Bestung noch eins so starck an; und der Fürste/ damit er die Franzosen zu seinem Entsatz sich desto verbindlicher machen möch-

nöchte/ versprach auch ihnen den belager-  
ten Platz zu übergeben/ ließ auch  
diese Abhandlung in der Belägerer  
Feld-Lager kund machen. Es war a-  
ber vergebens; denn die Holländer  
gingen tapffer drauff/ und Mr. Fla-  
cour, der die Vertheidigung dieses  
Plazes über sich genommen/ mußte/  
nach vieler angewendeter Mühe/ ab-  
ziehen. Den Nahern entfiel der  
Muth/ und die Festung wurde end-  
lich geschleiffet. Als nun der Samo-  
rin sahe/ daß er den Krieg nicht län-  
ger austauern könnte/ und der von Su-  
ratte erwartende Succurs aussen  
bliebe/ thät denen Holländern Frie-  
dens-Vorschläge/ welche sie auch an-  
nahmen. Und Mons. Flacour kam/  
nachdem er einem Fürsten/ der so gute  
Zuneigung zu uns getragen/ nicht nach  
Willen helfen können/ wieder zuri-  
cke.

Weil

Weil er aber aus keinem andern  
 Abschen Friede machte / als daß er den  
 Krieg mit der Zeit / so bald unsere Di-  
 rectores ihm Volck würden zugeschi-  
 cket haben / wieder verneuern möchte /  
 brachte er Mr. Flacour dahin / daß er  
 Mons. Coche, weil er die von der Kö-  
 niglichen Compagnie beschene  
 Verheißung erwartete / an seinem  
 Hoffe liesse.

#### Das 41. Capitel.

##### Neue Unruhe zu Tilcery.

**I**ndessen machten unsere Feinde /  
 deren Grimm durch die Gegen-  
 wart des Fürsten Onitri etwas Ein-  
 halt gethan worden / so bald er wieder  
 von Tilcery fort war / uns von neuen  
 Ungelegenheit. Und hatten wir uns  
 nicht allein vor den Nahers; und an-  
 dern Heyden / sondern auch vor den  
 Corsairen zu Bargara und Cognaly  
 vor-



vorzusehen/ welche unsere Pack-Häu-  
ser zu phindern/und wenn sie uns nichts  
lebendig fangen könnten/ uns Leben zu  
bringen vorhatten. Musten also  
auff's neue zu unserer Sicherheit vor  
dem Fürsten Nahers annehmen/und  
uns so gut / als möglich/verwahren/  
mit dem Entschluß / lieber zu sterben /  
als dieser Ungläubigen Slaven zu  
werden.

Einige Zeit nach des Mr. Flacour  
Abreise nach dem Samorin, sahen wir  
Süd-werts ein Schiff ankommen/  
welches eine weiße Flagge führete. Wir  
steckten unsere gleichfalls auff/ und der  
Fähnrich kam' an das Land/uns kund  
zu machen/ daß es das Schiff S. Fran-  
ciscus, so der Compagnie zuständig  
wäre / und von dem Herrn Vimont  
commandiret würde / auch den  
Herrn Pilavoine, einen Bürger von  
Paris, als einen Director, bey sich hat-  
te.

te. Dieses Schiff war aus Frankreich nach Suratte gesegelt / und als es das Vorgebürge der guten Hoffnung vorbeyschiffet / von einem grausamen Sturm überfallen worden / darbey es auch die Masten und etliche Matrosen eingebüßet; Und da das Schiff an allen Orten leck worden / hatten die Officirer ein Gelübde gethan / daß / wenn sie behalten würden / sie zu dem Begräbniß des Körpers des heiligen Francisci Xaverii in Goa eine Wallfarth thun wolten: Nach gelegten Sturm waren sie zu Batavia, einer den Holländern zugehörigen Stadt / auff der Insul Jora eingelauffen / und als sie das benöthigte gefunden / sie also ihre Gelübde zu erfüllen / nach Goa gegangen / von dar sie nach Suratte wolten. Dieses Schiff war nur 24. Stunden auff unserer Rhede / währen- der solcher Zeit wir ihm allerhand Er-  
fri-

Erfrischungen zubringen liessen; und weil  
die Officirer erfuhren / in was vor  
Furcht wir stets schwebeten / überlie-  
fen sie uns etliche Sebel/ Feuer-Röh-  
re/ Pulver und ein Väßgen Brande-  
wein. Unfere Feinde wurden / als  
sie das Schiff und die erhaltenen Waf-  
fen sahen/ auch wie wir mit Fleiß aus-  
sprengen liessen/ erfuhren/ daß in kur-  
zen eine grosse Menge Franzosen zu  
Tilcery ankommen würden/ darüber  
schüchtern/ und liessen in ihrem Grimm  
ein wenig nach. Das Schiff S. Fran-  
ciscus reifete also fort / und nahm  
Monf. des Hayes, dem es in Mala-  
bar nicht gefallen wollen / sondern  
längst gerne daraus gewesen wäre/ mit  
fort.

Als Monfr. Flacour von dem Sa-  
morin wieder zurück came/ that er de-  
nen Holländern zu Cananor die  
Schenckung / so der Samorin an die  
Rö-

Königliche Compagnie gethan / zu wissen, aber sie nahmen so wenig/als die zu Cochin, die Billigkeit hierunter an.

Das 42. Capitel.

Unterschiedlicher Schiffe An-  
kunft.

**D**As Schiff / die Stadt Bourdeaux, welches von Suratte kam / und nach Mascate, einer in Arabien an dem Persischen Meerbusen gelegenen Stadt / wolte / kam zu Tilcery an.

Die Portugiesen hatten eine Festung an diesen Orientalischen See-Paß gebauet / daraus sie hernachmahls die Araber geschlagen/und nachdem hatte unsere Compagnie eine Factory daselbst angerichtet.

Auf diesem Schiffe commandirte

te Monsr Petit. Dieser hielt sich nicht lange auff unserer Rheede auff / und seegelte nach Mangalor, allwo er Reiß laden solte. Wir erfuhren / daß in wenig Zeit Monsr. Caron, General Director, uns vorbeÿ seegelt würde / und daß alles zu seiner Reise nach Bantam fertig stünde / machten wir also alles zu seiner Annehmung parat. Man stellte Schildwachen aus / welche in acht nehmen solten / ob etwa ein Schiff gegen Norden seegelte. Wir wurden aber bald gewahr / daß wir unrecht berichtet worden / als das Schiff S. Paul zum Vorschein kam. Denn so bald das Schiff Vautour, oder der Geyer und S. Franciscus folgten / auf welchen Monsr. Caron sich befand / welcher auff dem Wege nach Bantam begriffen war / daselbst nahe bey Batavia eine Handlung oder Factoreÿ anzurichten. Als  
er

er sich nun unsers Zustandes zu Tilcory erkundiget / verfolgte er seinen Weg weiter.

Der Fürst / der Stadthalter / hatte seine Ankunfft erfahren / und wolte ihm eine Visite geben / er war aber schon unter Seegel / weil sich ein guter Wind erhoben. Monfr. Caron schickte ihm ein Præsent, und liesse sich entschuldigen ; und dieser that dergleichen gegen ihm / und schickte ihm eine Chaloupe nach.

Man hatte schon lange Zeit davon geredet / daß man zu Sirinpatan, so insgemein Padenate genennet wird / einen Handels-Ort anrichten wolte. Monfr. Caron liesse also dem Monfr. Flacour Ordre zurücker / sich unverzüglich deswegen hinzubegeben. Dieser lase mich unter andern mit aus / daß ich ihm Gesellschaft leisten solte / und liesse sich den Regen / so daselbst ohne  
eini-

einiges Aufhören in Malabar ganzer  
sechs Wochen fällt/und schon das gan-  
ze Land unter Wasser gesetzt/und daß  
wir fünff und zwanzig Meilen zu rei-  
sen hatten, nicht abhalten / und ob  
ich ihn gleich überreden wolte / daß er  
doch noch etwas warten möchte / so  
blieb er doch auf den Gedancken/ daß  
wir viel bessern Weg antreffen wür-  
den / als wir meineten.

## Das 43. Capitel.

## Die Abreise von Tilcery.

**W**ir traten den 16. Junii 1672. in  
Begleitung unserer Wegweiser  
und Nahern unsere Reise an; unsere  
Reise-Kleider bestanden in Hemdern/  
Schlaff-Hosen / und einer gewissen  
Arth von Pantoffeln / und waren mit  
einer Regen-Decke von Palm-Blät-  
tern versehen. Den ersten Tag fan-  
den wir das Wasser so hoch/daß es uns  
bis

bis an Gürtel gieng / und war nicht  
 möglich / den Tag weiter als zwöwei-  
 len zu kommen. Man hatte Mühe  
 unterzukommen uns in einen Bazar  
 zu schaffen / da wir uns leicht wieder ab-  
 truckneten / weil unsere Kleider nur  
 von Leinwand waren. Nachdem wir  
 nun eine sehr schlimme Nacht gehabt /  
 machten wir uns wieder auff den  
 Weg / und hatten inzwischen ein Bis-  
 gen gut Wetter / so aber nicht lange  
 dauerte ; Und weil wir stets im Wasser  
 waten mussten / so hiengen sich die Blut-  
 Egeln an unsere Beine / also / daß wir  
 nicht länger / als bis Mittags / austau-  
 ren kunten. Kehreten also bey einigen  
 Rohren ein / und nach der Mittags-  
 Mahlzeit ließ Mons. Flacour einem  
 Naher die Visite geben / von welchem /  
 ob er gleich ein Unterthan des Königes  
 zu Cananor war / wir dennoch Ver-  
 günstigung haben / und solche durch ein  
 Ge-



Geschencke erlangen mussten / daß wir weiter reisen durfften. Des Tages darauf war der Weg nicht so beschwerlich / aber weil unsere Wegweiser den Weg nicht recht wußten / befunden wir uns nach einer vierstündigen Reise an eben dem Ort / wo wir ausgegangen waren; Hier war nun nicht Zeit böse zu seyn / sondern mussten uns/in Ermangelung anderer Hülffe / ihnen nothwendig weiter vertrauen. Der Regen wurde wieder sehr hefftig / und traffen nichts als steinigte Dertter und breite Gräben voll Wassers an / über welche wegen des strengen Stromes auff Brettern und Bäumen gefährlich überzukommen war. Endlich erreichten wir einen Mahometanischen Marckt-Flecken oder Bazar, welcher an dem Fluß / der Cognali vorbehey läufft / liegt. Dasselbst nahme man uns ganz höfflich auff / und weil das

W

Wet-

Wetter so gar schlimm / wurden wir  
 einen Tag daselbst zu bleiben genöthig  
 get. Alles / was uns bisher begegnet  
 war nichts gegen dem / so wir noch aus  
 zustehen hatten / zu rechnen. Und weil  
 es uns so gar übel beschrieben wurde  
 nahm ich Ursache / den Herrn Flacour  
 anzugehen / und zu bitten / daß er  
 nicht weiter gehen möchte; Die an  
 dern alle / so bey uns waren / bestätig  
 ten es / daß noch viel Gefahr zu besor  
 gen / er aber wolte von nichts hören  
 sondern die Reise vor des Herrn Car  
 rons Rückkunfft vollführen. Ich / da  
 ich eben darzu nicht bestellet / und sonst  
 nicht verbunden war / die Reise zu thun  
 entschloß mich / weil mir mein Leben  
 lieb war / den Herrn Flacour / dem ich  
 ohne dem nichts nütze war / zu verlas  
 sen / indem ich Gelegenheit funde / auf  
 einem gewissen Flusse an das Meer zu  
 kommen. Setzte mich also in einen  
 Kahn /

Kahn/ und wolte kein Gewehr zu mir  
 nehmen / weil ich solches nicht nöthig  
 zu haben vermeynet / ob ich gleich nicht  
 mehr als den Mühren / dem der Kahn  
 ehöret / und einen kleinen Jungen bey  
 mir hatte / und ich selben Abend in Ba-  
 gara, bey Couteas Marcol, einem  
 reichen Mahometanischen Kauff-  
 mann und beruffenen Caper, bey wel-  
 chem ich unterschiedliches zu verrich-  
 ten hatte / zu schlaffen vermeynte. Ich  
 übr also den Bazar oder Marktste-  
 ken Cotta oder Cognali, so den Nah-  
 men von den forchtbarsten Meer-  
 Räubern auff diesem Meer hat / wel-  
 cher auch Herr darüber ist / vorbe-  
 y. Ich vermeynte auch schon zu Bagara  
 zu seyn / als die See-Räuber mich er-  
 olickten / und geschwinde ein Schiff  
 nach mir abschickten. Weil ich nun  
 wuste / daß alles / was diese Leute auff  
 dem Wasser nehmen / ihre ist / liesse ich

geschwind nach dem Fluß zu rudern  
 Ich war aber da kaum angekommen  
 als der Mann/dem der Kahn zugehö-  
 rete/ und der/ so meine Sachen truge  
 von mir weg lieffen/ und mich also die-  
 sen Räubern in Händen lieffen/welche  
 den Kahn nicht achteten/und mir nach-  
 setzten. Alsdenn merckte ich / was ich  
 vor einen Fehler begangen / daß ich  
 kein Feuer-Rohr zu mir genommen/  
 mit welchem ich mich wider zwey Kerl/  
 die nur Lansen hatten/ leicht wehren  
 können / welche izund alle beyde zu-  
 gleich auff mich zustieffen / und weil ich  
 alleine in ihrer Gewalt war / mich  
 zwungen in ihr Schiff zu treten.

Sie führeten mich also nach Co-  
 gnali. allwo man mich als den ersten  
 Französischen Selaven betrachtete/  
 und also vor ihren Herrn gebracht  
 wurde/der von mir eine grosse Sum-  
 ma Geldes zu erlangen verhoffte; Als

aber nichts sand/ fragte er mich/wa-  
umb ich Monf. Flacour verlassen/  
und ob er auch wohl durch seinen  
Narct-Flecken zurück kehren würde/  
arauff ich antwortete/das ich es nicht  
wüßte. Und endlich brachte man Ei-  
sen und Bände/legte sie neben mir/und  
wartete ich also/was über mich vor ein  
Urtheil würde gefällt werden. Das  
Glück aber wolte / daß er unser mit  
dem Samorin, dessen Unterthan er  
war/ gemachtes Verbündniß/und das  
Geseze/ daß auff dem Lande oder dem  
Flusse nichts geraubet werden dürff-  
te/ in Betrachtung nahm. Man trug  
die Bände wieder weg / und wurde er  
durch unverhoffte Veränderung ganz  
höflich/ und bothe mir ein Lager in sei-  
nem Hause an. Weil ich aber nichts  
als die Freyheit wünschete / bate ich /  
daß man mich immer nach Bargara  
lassen solte/dahin ich diesen Abend/we-

gen wichtiger Geschäfte/ gerne kommen wolte; womit er auch zufrieden war / und liesse mir inzwischen / da ein Schiff zurecht gemacht wurde / unterschiedene eingemachte Sachen auftragen / davon ich Wohlstandes halber etwas nahm / aber nicht davon aß / weil ich mich vor Gifte fürchtete / wiewohl er bey den Malabaren nicht sowohl / als bey andern Nationen, bekannt ist. Nachdem ich nun von diesem Corsaire Abschied genommen / sagte ich mich in ein Schiff / so sie eine Almadie nennen / das mich nach Bargara bringen sollte. Allda traff ich den Kahn / der mich verlassen hatte / mit meinen Sachen an / dessen Herr vorgab / wie er auf mich gewartet hätte. Ein Fischer aber meldete / daß ein Franose zu Bargara ankommen wäre; So bald suchte ich ihn / und sahe / daß es Mons. de la Serine der ältere war / so von

Calicut zurücke kam. Diese glückliche  
 Begegnung machte/ daß ich alle Ver-  
 rüßlichkeit/ so mir bisher zugestossen/  
 ergaße. Ich erzehlete ihm alles/wie  
 es mir ergangen/ und weil er mit dem  
 Corsairen zu Bargara schon gespro-  
 chen/ reiseten wir des andern Tages  
 mit einander nach Tilcery; welches  
 nur drey Meilen davon lag/ und ka-  
 men Vormittags wieder an. Me-  
 ine Zurückkunfft wurde von iederman  
 bewundert/ und war wohl niemand/  
 der mir nicht recht gab/ daß ich mich  
 nicht/ohne Noth/der Mühseligkeit ei-  
 ner solchen über die maßen gefähr-  
 lichen Reise unterworff-  
 fen.

§(o)§

Beschreibung  
 Von einer Reise nach Ost-  
 Indien /

Der andere Theil.

Das 1. Capitel.

Die Reise nach Tanor.

**E**r Herr de la Serine hatte zu Calicut und Tanor eine Quantität Pfeffer erhandelt / welche er / damit selbigen die Schiffe bey ihrer Ankunfft in Bereitschafft finden möchten / abwägen und einpacken lassen muste. Also reiseten wir beyde nach gedachten zweyen Orten / welche Tilcery Sud-werts liegen.

Das erste Dorff / so man auff dem Wege dahin antrifft / heisset Meali, gar nahe dabey ist ein kleiner Marck-Platz oder Bazar, das Dorff aber wird  
 von



von lauter Tiven bewohnet / der Fluß /  
 oder vor diesem Dorff vorbeu laufft / liegt  
 stets voller Schiffe von mäßiger Gröf-  
 fel / und wird nicht leicht eine schönere  
 Gegend gefunden werden können.

Bargara liegt zwey Meilen von  
 Mealy, welches einer von den wichtig-  
 sten Bazars an der ganzen Küste ist / so-  
 wohl wegen der grossen Handlung / so  
 daselbst getrieben wird / als wegen des  
 Reichthums der daselbst wohnenden  
 Capers.

Es befindet sich allda kein Fluß /  
 müssen also sowohl die Capers , als  
 Kauffleute / wenn sie ihre Raub-Schif-  
 fe und Barqven wollen ausbessern las-  
 sen / oder der Sturm sie nöthiget / solche  
 daselbst stranden lassen.

Bargara liegt an den Grenzen des  
 Königreichs Cananor, und ist ein Na-  
 her Herr darüber / oder gleich des Kö-  
 nigs Colitri Unterthaner / und ihm

Zinsbar ist. Gar nahe bey diesem Bazar ist ein kleiner Meerbusen / welchen der Fluß bey Cognialy macht / der den Corsairen sehr zu statten kömmet. Eine halbe Meile von Bargara liegt der Bazar, welchen die Malabarn Cota oder Cognialy nennen; Der erste Nahme bedeutet die Festung / und der andere ist der Nahme des Corsairen / der drinne zu befehlen hat. Cota ist eine Halb-Insul / dahin ist auch von der Land-Seite / wegen des Lemnichten Erdreichs oder Triebandes / so die See daselbst ausspielet / und darauff liegen läset / schwer zu kommen / der Fluß trägt Schiffe von 300. Tonnen / aber der Eingang ist etwas beschwerlich; An dessen Munde liegt eine kleine Insul / daselbst die Schiffe und Paros oder Raub-Schiffe verdeckt liegen können. Der von Cognialy ist ein berühmter Capex oder See-Räuber / der stets 10. bis

§ 12. Paros oder Raub-Schiffe in  
 der See hält/so mit 6. bis 700. Mann  
 besetzt. Dessen Unterthanen sind  
 nach seinem Beispiel ebenfalls Meer-  
 Räuber/ und alle sehr reich/ und von ei-  
 nem unerträglichen Hochmuth. Eins-  
 nahls machten sie wider ihren König/  
 den Samorin, einen Aufstand/ der sich  
 nöthiget befunde/ die Portugiesen  
 um Hülffe anzusuchen/ seine auffrüh-  
 rische Unterthanen zu bahren zu brin-  
 gen.

Der Samorin belägete sie / und  
 umgäbete sie/ an der Land-Seiten/ da in-  
 zwischen die anderen sie zu Wasser an-  
 griffen; Aber die eine Flotte kam in  
 der See zu Schaden / wie nicht weni-  
 ger die andere Armee zu Lande/ ohne  
 daß die Meer-Räuber gedemüthiget  
 wurden.

Das folgende Jahr aber war ihnen  
 nicht so glücklich/ denn die Portugiesen

landesen/ und bekamen das Haupt der  
Rebellen gefangen / welchen sie in  
Banden nach Goa fuhreten / daselbst  
er von den Kindern mit Steinen zu  
Tode geworffen / und das Ubel / so  
er denen ausländischen Nationen  
angethan / an ihm gerochen wurde.

Einer von seinen Vettern succedir-  
te ihm sowohl in dergleichen Meer-  
Räubereyen / als in seiner führenden  
Gewalt / nachdem er sich dem König  
unterwürfig gemacht. Dieser hat  
nun fortgefahren/die Wasser zu durch-  
streichen / und ganz Orient in Schre-  
cken gesetzt.

Die Festung / davon dieser Bazar  
den Rahmen fuhret / liegt nicht weit  
davon / und daselbst fängt sich des Sa-  
morins Königreich an; Von dar rech-  
net man sieben Meilen bis nach Cali-  
cut, und sind in dieser Gegend drey  
oder vier kleine Dörffer anzutreffen /  
wel-

welche aber nicht der Mühe verlohnen/  
daß man sich dabey auffhalte.

### Das 2. Capitel.

#### Von Calicut.

Calicut, welches man in der Lan-  
des-Sprache Coi-cota nennet/  
hat seinen Nahmen von denen 2. Wör-  
tern/ deren eines einen Hahn/und das  
andere eine Vestung bedeutet: weil/  
der Malabaren Vorgeben nach/ das  
Königreich des Samorin sich nicht  
weiter erstrecket/ als so weit man einen  
Hahn hat krehen hören können; und  
ob zwar seine Länder sich sehr vermeh-  
ret/ so hat doch dieser Ort/ als der wich-  
tigste/ den Nahmen Calicut noch im-  
mer behalten. Er liegt unter dem  
II. Grad der Nordlichen Breite/ und  
eilff Meilen von Tilcery. Es ist  
sonst daselbst die beste Handlung in  
ganz Indien gewesen: Und ob es zwar

von seinem ersten Glanz viel verlohren/ so befinden sich doch noch gar viel reiche Kauff-Leute daselbsten. Und ist dieses das Land/ da die Portugiesen/ als sie Ost-Indien entdecket/ das erste-mahl angeländet/ und weil der König seine Residenz damahls daselbst gehabt/ ist die Stadt in treflich Aufnehmung gerathen. Der damahlige Fürst hat sie gar wohl empfangen/ und sie daselbst feste setzen zu lassen ihnen versprochen; Aber sie haben sich des Fürsten Gnade nicht lange zu gebrauchen gewußt/ so gar/ daß sie sich auch nicht entblödet/ ihn selbst an seiner Person schimpflich anzugreifen/ un̄ mit seinen Unterthanen übel umzugehen. Welche Undanckbarkeit er so ungnädig empfunden/ daß er sie aus dem Reiche gejaget/ und nachdem niemahls wieder darinne leiden wollen. Das Land von Calicut liegt sehr niedrig/ und wird gar

ist oft von den See-Fluthen über-  
schwemmet/ auch wird kein Jahr ver-  
gehen/das nicht ein Theil davon unter  
Wasser gesezet wird/ und ist die Be-  
festigung/welche die Portugiesen tieff ge-  
graben ins Land/ und weit vom Strande  
erbauet/ aniso 2. Meilen in der See/  
un halb in Wasser versunken/also/das  
die Barqven zwischen ihr un dem Lan-  
de un schwer durchsegeln können. Sol-  
che Spring-Fluthen entstehen/ wenn  
der Wind Sud-westl. wehet/ welcher  
auf dieser Küste vom Monat Majo an/  
bis auf den September währet/ und  
ich habe/ weil ich daselbst gewesen/ mit  
meinen Augen gesehen/ wie der En-  
gelländer Wohnung/welche doch nicht  
von so langer Zeit gebauet war/ einge-  
suncken. Diese Verwüstungen ha-  
ben die Handlung von Calicut abge-  
zogen/ und durch diesen Verlust ist  
Goa reich worden/ weil sich die mei-  
sten

sten Rauffleute dahin gewendet. Dieses ist die vornehmste Stadt unter allen/die die Portugiesen in Ost-Indien haben/ und weil der unmäßige Reichthum/ den die Handlung von allen Orten her dorthin gebracht/ sie so stolz gemacht/ daß sie gar viel Kaufleuten übel begegnet/ haben sie sich endlich nach Suratte begeben/ wo anigo die trefflichste Handlung von ganz Ost-Indien ist.

Es ist zwar noch ein grosser Bazar in Calicut, der aus 4. oder 5. grossen sehr gleichen Gassen besteht; Ein Dorff/ darinnen Mocovas oder Jischer wohnen/ und die vielen Häuser/ darinnen sich Tiven auffhalten/ diß alles macht endlich noch eine grosse Stadt zusammen.

Seither der Samorin nicht mehr darinne residiret/ hat sich ein Stadthalter daselbst aufgehalten/ den sie Rajador



Rajador nennen/welcher in dem Königlichem Pallast wohnet / und ist in dessen Hofe noch eine grosse Locke / und etliche metallene Stücke / welche aus der Portugiesischen Vestung genommen worden / daselbst zu sehen. Der Sand am Ufer ist mit Gold-Körnern vermengt / welches überaus köstlich ist / und einem ieden zu suchen frey steht. Das grösste / so ich gesehen / war 15. Sols, und sonsten insgemein 4. bis 5. Sols schwer. Indessen leben ihrer viel davon / und wenn es der Rajador vergönnet / kan man den Sand zu sich heim nehmen / und mit seiner Gelegenheit heraus suchen / zumahl wenn man von 100. Barren was gewisses giebt. Die Engelländer haben sich schon vor langer Zeit zu Calicut gesetzt / da aber ihre Wohnung verschwemmet wurde / waren sie genöthiget / eine andere auff einen höhern und sicherern Ort

Ort zu bauen. Weil in solchen entlegenen Ländern alle Europäer sich unter einander höfflich begegnen/ und es vor einen Schimpff ausgeleget wird/ wo ein und ander/ ohne sich bey ihm aufzubalten/ vorüber gehen solte / so sprachen wir auch denen Engelländern zu/ welche uns über die Raffen herrlich bewirtheten/ und wir hielten uns auch länger auf/ als wir gemeinet/ weil ein Paro oder Raub-Schiff auf uns/ bis wir aus dem Hafen wären/ alsdenn uns anzugreifen/passete. Da sie nun so feste auf der Rbeede liegen blieben/ fasseten wir auch den Entschluß / uns fortzumachen/ und lieffen also bey hellen Tage/ wiewohl ganz nahe am Ufer/ fortrudern/ damit/ wenn wir angetastet würden/ bald aussteigen könnten. Weil aber diese Räuber nicht gerne andere / als solche anzugreifen pflegen/ welche schwächer/ als sie/ oder

nicht

nicht viel Herze haben / so mochte sie  
unser Unternehmen / daß sie beydes bey  
uns finden möchten / Vermuthen ma-  
chen ; Liessen uns also in Frieden fah-  
en. Wiewohl dieses nicht die einzi-  
ge Gefahr / so uns bevor stund / und  
waren wir jenen noch nicht zwey  
Stunden entgangen / als eine nahe  
am Lande ankernde Barque uns in  
neues Schrecken setzte. Weil nun  
weder auf der einen noch der andern  
Seite Häuser waren / und unsere Na-  
hers und Schiff-Leute versicherten /  
daß es See-Räuber / berathschlagten  
wir uns lange / was anzufangen wä-  
re ; und hielten wir vors sicherste / ans  
Land zu steigen / und zu erwarten / daß  
der Caper fortsegeln möchte / da denn  
wir zu Fuße nach Tanor gehen wol-  
ten / das Schiff aber bey Nacht durch-  
zukommen versuchen sollte. Es wur-  
de aber dieser Vorschlag nicht zu Wer-  
cke

te gerichtet / sondern wir fasseten den  
 vorigen Entschluß / und fuhren / mit  
 dem Gewehr in der Hand / zwischen  
 dem Caper und dem Lande hinweg /  
 und langeten gegen Abend zu Tanor  
 an.

### Das 3. Capitel.

#### Von Tanor.

**T**ANOR ist der vornehmste Ort eines  
 Königreichs dieses Nahmens / es  
 liegt fünf Meilen von Calicut Süd-  
 werts ; Es ist auch kein Fluß allda /  
 sondern die Schiffe / so dahin kommen /  
 anckern auff der Rhede / wiewohl sie da  
 nicht / als den Sommer über / sicher lie-  
 gen können. Des Bazars Einwohner  
 sind reiche Mahometaner. und an  
 dem Strande sind zwey grosse Fischer-  
 Dörffer / deren eines von Christen / das  
 andere von Heyden bewohnet werden.  
 Nahe bey dem ersten Dorff ist eine  
 Flei-

Kleine Kirche zu sehen / davor ein ziemlicher Platz / auf welchem ein hohes Kreuz aufgerichtet.

Der König wohnet weit vom Meer / eine Meile davon / und hat einen Stadthalter daselbst / die Gerechtigkeit über die Mohren zu handhaben / der über die Christen keine Gewalt hat / sondern der Director über die Kirche hat die Macht / wenn sie etwas verbrechen / selbige zu straffen. Die Jesuiten sind lange hier in Besitz gewesen / welche sich angelegen seyn lassen / allezeit solche Leute dahin zu schicken / welche geschickt sind / stets neue Christen zu machen. Der dieses Amt damahls / als ich daselbst war / versah / hiesse Mattheus Fernandes, der schon 7. bis 8. Jahr daselbst gewesen / und die Landes-Sprache vollkommen wohl redete. Ob wol das Königreich Tanor über 10. Meilen nicht insgeviertete in sich begreiff / so ist doch der

Rö<sub>2</sub>

König / gegen einen andern in Malabar, weder geringer noch Zinsbar. Er hat mit den Portugiesen / sieder sich dieselbe da befunden / eine genaue Freundschaft unterhalten / und diese haben seine Freundschaft sorgfältig beobachtet. Weil der Mißverstand zwischen denen Holländern und uns fast zum gänglichen Bruch zu kommen schiene / und dieser Fürst zu allen Zeiten ihr Todt-Feind gewesen / haben wir seine Freundschaft zu suchen nicht unterlassen / sondern ihn von wegen der Compagnie mit einigen Geschencken beehret.

Das Land Tanor ist fruchtbar / die Luft gesund / auch gut jagen und fischen daselbst / die Inwohner nähren sich insgemein von Fischen / und werden nur verleckerte Mäuler von Flügel-Werck und Reh-Wildpreth essen / denn das  
Kind

Kind-Fleisch hier / wie in ganz Indi-  
en verboten ist.

Nachdem wir nun dasjenige / weß-  
wegen wir nach Tanor gereiset / aus-  
gerichtet / nahmen wir unsern Weg  
wieder zu Lande nach Calicut, wohin  
wir unsere Almadie oder Schiff schon  
zurück geschicket.

#### Das 4. Capitel.

#### Die Abreise von Tanor.

**W**eil wir sehr späte zu Tanor  
auffbrachen / kunten wir nicht  
weiter / als nach Chali, zwey Meilen  
von dannen / kommen / da wir über  
Nacht blieben. Dieser Ort gehöret  
dem Samorin, und bestehet aus einem  
Basar, und unterschiedlichen Woh-  
nungen / darinnen Tiven wohnen / und  
hat daselbst einen Fluß / so Barqven  
von 100. Tonnen trägt / aber mehr  
zum Aufenthalt der Caper, als  
zur

zur Sicherheit der Kauff-Leute / dienenet.

Wir fehreten bey einem Tiven ein / daselbst wir die seltsamen Ceremonien, die bey den Heyden in acht genommen werden / wenn sie ihrer Unverwandten Gesundheit erhalten wolten / mit ansahen. Ein Better von unsern Wirthe / den er gar lieb hatte / war von einem hefftigen tägliche Fieber gar darnieder geworffen worden / und sein Better hatte es auch zu seiner Wieder-Genesung an nichts fehlen lassen ; Weil aber diese Kranckheit von keiner Arzney zu gewinnen war / suchte er bey den abergläubischen Mitteln / wie sie in seiner Religion gegründet / seine Hülffe / und ließ aus der nächsten Pagode einen Bramanen holen / daß er dem Krancken zusprechen solte. Es kam einer / welcher den Anfang damit machte / daß er alle Anwesende stille schweigen



en/und sich ein groß hölzern Gefäß /  
 mit Laub bedecket/bringen hieß/darein  
 hat er frische und trockene Cocos, Ba-  
 nanen, Jagre, oder Cocos-Zucker /  
 gekochten und rohen Reiß / gebratene  
 Fisch / und eine Schaale voll Brante-  
 wein. Der Bramane legte / indem er  
 stliche Worte murmelte/und darbey al-  
 erley närrische Stellungen machte/al-  
 es zu rechte : Um das Becken steckte er  
 viel angezündete Wachs-Lichter / und  
 zwischen jedes ein Stäbgen von eben  
 der Dicke / mit Blumen umbwun-  
 den.

Da der Bramane nun sein Gebeth  
 verrichtet / liesse er einen von den Zu-  
 schauern zu sich kommen / dem er ein  
 angezündet Wachs-Licht gab / das er  
 in Mund nehmen muste. Er hatte  
 dieses kaum gethan/so stellte er sich/als  
 wenn er vom bösen Geist besessen wä-  
 re/und alsdenn glaubt man/das er ge-  
 N schickt

schickt sey/ wahrzusagen / ob der Krancke sterben oder genesen werde. Aber das war kein kluger Geist/ den wir damals sahen / denn er versprach dem Kranken/ daß er gesund werden solte/ welcher aber wenig Tage darauff seinen Geist aufgab. Folgenden Tages reiseten wir nach Chaly, und kamen des andern Tages nach Calicut, wo wir die Engländer antraffen/wie sie beschäftigt waren / wegen der Überschwemmung der See / ihre Sachen an einen andern Orth vollends zu bringen. Eben diesen Tag reiseten wir wieder weg / unser Nacht-Lager eine Meile von dar zu halten / den Tag drauff aber geschah solches zu Bargarra, und des folgenden wieder zu Calicut.

## Das 5. Capitel.

## Di Reise nach Baliepatan.

Als die Schiffe/ welche die Englische Compagnie alle Jahr/ um Pfeffer zu laden/ an die Malabarische Küste versendet/ auf der Rhede zu Baliepatan angelanget waren/ machte ich mich mit einem guten Freunde dahin/ um etwas neues aus Europa und von Suratte zu hören. Wir kamen an den Mund des Flusses vor Mittag/ und in die Englische Wohnung/ gleich um die Zeit/ als sie sich zu Tische setzen wolten. Ihre Factorey zu Baliepatan ist mehr als eine halbe Meile von der See/ auf einer Höhe am Ufer des Flusses/ in welchen aber die Schiffe nicht einlauffen können/ gelegen. Die Räuffleute und Capitains empfangen uns mit grosser Höflichkeit/ und brachten wir den ganzen Tag in guter

ter Lustigkeit zu ; Weil wir aber uns  
des vielen Trinckens besorgeten / rei-  
seten wir die folgende Nacht / nachdem  
wir unsere Schiff-Leute etliche Stun-  
den ruhen lassen / wieder ab / und ka-  
men gegen Morgen nach Tilcery,  
da uns die Engelländer wenig Tage  
hernach wieder zusprachen. Weil der-  
gleichen Lust bey uns sehr seltsam / und  
darzu eben nichts sonderliches anzu-  
stellen war / so gestehe ich gerne / daß es  
mir allmählich anfieng / in diesem Lan-  
de sehr verdrüßlich zu werden. Und ich  
hatte auch schon gar offte bey denen  
Directoribus schriftlich Ansuchung  
gethan / mir zu vergönnen / daß ich wie-  
der von Tilcery möchte weggehlet  
werden ; hatte auch schon den Ent-  
schluß gefasset / wenn man mir solches  
zu verwilligen noch länger anstehen  
würde / ohne Order mich wegzuma-  
chen. Wir reiseten noch einmahl nach  
Ta-

Tanor, und daselbst erfuhren wir /  
 daß der junge Tive, dem man die Er-  
 zählung seiner Gesundheit propheze-  
 et hatte / gestorben wäre. Wir verhar-  
 teten wenige Tage / und so bald wir  
 unsere Sachen ausgerichtet / nahmen  
 wir unsern Weg wieder zu Wasser  
 nach Tilcery.

Weil man nun nicht gerne / aus  
 Furcht vor den Capern, längst der  
 Küste hinfähret / begaben wir uns aufs  
 hohe Meer / und wichen also von dem  
 Gestade / wo sich solche gerne aufhal-  
 ten. Wir waren aber kaum eine Mei-  
 le geseegelt / als wir von einer grossen  
 Menge Fische / von der Größe der  
 Mackerelen / überfallen wurden / wel-  
 che in unsere Almadie sprangen / also /  
 daß da wir uns erst über diese Bege-  
 benheit sehr belustiget hatten / hernach-  
 mahls darüber zu sincken verimeyne-  
 ten. Wir wendeten allen Fleiß an / ih-

er einen Theil in die See zu werffen/  
 Da inzwischen unsere Schiff-Leute sich  
 auff's äufferste bemüheten/wieder ans  
 Land zu kommen. Als nun dieser  
 Sturm vorbei/verliessen wir das Ge-  
 fahde zum andern mahl/ und weil wir  
 uns allzu lange auffgehalten/ kamen  
 wir erst nach Mitternacht nach Cali-  
 cut.

Die Engelländer/samt ihren Leu-  
 ten/und wir/ aßen des folgenden Ta-  
 ges von denen Fischen/ so in unser  
 Schiff gesprungen/und unsere Schiff-  
 Leute verkaufften noch unterschiedliche  
 Körbe voll. Wir blieben daselbst nicht  
 länger als zwey Tage/ und reiseten/  
 nachdem wir unsere Almodie oder  
 Fahrzeug heimgeschicket/zulan-  
 de nach Tilcery.

## Das 6. Capitel.

Des Herrn de Flacour Wie-  
derkunft.

Am Ende des Novembris kam der Herr de Flacour wieder von Sirinpatan, der uns nicht genug sagen kunte/ was er auf dieser Reise/darauß er/ ob es nur gleich 30. Meilweges/ 35 Tage zugebracht / ausgestanden und tausendmahl vermeynet / in dem erschrecklichen Wasser-Brüchen zu erlauffen / darinnen er auch viel von seinen Leuten eingebüset. Aber weil seine Verrichtung so wohl abgelauffen so achtete er alle diese Mühe und Verdrißlichkeit nichts.

Die Baaren/so man von Sirinpatan haben könte / bestehen in schöner Leinwand und Sandel-Holze / welcher also häufig in diesem Lande wächst/ daß der König und seine Großen

auch Gemächer von solchem Holze ge-  
 bauet haben. So fände sich auch treff-  
 lich schöner natürlicher Salpeter / der  
 nur ein wenig purificiret werden  
 dürffte / und zwar alles in ziemlichen  
 guten Preise. Der Herr de Flacour  
 brachte von solcher Leinwand Muster  
 mit / welche umb die Helffte / nach dem  
 Preis / als wie man sie zu Suratte hat /  
 besser war. Die übrige Jahres-Zeit  
 kauffte man vor die Schiffe / so erwar-  
 tet wurden / Pfeffer ein / und zu An-  
 fang des Januarii 1672. kam das  
 Schiff Provence von Suratte, sol-  
 chen abzuholen. Der Herr Petit com-  
 mandirte solches / und hatte nur 7.  
 Franzosen bey sich / das andere Volck  
 waren alle Mahometaner. Durch  
 ihn erfuhren wir die Ankunfft des  
 Herrn Blot, eines Directoris von  
 der Compagnie, welcher an den  
 Herrn la Serine Ordre überschicket /



von Malabar weg und nach Suratte  
zu kommen. Ich hätte verzweifelt  
mögen / daß man von mir nichts mel-  
dete. Weil aber die Herren meine gu-  
te Freunde waren / so brachte ich es da-  
hin / daß sie es vor gut befunden / mit zu  
Schiffe zu gehen / maßen es mir nicht  
in Kopff wolte / meine jungen Jahre  
und Curiosität bloß in diesen Winckel  
von Indien einzuschließen. Der Herr  
Flacour wolte zwar einige Schwül-  
rigkeit machen / mich wegzulassen / weil  
er nicht gerne alleine hior bleiben wol-  
te ; allein / ich brachte es doch zu wege /  
und machte mich reifefertig / so bald / als  
der Herr Petit von Tanor und Ca-  
licut, dahin er die Waaren / so wir er-  
handelt / einzunehmen gereiset war / zu-  
rück käme / mitzufahren. In dessen  
Abwesenheit kam ein Schiff / le grand  
Breton genannt / mit 60. Canonen  
montirt / darauf der Herr Clos Ca-

pitain war / auf unserer Rhede an  
 Zwo kleine Fluyten, so mit ihm von  
 Franckreich abgereiset / hatten ihn vor  
 etlichen Tagen verlassen / und sich mit  
 dem Herrn de la Haye conjungir-  
 ren wolten / welcher ein Jahr von ih-  
 nen abgesegelt / und die Bezahlung  
 vor die Völcker bey sich gehabt hatten.  
 Sie waren wegen des widrigen Win-  
 des von einander abkommen / und der  
 Herr Clos war ungewiß / ob sie vor  
 oder hinter ihm wären. Als er die  
 weiße Flagge sahe / so wir aufsteckten /  
 wurde er bewogen / daß er uns sich nä-  
 herte / aber er hielt sich nur einen eini-  
 gen Tag bey uns auf / Erfrischungen  
 einzunehmen. Und dieses Schiff war  
 kaum 4. Stunden weg / als der Herr  
 Petit ankam / und machten wir so bald  
 Anstalt / die folgende Nacht unter See-  
 gel zu gehen.

Eben diesen Tag wurden wir ein  
 klein

sein Schiff gewahr / welches / als es  
 unsere Flagge gewahr worden / dem  
 Lande näher kamen / und sein Cha-  
 ouppe ausssetete / welche aber erst  
 den Nacht dem Schiff Provence an  
 Bord kam; Solbige hatte den Lieu-  
 tenant von einem der Fluyten von  
 des Herren Breton Gesellschaft auff:  
 Und weil dirser Officier erfuhr / daß  
 wir folgende Nacht fort wolten / so be-  
 gab er sich nicht an das Land / und wur-  
 den also eins / daß der Herr Barbot und  
 sein Capitain die Ancker / so bald als  
 wir es thun würden / auch lichten solten /  
 darzu wir ihm denn ein Zeichen mit ei-  
 nem Stück-Schuß geben wolten.

## Das 7. Capitel.

## Der Auffbruch von Tilcery.

**D**EN 20. Januarii, ohngefehr  
 zwey Stunden nach Mitter-  
 nacht / gaben wir das Zeichen / so bald  
 N 6 lich-

lichtete der Capitain auff der Fluyt  
 seine Ancker / wie auch wir thaten. Da  
 uns denn ein Land-Wind bald auff die  
 hohe See triebe / und vermittelst des-  
 sen erreichten wir die Sand-Banck  
 vor Baliepatan, umb daselbst den  
 Sandel / so der Herr Flacour dahin  
 gesendet / einzunehmen. Wir muſten  
 biß auff den 22. daselbst verharren / und  
 ehe wir uns noch Seegel-fertig ma-  
 chen kuntten / entdeckten wir eine Bar-  
 que, von welcher unsere Morische  
 Schiffleute versicherten / daß es ein  
 Raub-Schiff sey. Wir machten uns  
 bald fertig / ihm nachzuseegeln; Die  
 Fluyt gieng auff der einen Seite / und  
 wir auff der andern / umb selbiges zwi-  
 schen uns zu bekommen / aber nachdem  
 wir solchen lange nachgeseget hatten /  
 und etliche Canonen-Schüsse nach  
 ihm gethan / entkamen sie uns / und  
 verlohren sich auch in wenig Stunden  
 aus

aus unsern Gesichte. Wir waren zu denen Officirern von der Fluyte übergegangen/welche sehr froh waren/ daß wir ihnen Zeitungen von dem Grand Breton zu sagen wußten/ und hatten ein grosses Verlangen/ bald zu ihm zu gelangen.

Ob wir gleich bey Tage das hohe Meer hielten/ so mußten wir doch des Nachts uns wieder ans Land machen. Welches denn alle Schiffe / welche längst der Küste herseegehn/in acht nehmen müssen/um sich des Land-Windes zu bedienen/welcher sonst nicht/als nach Mitternacht/wehet. Den 24. nach Mittags kamen wir zu Mangalor an/ da wir uns mit dem Barbot und seinen Officirern lustig zu machen vorgenommen hatten. Es gieng nicht ohne grosse Beschwerlichkeit zu/ als wir Abends um 8. Uhr auf diese Rhede gelangen künnten; die Fluyte konte ihre Anker

cker nicht eher / als des andern Tages /  
sinken lassen. Sie waren aber auch  
nicht in solcher Gefahr zu scheitern / als  
wir / gewesen / massen / indem wir uns  
darauf verliessen / daß etliche von uns  
schon in dem Hafen gewesen / uns der  
Sand-Banck / welche überaus ge-  
fährlich ist / allzunah wagten. Und  
als wir uns bey Nacht in einen Cha-  
louppe, damit desto besser ans Land  
zu kommen / gesetzt / verfehlten wir  
im Finstern den Ort / wo man sicher  
in Strohm gelangen kan. Wir ver-  
meinten vielmahls / durch die an die  
Klippen anschlagende Wellen / welche  
unser Schiff sehr mit Wasser anfülle-  
ten / in Grund geschlagen zu werden;  
jedoch kamen wir endlich glücklich  
ans Land. Die Fluyte würff ihre  
Ancker des Morgens nahe bey unse-  
rem Schiff / und als die Officirer an  
das Land gestiegen / brachten wir diesen  
und

und folgenden Tag in guter Lustigkeit  
u Weil aber Monfr. Barbot ein  
beffriges Verlangen hatte/ mit seiner  
Flotte zu dem Herrn de la Haye zu  
kommen/ nahm er Abschied/ und see-  
gelte des andern Tages fort.

Mangalor ist eine von den wichtig-  
sten Plätzen in im Königreich Cana-  
ra, liegt 18. Meilen von Baliepatan,  
sie hat eine gute Rhede / und so lange  
der Regen anhält/ können die Schiffe  
auff dem Strohm liegen/welcher breit  
und tieff ist/weil aber viel Sand-Bän-  
cke darinnen / so ist die Einfarth ge-  
fährlich/ muß man also die Zeit/ wenn  
große Ebbe und Fluth ist / abwarten.  
Auf einer ziemlichen Höhe ist ein Fle-  
cken zusehen/welcher von Heydnischen  
und Mahometanischen Kauff-Leuten  
bewohnet ist/ und auf eben der Küste ist  
der Portugiesen ihr Stapel/so sie Fei-  
turia nennen. Alle die Bestungen/  
so

so in dem Hafen des Königreichs Ca-  
 nara gelegen/ haben vormahls denen  
 Portugiesen zugestanden. Weil aber  
 die Canarien selbige/ wie die andern  
 Indianer/ überdrüssig wurden/ haben  
 sie solche in dem letzten Krieg/ so sie mit  
 den Holländern geführet / ausgetrie-  
 ben. Die Portugiesen haben/ seither  
 sie wieder Friede gehabt / alles ange-  
 wendet/ die Plätze / so man ihnen ge-  
 nommen / wieder zu erlangen ; und  
 weil ihre See-Armaden sich stets auff  
 dieser Küste sehen liessen / wurde der  
 Handel zu Canara dergestalt unter-  
 brochen/ daß der König das Elend sei-  
 ner Unterthanen nicht länger ansehen  
 kunte/ sondern den Portugiesen Frie-  
 dens-Vorschläge that/ und dem Vice-  
 Roy, Lovis de Mendonza, die Be-  
 stund Mangalor und Barcalor wie-  
 der in seine Hände zu liefern anbote ;  
 Weil aber die Portugiesen darinnen  
 lei-



eine gnugsame Besatzung unterhalten künften/ vergnügten sie sich damit/ daß sie in der beyden Hasen Factoreyen anrichteten/ in solchen die Helffte der Zölle von allen in- und ausgeführten Waaren zu erheben/ und also bis auf eine gelegene Zeit verschöben/ diese Dexter in Besitz zunehmen.

Der König zu Canara, und der größte Theil seiner Unterthanen/ sind Heyden/ die übrigen aber Mahometaner. Bey ihnen nimmt man weder den Unterscheid der Geschlechter / noch der Malabaren Gewohnheit in acht/ und/ unbetrachtet sie Nachbarn / so führen sie doch einen stets-währenden Krieg mit einander / darinnen die Canarien gemeiniglich den Kürzern ziehen/ ihr Thun und Wesen kommt mit denen / so bey den Unterthanen des großen Mogols üblich/ bey dem der König zu Canara auch Zinsbar ist. Sie haben

ben eine schwarz-braune Haut/ uñ mittelmäßige Statur/ lange Haare / und ihre Kleidung ist wie der Henden zu Suratte; Sie sind alle Soldaten / und wohl abgerichtet / und verstehen sich trefflich auff das Miniren / und halten auch bessere Ordnung im Fechten / als die Malabaren / aber sie sind nicht so Leherat. Die sich auff die Handlung legen / werden von freyen Stückern sich aus ihrem Lande begeben / und das Jährige bey Frembden verhandeln.

Das Fantastische Wesen / womit sie bey ihren vornehmsten Festen sich aufführen / ist kaum zu beschreiben. Sie führen ihre Sögen auf einem mit Blumen gezierten Wagen herum / an dem vier grosse Räder sind / an diese heftet man / zwischen der Felge und der Nase / grosse eiserne Hacken / auff welchen die / so ihren Cyfer am meisten sehen lassen wollen / sich mit ganzen Leibe legen

gen

und also mit herum drehen las-

Andere legen sich gar an die Erde /  
damit sie von dem schweren Wagen zer-  
quetschet werden mögen. Auf welche  
Art / aus eitler Einbildung / daß sie / in-  
dem sie also / ihren Göttern zu Ehren  
das Leben lassen / zur Unsterblichkeit  
erlangen / so wohl diese als jene umbs  
Leben kommen.

Wie die Ubelthäter in Canara ge-  
strafft werden / ist wohl würdig / daß  
man es anmercke: Man legt solche na-  
ckigt / mit gebundenen Händen und Fü-  
ßen auff den Sand / wenn die Sonne  
am heissesten scheint / damit sie nach  
und nach durch die Sonne und die  
Rücken zu tode gemartert werden  
mögen. Und damit sie ja nicht etwa  
einige Ruhe empfinden / wenn sie an ei-  
nem Orth bleiben / und die Erde kühle  
werden möchte / so kehret man sie von  
einer

einer Seite zur andern fleißig umb/ bis sie die Seele ausblasen.

Durch gang Canara ist gar reine Luft/ auch das Land lustig und fruchtbar/ und ob es gleich ein sehr klein Königreich / so wächst doch daselbst so viel Reiß / daß damit das ganze Europa versorget / und über dieses dessen noch gar viel nach Bantam, Achem, Socotora, Mocqva, Mascare, Balsora, Monsambique, Bombase, und viel andere Derter mehr verführet wird.

### Das 8. Capitel.

#### Die Abreise von Mangalor.

**D**ie Fluyte / darauff der Herr Barbor war / reisete den 26. und wir den 24. weg. Des andern Tages fuhren wir Barçalor vorbei/ allwo wir uns aber nicht auffhielten/ weil wir selbigen Tages noch nach der

Abre-

bede vor Mirseou wolten. So  
ld wir die Ancker fallen lieffen/bega-  
n wir uns zu dem Gouverneur,  
sojabdella, unsere Schuldigkeit ab-  
legen / von dem ich schon vor diesen  
Redlung gethan; welchem inzwischen  
s sehr übel gegangen war. Man hatte  
ihn beschuldiget / daß er die Untertha-  
nen sehr gepresset / und als er sich vor  
einen König gestellet/hätte man ihn in  
einem harten Gefängniß eine lange  
Zeit gehalten / und noch andern  
Schimpff mehr bewiesen. Er wur-  
de aber mit der Zeit unschuldig besun-  
den/ und seine Redligkeit an Tag gele-  
get/ da man ihn denn in alle seine Eh-  
ren-Aembter/so man ihm genommen/  
wieder eingesetzt. Man kunte ihm  
den Verdruß / den er ausgestanden/  
noch anmercken/ als wir bey ihm wa-  
ren/welches aber nicht verhinderte/daß  
er uns nicht aufs bösslichste begegnet  
hätte

hätte. Er war sehr Unmuths/ als er  
sah/ daß die Compagnie sich von die-  
sem Orte wegbegeben wolte / und tha-  
sehr bekümmert / als er alle unser  
Waaren einladen sahe. Er gab sich  
aber auch/ auf die Versicherung / daß  
wir bald wieder kommen/ und uns be-  
ständigiger daselbst niederlassen wolten  
ein wenig zufrieden / und schrieb des  
wegen an die Directores zu Surat-  
te. Den 29. reiseten wir von Mirseor  
ab/ und den 30. früh entdeckten wir die  
Königliche Schiff-Flotte / so in 13  
Seegeln bestunde/ und durch Mfr. la  
Haye commandiret wurde. Der  
Admiral nahete sich so bald / neben  
einem andern Schiffe/ uns zu reco-  
gnosciren/ da wir denn erfuhren/ daß  
der Herr Caron in einem von diesen  
Schiffen wäre. Der Herr Petit fuhr  
so bald nach ihm; und als er wieder  
kam / verfolgten wir unsere Reise

Mar

Man sagte uns/ daß die Flotte gegen Süden gehen/ und auff der Insul Ceylon eine Colonie anrichten solte.

Des Abends bekamen wir die Be-  
tung/ so an dem Strohm vor Goa lie-  
get/ ins Gesicht/ weil es aber zu ge-  
fährlich ist/ des Nachts solcher Abede  
zu nähern/ so wurffen wir erst den an-  
dern Morgen/ welches der letzte Ja-  
nuarii war/ daselbst Ancker.

### Das 9. Capitel.

#### Die Ankunfft zu Goa.

GOa ist eine Stadt/ so untern funff-  
zehenden Grad des Æqvatoris  
Nord-werts lieget; der König von Vi-  
sapor war sonst Herr darüber/ aber  
iezund führen die Portuglesen die  
Herrschaft darinnen. Der Fluß/  
darauf man dahin gelangen kan/ ist ei-  
ner von den Schönsten/ und können  
auch die grösssten Schiffe darauf fort-  
kom-

Kommen. Er ist durch eine Insel abgetheilet / welche den Nahmen Goa führet / davon auch die Stadt den Nahmen hat / weil sie darauf gebauet. Diese Insel ist Oval-rund / und hat umgefehr 7. Meilen in Umkreis; die eine Spitze reicht bis an das Meer / und fast an die beyden Vorgebürge vom festen Lande / also / daß sie fast zween unterschiedliche Häfen machet / davon einer so gut vor die Schiffe / als der andere.

Die südliche Spitze vom festen Lande wird Cabo de Rama genennet / auf welcher man die Bestung Mourmougon gebauet / welcher auf dieser Seite den Eingang bestreicht; Es wird stets darinnen eine gute Garnison und viel Canonen unterhalten. Auf der Spitze / welche die beyden Einfahrten abtheilet / ist noch eine andere Schanze / welche von Nahmen

von



von einem Convent der Recolleten hat / deren Kirche der H. Mutter Gottes gewidmet / und Nossa Senhora Docabo genennet wird; und an der Westlichen Spitze des festen Landes ist die Bestung d' Agvala, welche daher also beniemet wird / weil daselbst trefflich gut Wasser / daber sich alle Schiffe daselbst mit solchem zu versehen pflegen.

Die Bestung d' Agvada ist die wichtigste unter allen / weil daselbst der bequemste Ort / da die Schiffe ankeren können / und da sie nothwendig auf einen Canon-Schuß weit vorbeymüssen / wenn sie nach Goa wollen. Der Vice-Roy begiebt sich oft dahin / allwo ein Haus ist / so in Europa vor einen großen Palast angesehen werden dürffte. Drey Meilen von der Stadt sind noch andere Schanzen / welche man aber nicht besetzt hält

D

und

und an beyden Seiten des Strohms  
viel schöne Häuser / welche denen Ein-  
wohnern zu Goa gehören / nobst gro-  
ßen Dörffern / so die Portugiesen Al-  
dea nennen. Die Gärten allda ste-  
hen voll Bäume / darauff man durchs  
ganze Jahr Blätter / Blüthen und  
Früchte zugleich finden wird. Wie-  
wohl Pangim, eine Meile von der  
Stadt / ein so groß Dorff oder Aldea  
ist / das es auch viel Städte übertref-  
fen wird; Und an diesem Orthe sind  
alle die vornehmsten Palläste / dahin  
sich die Vornehmsten bey der grossen  
Hize begeben / deren Gärten eben so /  
und alles von wunderbahrer Schön-  
heit ist. Auf dem halben Wege nach  
Pangim trifft man die Kirche de  
nossa Senhora de Ribaudar an /  
von der die Portugiesen vorgeben / daß  
eines ihrer Schiffe / von Lisabon kom-  
mend / auf der Höhe des Vorgebürges  
der

der guten Hoffnung von einem grausamen Sturm hin und wieder geworffen worden/ und nachdem es lange Zeit zu Grunde und zu scheitern zu gehen sich besorget/ und der Wind sich geleet/ sich vor Goa an dem Orth/ worauff man nachmahls eine Kirche/ zum Andencken dieses Wunderwercks/ gebauet/ vor Ancker befunden. Zum Gedächtniß ist dieses Schiff an die Thüre gemahlet/ und an dem Ufer des Stroms sind zweene Steine gesetzt/ welche die Länge dieses Schiffes/ das in einer Nacht 200. Meilweges soll gefahren seyn/ andeuten sollen.

Das Pulver-Haus/ oder la Casa de Polvera, liegt gegen der Stadt zu/ dahinein pflegt man die Mißethäter/ daß sie die in den Urtheln ihnen zuerkannte Jahre abarbeiten/ wie auch die Malabaren, die sie auff der See ertappet/ zu legen. Die Schiffe, so zwi-

schen dem 20. Maji. und letzten Aug. zu Goa anlangen / sind genöthiget / an der Seite der Festung de Mourmongon einzulauffen / weil an der Seite d' Agvada umb selbe Zeit die Sand-Banck feste liegen bleibet / und selbige nur die übrige Jahres-Zeit davon befreyet ist. Alle und iede Schiffe / so bey guter Jahres-Zeit anlangen / können bis an die Stadt kommen / und die Ancker unter des Vice-Roy Fenster fallen lassen.

### Das 10. Capitel.

#### Von Goa.

GOa ist eine von denen herrlichsten Städten in Indien gewesen / welche aber in wärenden letzten Kriege zwischen den Portugiesen und Holländern viel von ihrer vorigen Herrlichkeit verlohren. Indessen ist es doch der berühmteste Ort / welchen die Christen  
in

GOA



RFICB

in Orient haben! / und wird daselbst  
das höchste Gericht gehalten. Die Helf-  
te der Stadt ist an einem Hang / gegen  
den Strohm zu gebauet / und die ande-  
re Helfte in einen Thali / allwo die  
Hize übermäßig groß / also / daß die  
Inwohner gezwungen sind / sich / wenn  
die Sonnen-Hize zu hefftig wird / nach  
Pauginy zu begeben. Die Märkte  
und Gassen sind in Goa schön / sie ist  
mit einer schwachen Mauer umge-  
ben / weil die Zugänge ohne dem wohl  
verwahrt sind: Das Gerichte wird  
in dem Pallast des Vice-Roy gehalten  
und nennen die Portugiesen diesen  
Hoff Relacam, dahin kan man von  
allen Unter-Gerichten in Goa, auch  
von allen Orten / so unter der Portu-  
gisischen Bothmäßigkeit liegen / appel-  
liren. Es sind lauter schöne Häuser in  
Goa, aber sie sind etwas dunckel / weil  
die Fenster von dünn-gespaltenen Au-

ster-Schalen gemachet. Die Haupt-Kirche/ der heiligen Catharina gewidmet/ ist ein groß Gebäude / aber ohne einigen Zierath. Nahe darbey ist des Erz-Bischoffs Pallast / und die Behausung des Bischoffs oder Obristen Vicarii, welcher mit jenem in gleicher Würde/ und Pispo d' Anelt genennet wird.

Ferner ist daselbst das Aljouvar, wo man die Gefangenen in Kirchen-Sachen hinein setzt.

Vor der Haupt-Kirche ist auff einem grossen Platz dasjenige entsetzliche Haus / davor man erschrecken muß/ wenn man es nur nennen höret/nehmlich die strenge Inquisition, welche die Portugiesen Santa Casa oder Casa d'o santo officio nennen.

Es ist in der Stadt ein Nonnen-Closter/ deren strenge Lebens-Art derjenigen Freyheit/ wie sie in Portugal bey



hey dergleichen im Schwange gehet/  
schnur-stracks zuwider ist. Man hält  
ihr tugendhafftes Leben in grossen Eh-  
ren/ und heget von der Heiligkeit der  
Inquisition so ein zuversichtliches  
Vertrauen/ also/ daß die Portug'esen  
alles das gute Glück/ so ihnen begeg-  
net/ ihnen zuschreiben. Es sind auch in  
solcher Stadt unterschiedliche Pfarr-  
Kirchen und Clöster/ von allerhand  
Ordens-Leuten. Die Jesuiten besit-  
zen drey schöne Kirchen/ in welcher ei-  
ner der Leichnam des heiligen Fran-  
cisci Xaverii begraben lieget/ in glei-  
chen 3. Häuser/ darinnen Könige resi-  
diren könten/ nebenst vielen umb die  
Stadt liegenden Ländereyen/ von wel-  
chen sie grosses Einkommen erheben.  
Alle Kirchen sind überaus schön/ und  
absonderlich das Hospital. Und ob  
gleich der Theatiner Kirche eben  
nicht die prächtigste/ so ist sie doch unter  
denen/

denen / die in Goa sind / eine von den  
 Schönsten / dabey auch die Bau-Kunst  
 am besten in acht genommen worden /  
 und Nossa Senhora da divina Pro-  
 videntia geweyhet. Das Gebäu-  
 de von der Kirche der Barmherzig-  
 keit / hat eben vor andern nichts sonder-  
 liches / aber die Gesellschaft / so solche  
 unterhält / und ihr den Namen giebt /  
 verdienet schon / daß man etwas von  
 Ihr melde. Sie wird auff Portugie-  
 sisch Irmandad da Misericordia,  
 und die / so sich darinnen befinden / Ir-  
 mavus di Misericordia tituliret.  
 Die frömmsten Bürger in der Stadt /  
 auch die vornehmsten / ja der Vice-  
 Roy selber nicht davon ausgeschlossen /  
 schäzen sich vor eine Ehre / in solcher  
 Bruderschaft zu seyn. Sie begehren  
 zwey Feste im Jahre / nehmlich den  
 grünen Donnerstag / als an welchem  
 unser Heyland sich am meisten ernie-  
 dri-

origet / indem er seinen Aposteln die Füße gewaschen / und sie mit seinem Fleische gespeiset / und das Fest der Heimsuchung Maria. Dieses Fest ist das feyerlichste bey ihnen / weil sie unter der Protection derer jenigen sind / welche von der allgemeinen Kirche / als Mutter der Barmherzigkeit verehret wird. Wenn sie in Procession gehen / tragen sie einen schwarzen Über-Rock / und den Tag nach diesem Feste halten sie eine Versammlung / dabey sie die Beambten ihrer Gesellschaft erwählen. Sie machen so dann einen Prior, den sis Prouedor nennen ; Und konten vor diesen nur Edel-leute eingenommen werden / aber der Rauff-Leute Reichthum hat ihnen diese Würde ebenfalls zu wege gebracht. Da ist nun kein anders Absehen / als daß dem Armuth einige Hülffe geschehen möge / und legt ein Prouedor

selbst/wenn er seinem Amte wohl vor-  
stehen will/ mehr als zwanzig tausend  
Pfund von dem Seinigen darzu.

Über diesen Prouedor haben sie  
auch einen Schatz-Meister/ und noch  
einen Prouedor oder Verwalter  
über die Gefangenen/ und bestehen  
allezeit aus den Vornehmsten der Ge-  
sellschaft. Diese beyden letzten thei-  
len Almosen aus/ und beobachten die  
Nothdurfft der armen Gefangenen/sie  
mögen in peinlichen oder Bürgerlichen  
Sachen sitzen/ und erhalten nicht sel-  
ten Gnade vor sie/wenn sie gleich schon  
verurtheilet sind. Der Prouedor  
bey der Gesellschaft nimmet sich aller  
Sachen an/ und leistet unter der Hand  
denen Wittben / Waisen und allen  
elenden Leuten hülfliche Handrei-  
chung.

Alle und iede von dieser Brüder-  
schaft sind verbunden / die armen  
pres-

preßhaften und gefangenen Personen zu besuchen/die Bestorbenen zu begraben/ und sie zu Grabe zutragen/ auch die armen Sünder zur Pein-Stadt zu begleiten/ und ihnen biß an ihr Ende zuzusprechen / auch das Volk zu vermahnen/dasß man vor sie beten möge. Alle diese Aembter wahren nur ein Jahr/ damit ein jeder darzu gelangen könne; und ob es gleich etwas kostet/ so ist doch niemand/ der sich nicht darzu trünge. Es ist eine aufrichtige gute Bruderschaft / bey welcher die Christliche Liebe über alles am meisten in acht genommen wird.

Diese Bruderschaft in allen Städten und Flecken der Portugiesischen Herrschafft auffgerichtet / da denn jede ihre eigene Kirche dieses Namens / darinne eben diese Ordnung beyhalten wird/ und jedes sein eigen Vermö-

gen/ iedoch keine mit der andern etwas zu thun hat.

Das 11. Capitel.

Von denen Einwohnern zu  
Goa.

**M**an pflegt die Einwohner zu Goa abzutheilen/ in rechte Portugiesen/welche Reinols genennet werden/ in Mestizen, welche von Portugiesischen Männern und Indianischen Weibern gezeuget/und in die Schwarzen. Dieser Anzahl ist grösser/ als der andern; es sind auch wahrhaftige Indianer da/ welche aber zum Christlichen Glauben bekehret. Die Sclaven sind Caffern oder Indianer. So sind auch in Goa Banianen anzutreffen/ mit welchen die Portugiesen gar gütig umgehen/ weil sie solche in der Handlung wohl brauchen können. Es ist ihnen auch alles vergönnet/ als die  
Reli-



Habitans de Goa

PPCB



Religion nicht / und sie können eben so wohl in die Inquisition kommen / weñ sie überführet werden / etwas wider die Gesetze verbrochen zu haben / als die Christen / welche die Religion verleugnen.

Die Vornehmsten in Goa lassen sich durch ihre Slaven in Tragsesseln tragen / und werden niemahls reuten / sie leisteten denn dem Vice-Roy Gesellschaft / wenn er über Feld reutet / oder wenn sie nach dem Ring rennen / oder ein Stier-Gesechte halten.

Weil sie wissen / daß die Slaven hier gar gute Gelegenheit haben durchzugehen / und in Länder zu kommen / da man sie nicht wieder habhaft werden kan / werden sie genöthiget / ganz gelinde mit ihnen umzugehen / und die Gütigkeit / so man nothwendig gegen sie hegen muß / macht selbige so trösig / daß es bald nicht zu erleiden steht.

het. Es sind ihrer genug/ die stehlen/ und ob sie gleich aufs schärffste gestrafft werden/ so achten sie es doch nicht groß/ daß sie es deswegen liessen. Sie haben sonst kein Gewehre/ als dicke Rohrstäbe/ damit sie die jenigen/ so sie bestehlen wollen/ niederschlagen. Einer von Adel kam von seinem Lust-Hause/ das er bey Goa hatte/ und war mit seinem Rappire und Dolch bewehret; Dieser wurde von einem von denen Schwarzen angetastet/ welcher ihm mit seinem Rohr den Kopff in Stücken zu schlagen dräute/ wenn er ihm nicht alle sein Geld gäbe; weil er sich aber/ ohne Gefahr zu Boden geschlagen zu werden/ nicht zur Wehre stellen durffte/ so that er/ was der Caffre haben wolte; Er ließe aber mit Fleiß etwas Geld fallen; als sich nun der Slave/ solches aufzulesen/ angelegen seyn ließe/ brachte er ihm unterschiedliche Stiche an/

daß

daß er todt auff dem Platz liegen bliebe.

Der Portugiesen Sitten und Gebräuche sind in Frankreich so bekant/ daß es unnöthig/ sich dabey auffzuhalten; Jederman weiß/ daß sie in ihrer Andacht so weit gehen/ daß sie gar in Aberglauben dadurch gerathen/ingleich so verliebt/ daß sie auch den Verstand darüber verlieren/ und in ihrer Eifersucht sich vollends nicht zu mäßigen wissen. Das Frauenzimmer in Goa hat die schönen Manns-Personen eben so lieb/ als wie die zu Lissabon, und mag man sie noch so genau verwahren/ so wissen sie doch Mittel auszufinnen/ ihnen Vergnügung zu schaffen/ und wo es ihnen fehl schläget/ werden sie es gegen die/so schuld daran sind/ scharff genug ahnden.

Ein junger Engelländer/ der sich zu Goa in Geschäfte seiner Compagnie

gnie befunde/ wurde von einer Portu-  
 giesischen Dame / als er durch ihre  
 Gasse gieng/allzugenu betrachtet/sel-  
 bige hatte ein Herz/so bald Feuer fieng-  
 ge; und als die Unnehmlichkeit dieses  
 Frembdinges solches so hefftig einge-  
 nommen hatte/ schickte sie eine von  
 ihren Slavinnen / die in dem Hand-  
 werck kein Neuling war/ zu ihm/ umb  
 diesen Engelländer zu bitten/ daß er zu  
 ihr kommen möchte. Dieser junge  
 Kerl nahm dieses Compliment ganz  
 kaltsinnig an/ob ihm schon die Slavin  
 sagte/ wie der Ehemann dieser Dame  
 nicht zu Hause wäre/und daß ihm das  
 Glück keine angenehmere Gelegen-  
 heit gönnen könne. Auf dieser unge-  
 stümes Anhalten gab er sich / und ver-  
 sprach zu kommen; und diese kam also  
 mit Freuden zurücke / ihrer Frau zu  
 sagen / daß der Engelländer Willens  
 wäre/zu erscheinen. Diese ließe / aus  
 ver-

erliebter Ungeduld/die Sclavin noch  
Stunden vor der angestellten Zu-  
ammenkunft achtung geben. Aber  
dieser Cavalier hielt sein Wort nicht/  
und die unglückliche Sclavin kam zu-  
rück / nachdem sie ein gut Theil der  
Nacht umsonst aufgewartet: und be-  
kam also ihrer Frauen Zorn gnugjam  
zu fühlen/ welche/als sie sahe/das sie in  
ihrer Hoffnung betrogen/ihr wohl tau-  
send Schläge mit dem Prügel gab/  
und sie verfluchte / das sie selbige so be-  
trogen hätte; liesse auch nicht eher  
nach/als bis sie zusagte / wie sie hinge-  
hen/und dem Engelländer / wegen so  
schlecht gehaltenem Versprechen/ ei-  
nen Verweis geben wolte. Diese be-  
kummerte Mohrin traff ihn zu allem  
Glück wieder an / und eröffnete ihm/  
wie es ihr so übel gegangen; bathe / er  
möchte doch Erbarmniß mit ihr haben/  
und sich gefallen lassen / ihre Frau zu  
be-

besuchen / welche ihr wegen ihrer hefftigen Liebe so einen Gedenc-Zettel auf den Puckel gehencket / er versprach es / und hätte vielleicht nachmahls besser Wort gehalten / iedoch zog er wenige Zeit darnach weg.

Die Portugiesen und Mestizen tragen sich in Indien wie in Portugall / ausser daß sie keine Strümpffe haben / und ihre Hosen ihnen biß auff die Knöchel herunter gehen / umb ihre Schenckel vor der Sonnen-Hize zu beschirmen.

Das Frauenzimmer aber hält sich in der Kleidung gang anders / als die zu Lissabon, sie haben Hemden von einer trefflichen klaren und feinen Leinwand / nicht sowohl sich zu decken / als sich vor den Wücten / so ihnen sonst Ungelegenheit machen / zuverwahren : Sie gehen kaum biß an Gürtel / die Ermel aber biß auff die Hand hervor /  
ih-

re Röcke sind von weisser Leinwand / so  
bis halb an die Beine gehen / daran un-  
ten / nach Gelegenheit ihres Standes /  
ein bunder Zeug zweymahl herum an-  
genepet / welcher weit über die Knöchel  
reicht. Sie haben eben / wie das  
Manns-Volck / keine Strümpffe an /  
und tragen nichts als Pantoffeln / in der  
Kirche kan man sie nicht sehen : wo-  
hin sie sich in ihren Polanqvinen / wel-  
che mit einem Tuch überdeckt / tragen  
lassen / und werden sie auch ihre nach-  
ste Freunde sich gar selten / da / wo sie  
seyn / einfinden.

Es sind zu Goa mehr Priester / so  
schwarz sind / als rechte Portugiesen ; sie  
tragen lange Kleider / und halten sich /  
dem äuserlichen Ansehen nach / noch  
ziemlich in Schrancken. Es haben  
die Geistlichen gewisse Häuser in der  
Stadt / darinnen sie die Slaven be-  
herbergen / weil aber die Hitze in Goa  
un-

unertaiglich / so habe ich ihrer gesehen,  
welche sich nach der Farbe ihres Dr-  
dens in Taffend gekleidet hatten.

Das 12. Capitel.

Von unsern Auffenthalt zu  
Goa.

Auff dem Strohm bey Goa sind viel  
kleine fruchtbare Inseln anzu-  
treffen; So ist auch an einem Orth  
auff dem festen Lande/so unter des Se-  
vagi Boethmäßigkeit ist / ein schöner  
Brunn mit Bäumen besetzt / dahin  
die Dames auff vergöldeten Cha-  
louppen, welche von den Portugiesen  
Balons genennet werden / spazieren  
fahren.

Als wir daselbst angelanget / war es  
unsere erste Sorge / dem P. Cornelio  
de S. Cyprien eine Visite zu geben /  
welcher / als ein Franose / uns mit al-  
ler möglichsten Höflichkeit empfieng:

Und



Und des andern Tages besuchten wir  
Monfr. Martin, einen reichen Rauff-  
mann / der uns drey Tage bey sich be-  
hielt / und uns zu erwähnten Brun-  
nen / welche das Frauenzimmer zu ih-  
rer Lust sich so wohl zu gebrauchen weiß /  
führte ; Als wir dahin kamen / waren  
Frauenzimmer daselbst / und mußten  
wir also so lange / biß sie wieder weg wa-  
ren / damit wir weder wider die Ge-  
wohnheit / noch der dem Frauen-Zim-  
mer gebührenden Respects , etwas  
begiengen / verziehen. Man  
liesse zum wenigsten zwanzig Länge-  
rin holen / welche sich bey angezündet-  
en Lichtern nach dem Thon unter-  
schiedlicher Instrumente tapffer se-  
hen ließen / und uns grosse Lust mach-  
ten. Es waren etliche vollkommen  
schön / daher unterschiedliche von den  
Unsrigen sich ganz nahe zu ihnen  
machten. Und geschah dieses Tra-  
sta-

Etament allein auff Unkosten des  
Herrn Martins.

Das 13. Capitel.

Von unserer Abreise aus  
Goa.

**D**Es wir zwischen Sandbocken her-  
vor schiffen / war uns der Wind  
sehr zuwider / und fuhren mit grosser  
Ungelegenheit im Gesichte von Ben-  
goula, so zu denen Ländern des Seva-  
gy gehörig / und ohngefehr 8. Meilen  
von Goa Nordwärts lieget / vorbeÿ;  
Wir wolten zwar nach Rajapour,  
aber die Zeit liesse es nicht zu / und mu-  
ssen zu Achara, so auch unter des Se-  
vagi Bothmässigkeit lieget / landen /  
umb uns von neuen zu proviantiren.  
Wir waren nur noch eine Meile vom  
Lande / als wir sechs grosse Barqven  
entdeckten / die wir davor hielten / daß  
sie dem Herrn zu Achara zuständig  
wä-

ären. Als nun die Herren de Pe-  
t, de Serine, und ich mit 7. Mo-  
sichen Schiff-Knechten und einem  
Dolmetscher in eine Chaloupe ge-  
iegen / wurden wir gewahr / daß diese  
Sarqven Paros oder Raub-Schiffe  
ären / welche mehr als 1500. Mann  
uff hätten. Ob nun zwar unsere  
Bots-Knechte / weil sie Mahometaner  
waren / nicht so viel zu fürchten hatten /  
als wir / so erschracken sie nichts desto  
weniger so sehr / daß sie in die See  
pringen und an das Land schwimmen  
volten; Welche wir aber wider ihren  
Willen zu bleiben / und Land-werts  
einzurudern nöthigten / weil wir  
kein ander Mittel sahen / der Gefahr /  
worin uns unsere Unvorsichtigkeit ge-  
stürzet / zu entgehen. Unsere Reso-  
lution verdoppelte ihre Kräfte / daß  
wir in weniger Zeit den Malabaren  
auffer Canon-Schuß kamen / wie-  
wohl

wohl sie auch nicht einmahl einige Lust  
Feuer auff uns zugeben / bezeugeten.

Man gab uns / als wir zu Lande ge-  
kommen / Nachricht / daß diese Corsai-  
ren vor weniger Zeit einen Boot / da-  
ein Schiff nur mit einem Mast ist / zu  
der Compagnie zugehörig / und mit sei-  
ner Ladung 25000. Pfund werth ge-  
wesen / genommen / und solches dem  
Gouverneur zu Achara verhan-  
delt hätten / wie wir denn auch solches  
Boot in dem Strohm liegend sahen.  
Weil nun auff unsern Schiffe nicht  
mehr als 3. Franzosen waren / so waren  
wir / ob schon der Sevagi auff unserer  
Seite war / nicht ohne Bekümmer-  
niß.

Monfr. Petit war deswegen am  
meisten in Aengsten / indem er aniso  
sich begriffe / was er vor einen Fehler  
begangen / daß er sein Schiff verlas-  
sen / und sich an einen Ort begeben /  
da

da die Compagnie nichts zu thun hatte:  
 Und damit ja die Verdrüsslichkeiten desto  
 grösser würdē/so musste uns auch der  
 Wind zuwider werden. Und diese Noth  
 brachte den Herrn Petitdahn/das er  
 sich auff einen kleinen Fischer-Kahn/  
 nebenst zwey Personen / so ruderten/  
 setzte/ und uns auff dem Lande zurücke  
 liesse. Dieses Wagnis lieff noch glück-  
 lich ab / er erlangte sein Schiff ohne  
 Hindernis / und wir liessen den Ca-  
 ptern sagen/das wir aniko kämen/und  
 das genommene Boot lösen wolten/  
 und das unser Schiff / so mit 20. Ca-  
 nonen und 150. Mann besetzt wäre/  
 auff sie zusegelte / sie in Grund zu  
 schiessen. Solchen unsern Dräuun-  
 gen glaubten sie nun / als sie unser  
 Schiff auff sie ankommen sahen / und  
 giengen vor Furcht mit einer unglaub-  
 lichen Geschwindigkeit gegen Süden.  
 Als sie uns den Hafen frey gelassen/

P

ver=

verrichteten wir unsere Geschäfte /  
 und reiseten von Achara mit gutem  
 Winde abe/ also/ daß wir noch selbigen  
 Abend auff dem Strohm von  
 Rajapour anlangeten. Von welchem  
 ich iso nichts melden will / weil ich zu-  
 vor solches schon gethan.

Des andern Tages reiseten wir  
 wieder fort / und waren kaum eine  
 Meile in die See kommen/ als wir ein  
 Schiff an der Nordseite entdecketen/  
 welches eine weisse Flagge führete ;  
 Dieses war der Geyer/ so der Compa-  
 gnie zustunde/ und auff der Rück-  
 reise nach Francreich begrieffen war / und  
 auff Bantam zugienge/ daselbst er den  
 Herrn Bischoff von Heliopolis ausse-  
 hen solte / welcher nach Siam wolte ;  
 aber wider seinen Willen bey den Phi-  
 lippinischen Insulen von den Spani-  
 ern auffgehalten/ in America/ und her-  
 nachmahls in Spanien/ von dar aber in  
 Itali-

Italien und Franckreich geführet worden/ wie aus denen Relationen, so die Herren Missionarii drucken lassen/ zu ersehen. Wir machten dem Herrn Bischoff alle mit einander unsere Re-  
verenz, und höreten ihn auff seinen Schiff am Tage Matthias Messe halten. Die übrige Reise wurden wir durch die Winde überaus sehr auffgehalten/ denn ob gleich von Rajapour bis nach Suratte nicht mehr als 80. Meilweges/ so kunten wir doch nicht eher als den 20. Martii daselbst ankomen.

#### Das 14. Capitel.

Die Ankunfft des Schiffes Saint Esprit, oder des heiligen Geistes.

**N**achdem wir einen Tag auff der Rhede zu Suratte gelegen/ bekamē wir Ordre, in dem Hafen von Sovaly

einzulauffen / und weil ich mich eben auff dem Schiffe nicht auffzuhalten hatte / gieng ich zu Lande / beydenen Herren Directoribus Blot und Baron meine Auffwartung abzulegen.

Das Schiff de Saint Esprit, oder der heilige Geist / von 600. Tonnen / darauff Mons. le Rond Capitain war / und den Herrn Gueton, General-Directorem, mit seinem Sohn mitbrachte / kam aus Franckreich auff der grossen Rhede an / nachdem es Acht und einen halben Monat auff der See / und in Gefahr gewesen / zwischen die Maldioischen Insuln / da selten eines ohne Schaden davon kömmt / verschlagen zu werden. Das ganze Schiff-Volck war mit dem Scorbut befallen / und hatte kaum so viel Volcks über behalten / die See gel zu regieren.

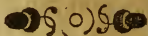
So



Sobald es ankommen / schickte man ihm Piloten zu / die solches nach Sovahy bringen solten / und mir wurde die Sorge vor die Krancken auffgetragen / da denn durch die gesunde Land-Lufft und gebrauchte Arzney-Mittel / diejenigen / zu denen man am wenigsten Hoffnung hatte / bald wieder zu vollkommener Gesundheit gebracht wurden. Dieses Schiff rüstete man alsbalden / nebenst einem andern kleinern / die Perle genannt / so mit Seife und Getreide beladen / aus. Und dieses letztere gieng zum Anfang des May-Monats unter Seegel / und S. Franciscus war zu Ende des Aprilis nach Persien gesegelt. Ich bekam Ordre, mich auff das Schiff / der heilige Geist genannt / zu begeben / erwartete nur den letzten Befehl. Als das Schiff / ob es gleich neu war / überall leet wurde / mußte also ausgeladen

werden/weil man es nicht vor thunlich  
 hielt/sich mit solichem/weil man gar  
 grosse Fehler und Gebrechen daran  
 fand/auff das Meer zu wagen. Man  
 nahm auch die Stücken daraus / daß  
 man es auffn Strohm legen konte / a-  
 ber es stieß an eine Sand-Banck /und  
 scheiterte innerhalb 24. Stunden vol-  
 lends gar.

Der Verlust dieses Schiffs gieng  
 jederman sehr nahe / man versuchte  
 noch eines und das andere zu retten/a-  
 ber es kostete den Werck-Leuten das  
 Leben / als welche in den Fluß fielen /  
 und durch den Strohm mit fort-  
 gerissen wurden.



Das

## Das 15. Capitel.

## Des Herrn Blot Absterben.

Die Zeit über/ da es regnete / blieb  
ich zu Suratte, und ob gleich un-  
ter den Directoribus einige Zwi-  
tigkeiten entstunden / so blieb es doch  
nicht nach/ daß man sich ein und andere  
Ergögligkeit geschaffet hätte. Wir  
wurden aber damahls durch das Ab-  
sterben des Herrn Blot, eines von den  
Vornehmsten aühier/ welcher in  
9. Tagen durch ein hefftig Fieber hin-  
gerissen wurde/ in ein Trauren gesetzt.

Nach Gewohnheit der Europäer/  
liesse man die Vornehmsten der Engel-  
und Holländer dem Leichen-Begäng-  
nisse bezuwohnen/ ersuchen/ un sie er-  
schienen auch mit allen ihren Leutē/ wie  
nicht weniger viel Armenianische  
und Mahometanische Rauff-Leute.

Die Franzosen waren alle in Trau-

er gekleidet / einige zu Pferde / einige in ihren Trag-Sesseln / und wurde des Verstorbenen Leichnam auff einem schwarz-überzogenen Wagen nach unsern Kirchhoff / der etwa eine Viertel-Meile von der Stadt war / gebracht.

Weil nun der Regen diesen Winter über ganz ungemeyn anhielte / so ergossen sich die Wasser erschrecklich / und der Fluß wurde so groß / daß die besten Ancker-Seile der reißenden Fluth nicht mehr widerstehen konnten / so gar / daß etliche Schiffe strandeten / etliche scheiterten / und ein dem Mogol zuständiges wurde in die See / mit einem einzigen Mann / so darauff war / getrieben / von dem man hernachmahls weiter nichts gehöret hat ; Ein ander von 800. Tonnen / so eben diesem Herrn gehörete / wurde so tieff ins Land gesetzt / daß / als die Wasser wieder

der

er fielen/ es eine Meile weit auff dem  
ande sich befunde.

Es war fast umb diese Zeit/ als wir  
erfahren / daß der Herr de la Haye  
hier vorbeynach Ceylon gereiset war/  
allda eine Handlung vor uns anzurich-  
en. Als aber dieses Vorhaben Krebs-  
gänglich worden / und er nach S. Tho-  
ma in das Königreich Golconda ge-  
reiset/ allda Lebens-Mittel zu kauffen/  
waren die/so ans Land getreten / übel  
empfangen worden / da er denn selbst  
gelandet / und die Stadt mit Sturm  
erobert/welche er anigo wieder die gan-  
ze Macht des Königes im Lande mit  
grosser Hertzhaftigkeit vertheidigte.  
Diese Zeitung war wohl sehr wichtig/  
aber sie wurde mit vielen Brieffen be-  
kräftiget.

Man rüstete sodann im Anfang des  
Monats Octobr. das Schiff S. Ja-  
cob aus/welches der Herr Fermanel

commandirte. Ich hatte Ordre, mich dahinein zu begeben / und wir segelten also ab / ohne daß wir wußten wohin / weil unsre Ordre versiegelt ware / und wir solche eher nicht / als zwanzig Meilen von Suratte , öffnen solten / wir geriethen auff die Gedancken / wie die Directores unter der Hand mochten Nachricht erhalten haben / daß der Krieg zwischen uns und Holland beschlossen / und weil wir ihnen an Macht vorizo in Indien gar ungleich wären / so hätten sie / aus Beyforge / daß sie das Schiff / den heiligen Franciscum , nicht verliehren möchten / unser Schiff abgehen lassen / solches bey seiner Rückkehr zu begleiten. Man hatte auch dabey Befehl gethan / alle die jenigen Schiffe / so schwächer als wir wären / zu visitiren / und denen Holländern abzunehmen / was wir könnten.

Ob uns nun wohl der Wind nicht so  
gar

war günstig war / so lieffe doch unsere  
Reise noch glücklich gnug ab. Wir  
entdeckten das Cap de Resalga-  
e, welches an der Einfarth des  
Persischen Meerbusens gegen Süden  
liegt / und nachdem wir solches vorbe-  
geseegelt / fuhren wir an Arabien hin /  
im Angesicht der vortreflichen Stadt  
Mascate vorbei / allwo die Portugie-  
sen ehemahls eine unüberwindliche Fe-  
stung gebauet / vermittlest welcher sie  
den ganzen Persischen Meerbusen in  
ihrer Gewalt hatten. ; Sie ver-  
lobten sie aber durch die Geldsucht ei-  
nes Gouverneurs, welcher denen A-  
rabern umb einen überaus hohen  
Preis alles Proviant verkauffet / weit-  
er in kurzen neues zu bekommen hoff-  
te. Aber ehe dieses geschehen / von dem  
Könige dieses Landes belägert worden /  
welcher sich dieses Orts bemächtigte /  
und sie zwang / sich auf Gnade und Un-

gnade zu ergehen. Sie haben zwar nach der Zeit den Krieg immer fortgeführt / und doch dasjenige / so sie verlohren / nicht wieder erobern können. Nachmahls blieben wir immer an der Küste / biß an das Vorgebürge de Mosandon, da der Golfo so enge ist / daß man das Land von beyden Seiten erkennen kan. Als wir ein wenig solches Vorgebürge vorbey / entdeckten wir ein Schiff / an welches wir / vermöge unserer Ordre , zu kommen trachteten ; Weil es aber uns zu entgehen trachtete / thaten wir / ais wir unsere Flagge auffgestecket / einen scharffen Schuß nach ihm / und der Capitain kam darauff zu uns / und meldete / daß dieses Schiff denen Kauff-Leuten zu Suratte zuständig wäre / und einen Paß von der Compagnie bey sich hätte.

Nach diesem bekamen wir die Insel Areca oder Larec, welche wir erstlich /



lich/ wie es neblicht war / vor die Insul  
Ormus hielten / wurden aber unserm  
Irrthumb bald gewahr / und weil wir  
durch die Insulen Areca und Qvi-  
quemiche durch wolten/ so wurffen  
wir vor der letzten/weil der Wind sehr  
hefftig wurde / Ancker. Damahls  
hatten wir eine grausame Nacht / und  
hatten Ursache zu befürchten / daß die  
Ancker reissen und wir an den Klippen  
scheitern würden.

Mit anbrechendem Tage lichteten  
wir die Ancker / und liessen sie wieder in  
den Hafen vor Bander Abassi oder  
Gameron, nahe bey dem Schiffe S.  
Franciscus, fallen/welches vor wenig  
Tagen da-selbst angelanget war. Es  
war von Bassora dahin kommen / wel-  
ches eine Arabische an dem Euphrat ge-  
legene Stadt / die Anno 1669. die Tür-  
cken eingenommen hatten.

## Das 16. Capitel.

## Von Gameron und Ormus.

**I**nder Abassy ist eine Stadt im Königreich Persien / welche ihren Nahmen daher hat / weil sie der König Schach Abas wieder anrichten lassen. Sie heisset sonst Gameron, und liegt unter dem 27. Grad der Linie Nordwärts; Sie ist weitläufftig / und von vielen Persischen und andern Handels-Leuten starck bewohret. Alle Schiffe aus Indien landen da / und über diesem Orth werden alle Wahren in Persien verführet.

Die Häuser haben nur zwey Stockwerke / und sind oben wie ein Altan gebauet / darauff Cabinete stehen / der Hitze zu entgehen / und der frischen Luft zu geniessen. Die Gassen sind enge / die Plätze haben wenig Raum / und die Vornehmsten begeben sich vom  
April

April bis auf den September ins  
Gebürge/ und bleiben während Zeit  
für die Handels-Leute in der Stadt.  
Das Lager dieses Orts thut viel dar-  
bey/ daß es von der grossen Hitze so  
viel leiden muß. Nahe an den Stadt-  
Mauern gegen Osten ist ein Gebürge/  
darauf viel von den Rosen wachsen/die  
den Nahmen von Jericho haben/wel-  
che sich öffnen/wenn sie ins Wasser ge-  
setzet werden/und wenn man sie her-  
aus nimmt/sich wieder zuschliessen.  
Die Arabischen Gebürge sind auf der  
andern Seite des Golfo nur 8. Mei-  
len breit/ und die Sonnen-Strahlen  
fallen also zurück auf die Stadt und  
den Hafen/ allwo die Schifflente ü-  
beraus viel auszustehen haben/ indem  
noch darzu die Hitze durch die Mitta-  
gischen Winde sehr vermehret wird/  
welche einem auf solche massen die  
Luft benehmen/ daß gar viel Perso-  
nen

nen des jehlingen Todes gestorben. In dieser Stadt ist kein einziger Brunnen-Quell / ja das Wasser im Zieh-Brunnen ist gesalzen / und wenn man alda gut Wasser trincken will / muß solches eine Meileweges davon geholet werden. Jedoch kan man es bey der größten Hitze kühle erhalten / wenn man es in Gefässe / von einer gewissen Erde gemacht / gisset / worinnen / wenn man solche an den Wind setzet / es kälte wird.

Die Erde um Bander Abassy ist dürre / und wächset wenig darauff / aber etliche Meilen davon ist es ganz anders. Man hat alda den trefflichen Schirasser-Wein / wie auch einen andern / der auff der Insul Qviqvemiche wächset / und haben die Weinbeere alda keine Kernen.

Die Europäer haben ihre Factoreyen / und stehet iederman frey / dase  
selbst

bst zu handeln und zu wandeln. All-  
Perser sind Mahometaner, wie ihr  
önig; Es sind aber auch Heyden all-  
seßhafft/ denen man ihre Pagoden  
nd öffentliche Bäder vergönnet. Und  
selbst habe ich dergleichen Bäume  
esehen/ von denen ich ehemahls ge-  
meldet/ daß ihre Aeste auff die Erde  
reichen/ und Wurzeln fassen / worun-  
ter so dann 6000. Menschen bedeket  
stehen können. Es ist mir auch da-  
selbst ein Heyde vorkommen / dessen  
Haar 15. Schuch lang/und von denen  
ienigen war/ so sie Faqvirs nennen.

Ich habe mich in Gameron nicht  
so lange aufgehaltē / daß ich eine gänz-  
liche Kundschafft von ihren Sitten ha-  
ben können. Die Mannes-Perso-  
nen sind noch ziemlich höfflich/ die Wei-  
bes-Personen sind verlobt und ehön/  
und wird bey ihnen vor kein Laster ge-  
halten/ mit den Fremden sich in eine ge-  
naue

naue Bekandschafft einzulassen / wie denn die Bornehmsten hierunter eine grosse Ehre suchen.

Vor der Stadt Gameron liegen drey Inseln/deren grösste Nordwärts/ und drey Meilen vom festen Lande lieget/und sich längst an der Küste bis nach Congo, einen Ort/ so 15. Meilen von Gameron lieget/ erstreckt/ allwo die Portugiesen die Helffte von denen Zöllen erheben/und diese/als die erste/nennet man Qvippe-miche. Arcqve oder Larec, liegt gegen Süden/liegt tieff/ ist unbewohnet/ und hat nur 3. Meilen in Umfang.

Wir waren bald in der Durchfarth nach Bander Abassy zwischen solchen verunglücket.

Die Insel lieget nur eine Viertel-Meile von Arcqve oder Larec, Sudwärts / und hat nicht viel mehr Umfang. Es sind anff selbiger viel Salz-

ly-Berge / deren weissen Glanz  
 von weiten sehen kan.

Das Erdreich ist röthlich / trucken  
 folglich unfruchtbar. Man hat  
 selbst kein ander Wasser / als in Ei-  
 nen / und muß man sich dessen von  
 en Lande erholen. Die Portugie-  
 haben sich ein Gedächtniß in Er-  
 tung einer Festung gestiftet / so allda  
 h mit der ganzen Artillerie zu se-  
 n ist. Der König in Persien jügte /  
 t Hülffe der Engelländer / sie daraus /  
 d der König überliesse solchen zu Er-  
 ntlichkeit der ihnen gethanen Dien-  
 / die Hülffe von dem Zoll-Einkünff-  
 zu Bander Abassy. Er ist ver-  
 ügt gewesen / daß er die Portugiesen  
 s deren Besitz gesezet / denn er ihnen  
 e Freyheit gegeben / in seine Meer-  
 äßen zu kommen / und sich daselbst so  
 nge / als sie wollen / auffzuhalten.

Vormahls fischte man zwischen die-  
 ser

ser Insel und dem festen Lande sehr schöne Perlen/ aber die man igo findet sind klein / und noch darzu gar selten.

### Das 17. Capitel.

#### Der Aufbruch von Gameron.

**W**Eil man uns aus keiner andern Ursache in Persien geschicket / als daß wir das Schiffs Franciscus nach Suratte begleiten solten / hielten wir uns auch daselbst nicht länger auff / als bis unsere Officirer ihren auffgetragenen Verrichtungen ein Genügen gethan. Den 10. Decembris brachen wir von dieser Rhede auff / und geschah mit grosser Mühe und Beschwernlichkeit / daß wir unsere Schiffe aus dem Persischen Meerbusen heraus brachten/ weil die Winde fast alle Augenblicke umbliessen. Einige Tage hernach entdeckten wir 4. Seeigel / so uns



stusig machten / denn wir sie vor  
alländer hielten / mit denen wir hät-  
schlagen müssen / nahmen wir also  
ein klein Rauffarden-Schiff / so mit uns  
fahren / hinter uns.

Wir hätten aber diese Vorsorge  
nicht bedurfft / denn es waren Fran-  
sische Schiffe / so von denen Herren  
Rond, Toilland und de Jonche-  
re commandiret wurden ; Der  
erste / so von Suratte kam / war ein  
holländischer Capitain , so sonst der  
Compagnie vor ein Pilotner gedie-  
net ; Und hatte dieser groß Glück /  
daß wir ihn davon kommen ließen / ob er  
gleich seinen Paß und Abschied von de-  
nen Herren Directoribus auffzu-  
heben hatte. Diese Herren wußten /  
was an dem Schiff S. Franciscus ge-  
wesen war / hatten also diese 3. Schiffe  
abgesendet / daß sie sich mit uns con-  
jungiren solten / und ihm Ordre gege-  
ben /

ben/uns nach Bonbaje zu bringen/ und  
der Holländischen Flotte zu entgehen  
von welcher man Zeitung haben wolte  
daß sie von Ceylon nach Suratte au  
gesegelt wären.

Zwischen denen Capitainen an  
dem Schiff S. Franciscus und  
Paul, gab es einige Ungelegenheit  
weil dieser auff dem letzten Schiffe d  
Flagge auf dem grossen Mast führet  
mit Ordre an den andern Capitain  
daß er die seinige / so bald als es ihr  
würde angedeutet/ abnehmen sollte/ o  
er sie gleich die ganze Reise also auffge  
habet; Aber diese Zänckeren hatte nicht  
auff sich / nur daß ein und anderer Un  
willen deraus entstunde / der nicht vie  
zu bedeuten hatte / und mußte endlich  
doch dem Commando Folge geleistet  
werden.

Ob uns schon der Wind nachdem  
zu wider war / so seegelten wir doch den

Januarii 1673. im Angesichte Diu  
 orbey / allwo die Portugiesen eine  
 Stadt haben / welche vor etlichen Jah-  
 ren von den Arabern geplündert wur-  
 de. Es kame uns damahls ein Nord-  
 Ost-Wind zu statten / und bekamen wir  
 das Land vor Bassaim den 10. ins Ge-  
 sichte. Man schickte nach Piloten, die  
 uns in den Hafen vor Bonbage brin-  
 gen solten / als welche eine Klippe / die  
 eine Viertel-Meile in der See hervor-  
 raget / überaus gefährlich machet.

Endlich brachten uns unsere Ge-  
 weits-Leute den 12. dieses Monats  
 glücklich dahin. Es ist ein Wunder-  
 schöner Ort / allwo man sich sonst vor  
 den Klippen nichts zu fürchten hat /  
 es wäre denn / daß man der Landschafft  
 gar nicht kundig wäre. Die Portu-  
 giesen hatten sie sonst; bey der Ver-  
 mählung der Infantin von Portugal  
 mit dem Könige in Engelland aber /  
 wu =

wurde sie denen Engelländern überlassen/welche legten daselbst eine treffliche Schanze-angeleget / da der jernge/ so ihr Præfident in Indien ist/ ordentlichlicher Weise seinen Aufenthalt hat. Man hat angefangen/eine Stadt daraus zu machen/ und weil die Engelländer die Handlung daselbst gern in Schwang bringen wollen/ so nehmen sie alle und ieder/ so sich da setzen wollen/ ohne Unterschied der Religion/ oder aus was sie vor einem Lande seyn können/an / und geben ihnen zehnjährige Befreyung von allen Abgaben. Man that uns alles zu Gefallen/ was nur möglich war / und zweiffle ich nicht/ daß die vorhabende Alliance zwischen Franckreich und Engelland mit Ursache daran war / daß man uns so höflich begegnete. Wir sahen in dem Hafen ein groß Holländisch Schiff liegen / welches die Engelländer/ als sie  
aus

aus Persien zurücke kommen/genom-  
 men hatten. So bald als wir zu Bon-  
 aie ankommen waren/ gaben wir de-  
 en Directoribus zu Suratte Nach-  
 richt/ welche uns sodann Ordre zusen-  
 deten/ unverzüglich dahin zu kommen.  
 Reiseten also den 30. Januarii ab/und  
 angeten den 2. Februarii auff der  
 Rhede von Suratte an. Daselbst be-  
 funde sich das Schiff S. Johannis von  
 Bayonne, mit der Fluyt des Herrn  
 Guillo, alle beyde von der Flotte des  
 Herrn de la Haye. Sie seegelten  
 nach S. Thomæ, den Herrn Dire-  
 ctorem Baron dahin zu bringen/  
 welcher den 8. dito, vergesellschaftet  
 mit dem Schiffe S. Jacob, den Herrn  
 de la Haye, der von der Armee des  
 Königs von Golconda in der erobert-  
 en Stadt belagert war/ zum Suc-  
 curs dahin gieng.

Ben meiner Rückkunfft aus Persi-

2

en

en erhielt ich Brieffe von meinem Vater / welche Mr. Carè, ein Priester / mir mitgebracht / und dem Herrn Petit überlassen hatte / daß er mir sie überbringen sollte / weil er selbst / ohne einzigen Auffhalt / nach S. Thomæ gemußt / umb an den Herrn de la Hays einige Ordren zu überbringen / dahero er über Land angekommen war. So bald der Herr Baron fort war / machte sich der Herr Gueton zu der Reise nach Persien fertig / dahin er als Ambassadeur gehen sollte / und da seine Equipage zu Stande / so gieng er zu Schiffe / ungeachtet / daß ein Geschrey entstanden / als ob die Holländische Flotte längst an der Küste kreuzete. Als nun die Zeit / darinnen ich der Compagnie Dienste thun sollen / verflossen / so stellte ich ihm vor seiner Abreise solches vor / und erhielt meinen Abschied / daß ich hingehen möchte / wo ich hinwolte. Er

Er reifete den 20. Februarii von  
Sovaly ab / und ich machte mich mit  
Freuden Reise-fertig / meiner Curio-  
sität ferneres Vergnügen zu schaffen.

Das 18. Capitel.

Die Abreise von Suratte.

Als ich von Suratte aufbrach / war  
mein Vorhaben / alle die Städte /  
so längst an der Küste bis nach Goa lie-  
gen / zu besuchen / und nachmahls in das  
Königreich Bengala zu reisen / und  
weil es niemand schaden kan / wenn  
man von berühmten Leuten an einen  
und andern recommendiret wird;  
So ersuchte ich deswegen den ehr-  
würdigen Pater Ambrosium de Pre-  
villy, einen Capuciner / der mir einen  
Brieff an den Pater Johann de Fon-  
seca, Rectorem des Jesuiter-Col-  
legii in der Stadt Daman, mit gab /  
dahin ich zuerst muste / und bat ihn / mit

an die andern Orte/ welche ich etwa zu besuchen Lust haben möchte/ mit Recommendation-Schreiben behülflich zu seyn.

Also nahm ich von allen meinen Freunden Abschied/ reifete den 3. Martii in' einem kleinen von 2. Ohsen gezogenen Wagen ab/ und hatte niemand als meinen Fuhrmann bey mir. Wir lagerten uns bey einem Hause/ allwo mein Führer das benöthigste vor sich fandte. Den andern Tag kamen wir nach Gandivi, und/ ungeachtet ich einen Paß bey mir hatte/ so machte doch die Wache einige Schwierigkeit/ wegen meiner Sachen. Der Gouverneur aber war viel billiger/ ließe mir solche wieder geben/ und ich reifete noch vor Tage weg/ damit ich bey Zeiten an das Ufer des Flusses bey Daman kommen möchte/ allwo ich meine Fuhre zurücker schickte. Ich ließe mich also über



ber den Fluß sehin/ und weil ich die Portugiesische Sprache verstunde/ ka-  
me ich leichte zurechte/ und führete  
man mich zu einem Indianer/ der ein  
Christe war/ und reisende Leute beher-  
bergte. Sein Haus war von Stroh/  
und der Orth/ da ich liegen mußte/ ü-  
berall offen/ um die kühle Luft desto  
besser zu genießen. Dieses Manns  
Hantierung war das Brandwein-  
Brennen aus dem Tary, und sein  
Haus war allernächst an der Stadt-  
Mauer/ von der ich erstlich/ ehe ich von  
mir etwas erzehle/ Meldung thun  
muß: Sie ist durch die Portugiesen  
erbauet/ welche sich auch darinne bis  
diese Stunde erhalten; sie liegt zwanz-  
zig Meilen von Suratte, und ohnge-  
fähr 80. von Goa. Sie ist klein/ aber  
wohl befestiget / und schön; Die  
Gassen sind ganz gerade / aber  
nicht gepflastert / damit man

im Regen-Wetter desto besser fort-  
kommen könne. Es sind darinnen  
wohlgebaute Häuser / und überaus  
schöne ausgeputzte Kirchen / absonder-  
lich die Pfarr-Kirche und Capelle de  
la Misericorde, deren sind noch viere /  
als der Jesuiten, Jacobiner, Augu-  
stiner und Capuciner. Die Ein-  
wohner zu Damam sind die tapffersten  
Leute in ganz Indien / indem sie ein-  
mahl 40000. Mann / so der große Mo-  
gul sie zu belägern abgeschickt / sich er-  
wehret. Es ist ein wichtiges Gou-  
vernement, und hieß damahls / als  
ich da war / der solches Amt bekleidete /  
Manuel Fortado de Mendonca,  
ein leiblicher aber unehlicher Vetter  
des Vice-Roy. Der Fluß fließet  
an der Mauer weg / und sind die Schif-  
fe / wenn sie einmahl darinne sind / sicher  
gnug / und solte ja eines und das ande-  
re verunglücket seyn / so ist es nur bey  
groß-

grossen Gewässer geschehen ; Da sie  
wenn man sie nicht feste eingeanckert/  
durch den reisenden Strohm ins Meer  
geführt worden. Die Stadt liegt  
nur einen Canon-Schuß von dem  
Meer und auf der andern Seite des  
Flusses die Schanze S. Hieronymi,  
welche zu Beschützung der Stadt Da-  
man viel beyträgt. Und halten die  
Portugiesen auf solche mehr/ als auf  
alle die andern/ so sie in Indien haben.  
Es befinden sich nun weisse Soldaten  
darinnen/weil weder die Länge der Zeit/  
noch das gute Tractament die Schwarz-  
gen / sich dahin zu begeben / hat brin-  
gen können/ deren Anzahl beläufft sich  
allezeit auff 400. müssen alle Nacht in  
der Festung schlaffen/und wo es / ohne  
Erlaubnis des Commendanten / so  
sie doch selten erlangen / nachbliebe;  
werden sie nimb eines Tages Sold zum  
ersten mahl gestraffet / und das andere

mahl/ohne daß sie wieder hinein dürfften/davon gejaget; Der Commendante stehet nicht unter denen in der Stadt / und bleibt 10. Jahr darinnen/ wie in allen Gouvernements, so die Portugiessen haben.

Die Luft zu Daman ist überaus angenehm / und die Vornehmsten der Stadt haben ihre Aldea, darinnen sie sich die Ernde-Zeit über auffhalten.

### Das 19. Capitel.

#### Von meinem Auffenthalt zu Damon.

**U**rs vor meiner Ankunfft zu Damman, hatte Herr Sainct Jacqves, eines Französischen Medici Sohn / und noch ein junger Mensch von unserer Nation, sich verheyrahet / un̄ zwar dieser lezte eine unächte Schwester einer vornehmen Frau / Namens Donna Petronilla de Certa, welche zum andern

ern mahl einem Vornehmen von Adel  
ermählet war. Monf. S. Jacques,  
hatte eine Tochter einer Dame, so Do-  
na Rosa de Mello hiesse/genommen/  
welcher Nahme mit ihrer Jugend  
und Schönheit gar wohl überein  
kam.

Weil ich nun zu Suratte mir schon  
von ihnen sagen lassen/ so hielte ich es  
vor eine Schuldigkeit/selbige zu besu-  
chen. Die Jesuiten, an welche ich  
recommendiret war/nahmen mich  
überaus höflich an/ und ich wartete  
hernach dem Commendanten auff/  
welcher nach vieler erzeugten Höflich-  
keit mir anmuthete/ daß ich zu Da-  
man bleiben möchte/ wo man nur  
heydnische Medicos hatte/ deren gan-  
ze Kunst in etlichen Recepten bestün-  
de/ so sie ohne Unterschied bey allen  
Kranckheiten bräuchten. Ich bate  
mir einige Bedenck-Zeit aus/ indem

mir die Lust zu reisen stets im Sinne lag. Der Rector des Jesuiter-Collegii rieth mir/den Vorschlag/ den mir der Commendante gethan/ anzunehmen/mit Versprechen/das er zu meinem Auffnehmen alles nach Möglichkeit beytragen wolte.

Des andern Tages legte ich bey denen vorerwehnten Frankosen meine Besuchung ab/welche über meine Anfunfft überaus grosse Freude bezeugten; Ich blieb etliche Stunden bey ihnen/während der Zeit sie mir eine Colation vorsezten/ so in Franckreich vor ein groß Gast-Gebot wäre gehalten worden. Der Herr Sainct Jacques hatte mir unwissend bey seiner Frau Schwieger-Mutter sich die Erlaubnis ausgebeten/ das er mich bey sich behalten dürffte/ und indem ich fortgehen wolte/ wurde ich gewahr/ das man mir meine Sachen schon geholet

holet hatte/ und musste ich also dem in-  
ständigen Bitten dieser beyden Frau-  
hosen statt geben.

Weil man bey denen Portugiesen/  
so viel das Frauenzimmer betrifft/ sehr  
vorsichtig seyn musste/ erwehnte ich sol-  
cher mit keinem Worte; Des andern  
Tages aber trugen sie mir selber an/  
daß ich ihnen auffwarten möchte. Ich  
that / als wenn ich was schwer daran  
gieng/ hielt mich auch den ganzen Tag  
bey Patienten auf / damit es nur das  
Ansehen hatte / als ob ich es mir sehr  
angelegen seyn liesse; Endlich kunte  
ich sie in ihren Zimmer nach aller  
Französischen Freyheit besuchen/ wel-  
ches ihnen auch gar wohl anstund. Sie  
legten mir viel Fragen zu beantwor-  
ten vor / und liesse sich die Donna Pe-  
tronilla am meisten angelegen seyn/  
mich mit Gesprächen zu unterhalten /  
brachten ein gut Theil der Nacht mit

einander zu; wie ich sie denn hernach-  
mahls alle Tage zu sehen bekommen/  
und erwiese sich die Petronilla über-  
aus gütig gegen mir / welche / ob sie  
schon 39. Jahr alt / dennoch von gar  
annehmlicher Gestalt war: sie war  
wohl gewachsen / die Liniamenten  
im Gesichte ganz vollkommen und an-  
nehmlich / von muntern Augen / einem  
sittsamen doch scharffsinnigen Geiste /  
und einem willfährigen Gemütze.  
Wir brachten gemeiniglich die Abend-  
Zeit mit einander zu / und habe ich  
kaum jemahls / als diese 3. Wochen ü-  
ber / vergnügter gelebet.

### Das 20. Capitel.

#### Von Trapor.

**D**onna Petronilla wohnete sonst  
insgemein zu Trapor, und hielt  
sich nur zu gewissen Zeiten zu Daman  
auf. Ihr Eheherr war ihrer noch vor  
stern



stern wieder gewärtig/unñ sie bate mich/  
 daß ich diese kleine Reise auf 10. Meilen  
 mit thun möchte. Ich nahm es mit  
 Freuden an; Und als ich von dem  
 Commendanten Erlaubniß erhal-  
 ten/reisete ich mit ihrer Familie fort.  
 Den Montag in der Marter-Woche  
 hielten wir zu Danou Nacht-Lager/  
 so der Donna Petronilla ersten Soh-  
 ne zuständig war. Dasselbst ist der hohe  
 Berg/ den sie Pic de Danou nennen/  
 weil er hoch/ und in Gestalt eines Zu-  
 cker-Huts ist; Und weil zwischen Da-  
 man und Bassam keine andere Höhe  
 ist/ und dienet er darzu/ daß die jeni-  
 gen / so an diese Derter kommen/wis-  
 sen können / in welcher Gegend sie sich  
 befinden. Es ist auch ein Fluß darbey/  
 der aber nur Barqven trägt.

Wir trafen also der Donna Pe-  
 tronilla Ehemann zu Danou an/der  
 mich mit aller Höflichkeit annahm/und

die Mittwochhe kamen wir nach Tra-  
por oder Tarapour, welches eine  
Kleine an dem Ufer des Meeres/ auff  
halben Wege zwischen Daman und  
Bassam gelegene/ den Portugiesen ge-  
hörige Stadt ist/ hat einen Commen-  
danten, welcher aber unter des zu  
Daman Commando stehet: Die  
Einwohner darinne sind reich; der  
Fluß trägt nur kleine Schiffe/ und  
mäßige Barqven, welche man mit  
grosser Mühe darauff bringen kan.  
Es hat da eine Pfarr-Kirche/ eine Ca-  
pelle de la Misericorde, und eine  
den Jacobinern zustehende Kirche. Den  
Char-Freytag nach Mittags hörten  
wir einen Sermon, zwischen welchem  
zu unterschiedenen mahlen stille gehal-  
ten wurde/ damit man dem Volcke  
dieses heilige Geheimniß desto besser  
beybringen möchte.

Das Weibs-Volck ist vor den  
Manns-

Manns-Personen durch ein Begitter/vor welches ein Vorhang gezogen/ abgetheilet / und ob wir sie gleich nicht sahen / so kunden wir doch die lauten Seuffzer und die Schläge/ die sie sich gaben / so offte der Prediger etwas vorbrachte / so ein Mitleiden erwecket/ gar wohl vernehmen.

Indessen mißbrauchen die meisten die Heiligkeit dieser Tage durch dergleichen gezwungenen Mitleiden zu solchen Dingen/ so eben so klug nicht heraus kommen.

Nach gehaltenener Predigt gieng die Proceßion vor sich/und kamen zu erst unterschiedliche Büßende/mit verdecktem Angesicht und blossen Rücken / welche sich dergestalt geißelten/das/wo sie hiutraten/das Blut von ihnen flosse. Von der Bürgerschaft hatte jeder ein brennend Licht in der Hand / und nach  
der

der Geistlichkeit wurde das Bildniß des HErrn Jesu Christi/in Gestalt/ wie er vom Creuze genommen worden / getragen; Umb welchen her wohl zwanzig Mohrische verkleidete und bewehrte Knaben giengen / welche ein Hauptmann mit Trompeten und Paucken auff-führete. Nachdem sie nun umb die Stadt herum gezogen/ legten sie den gecreuzigten in ein zubereitetes Grab.

Über dergleichen Ceremonien, so bey uns eine Andacht erwecket/ weil es etwas ordentlicher dabey zugehet/ muß man bey den Portugiesen lachen / und ich gestehē / daß es grosse Mühe bedurffte/ mich dessen zu enthalten. Den Sonnabend wohnete ich der Messe bey / dabey nichts sonderliches vorgieng.

Aber den ersten Oster-Feiertag / nachdem ich das heilige Sacrament

von der Jacobiner-biſſ in die Pſarr-  
Kirche begleiten helffen/ bekam ich eine  
Predigt zu hören/ ſo mir ſehr wunder-  
lich vorkam/ und ich mich davon etwas  
zu melden nicht entbrechen kan. Der  
Prediger kam auff die Eangel/ machte  
das Zeichen des heiligen Creuzes/ und  
ſeng an: Es iſt bekannt/meine Herren/  
daß die Oſter-Predigt umb dreyerley  
Urfachen willen gehalten wird. Die  
erſte iſt / denen Zuhörern gute Feyer-  
Tage zu wünſchen; Zum andern/die  
Oſter-Eyer einzufordern; Drittens/  
etwas lächerliches vorzubringen. Da-  
mit ich nun dem erſten Punct eine  
Gnüge thue / ſo wünſche ich allen mit  
einander einen guten Tag; Vord  
andere / werdet ihr mir Eyer ſchicken / ſo  
will ich ſie zu Danck annehmen; Vord  
legte habe ich zu melden/ daß ich geſtern  
den dicken Gregor antraff/welchen ich  
fragte: Höre du Dieb / wiſt du denn  
alle=

allezeit des Pilati Person in der Passi-  
on vorstellen? Jedermann fieng als  
denn über laut an zu lachen / und der  
treffliche Prediger stieg von der Cangel/  
und liesse leden seinen Weg gehen / oh-  
ne daß er den Segen gesprochen hät-  
te. Ich brachte also das Fest zu Tra-  
por zu / und / ohngeachtet man mir sehr  
hefftig anlage / noch länger zu Trapor  
zu bleiben / machte ich mich doch wieder  
auff den Rückweg nach Daman , wie  
ich dem Commendanten verspro-  
chen hatte.

Das 21. Capitel.

Von meiner Rückkunfft nach Da-  
man.

**D**ie Donna Petronilla hatte  
mir / ehe wir nach Trapor gien-  
gen / die Bekandschafft mit P. Micha-  
eli, Superiori der Jacobiner, zu we-  
ge gebracht / und gab mir auch einen  
Brieff

Brieff mit/ um ihn zu vermögen/ daß  
er mir in ein und andern beförderlich  
seyn möchte. Wie ich nun meine  
Sachen in seinem Kloster gelassen/ al-  
so gieng ich bald nach meiner Ankunfft  
dahin. Dieser Pater wolte mich so  
lange bey sich behalten/ bis ich entwe-  
der selbst mein Unterkommen haben/  
oder/ wenn ich nicht länger zu bleiben  
mich entschliessen könnte/ so lange/ bis  
ich mich in dieser Stadt nach Gnüge  
umgesehen. Blieb also 14. Tage bey  
ihm/ inzwischen der Commend. nt  
allen möglichen Fleiß anwendete/ mich  
in Daman zubehalten. Die Einwoh-  
ner thaten das Ihrige auch darbey/ und  
geschahen mir solche Anerbietun-  
gen/ die ich mit Ehren und zwar solchen  
Leuten/ die mich bey sich zu haben sichs  
so angelegen seyn liessen/ nicht abschla-  
gen kunte. Also verließ ich das Kloster/  
und bezog vor mich ein Haus/ suchte  
mir

mir auch hier und da gute Freunde zu machen/ mit denen mich zu vergnügen ich Zeit genug hatte/ indem die Stadt nicht groß/ und ich also meine Patientē zu besuchen nicht viel Zeit brauchte.

Die ersten Tage drauf/ als ich mich eingerichtet / wurde ich zu einer vornehmen Dame, Namens Senhora Francisca Pereira gehelet / wegen ihrer kleinen Tochter / so sie überaus lieb hatte / und sehr gefährlich krank war. Ich hatte das Glück/ daß meine Cur wohl anschlug / und von der Zeit an erwiese mir diese treffliche Frau so viel Erkänntlichkeit und guten Willen/ daß ich versichern kan/ wie sie mehr/ als die andern alle / mir Gelegenheit gegeben/ daß ich mich so lange zu Daman aufgehalten. Nichts desto weniger so mochten die Einwohner dieser Stadt mich in Ehren halten wie sie wolten/ so war doch mein Sinn auf

Rei-



as Reisen/und alle Tage in neue Bes-  
andtschafften zu gerathen / auch alle  
Tage etwas neues zu sehen gerichtet/  
aß ich mich festiglich entschlosse / aus  
Daman wieder fort zugehen.

Dieses nun ins Werck zu setzen/be-  
ienete ich mich der Flotte/ so die Por-  
ugiesen alle Jahr nach Campaja sen-  
en. Selbige reifete zu Ende des De-  
cembris Daman vorbei nach Goa,  
und wurde von Joseph de Mello  
commandiret / und war gleich den  
ersten Tag im Jahre Seegel-fer-  
tig.

### Das 22. Capitel.

#### Die Abreise von Daman.

**N**achdem alle meine guten Freun-  
de sich lange Zeit her vergebens be-  
mühet / mich länger in Daman zu be-  
halten / nahm ich endlich Abschied  
von ihnen / und begab mich den letzten  
De-

Debembriß 1673. auff eine Galion  
bey der Flotte / und gieng also mit sol-  
cher den 1. Januarii nach Bassaim  
unter Seegel / allwo wir die übrigen  
Galionen / so von Cambaje noch  
nicht zurück kommen waren / erwarten  
woltten.

Des andern Tages nach Mittage  
kamen wir nach Bassaim. Ich gieng  
in die Stadt / da traff ich den Herrn Se-  
gvineau, einen Frangöischen Medi-  
cum an / der auff eben dem Schiffe /  
darauff ich nach Suratte gefahren / von  
Madagascar dahin kommen war. Er  
hatte sich nach der Zeit daselbst verhey-  
rathet / und erwiese mir alle ersinnliche  
Ehre.

Die Stadt Bassaim liegt 20. Mei-  
len von Daman Sud-werts / und ist  
viermahl grösser / als jene. Es sind  
da reiche und prächtige Kirchen / treff-  
lich schöne Häuser / grosse Märkte /  
und

nd gerade und schöne Gassen : Die  
Mauren sind eben so starck nicht/ aber  
er Fluß/ so darneben weg fleußt/ und  
a allen Jahres-Zeiten auch die schwer  
en Schiffe trägt/ ziehet die Handlung  
a dieser Stadt / und macht solche sehr  
erühmt.

Man trifft daselbst mehr Edelsteu-  
e/ als in Goa an/ daher denn das Por-  
ugiesische Sprichwort: Fidalgos de  
Bagaim, das ist/ Edelsteute von Bassa-  
m, entstanden. Das Erdreich her-  
umb ist fruchtbar/ und trägt viel Reis.  
Außerhalb nahe bey dem Thore ist die  
berühmte Kirche de Nossa Senhora  
de remedio, welche/ nachdem sie lan-  
ge denen falschen Gottheiten gewey-  
het gewesen / endlich eine eine Kirche /  
darinne der rechte Gott angebetet  
wird/ worden ist. Man erzehlet/ daß  
einmahl ein Dieb die kostbare Krone/ so  
die Mutter Gottes auff dem Haupte  
hat/

hat / habe stehlen wollen / sich auch zu dem Ende in der Kirche verstecket; Darnach die Thüren verschlossen / wäre er sein verzuhtes Vornehmen auszuführen / auff den Altar gestiegen / da denn so wohl die Crone / als der Kirchen-Kauher / also unbeweglich und erstarrt blieben / auch in dieser Positur, als die Kirche wieder auffgemachet / angetroffen worden. Es ist an dem Bilde / an der Stirne / wo dieser Schelm seinen Daumen angesetzt / ein glänzender Fleck zu spüren / welchen man vor einem schimmernden Stern ansehen sollte: Den man aber / wenn man nahe darzu kommt / nicht so wohl erkennen / auch wenn man es anrühret / eben nichts sonderliches daran fühlen kan.

Die Heyden und Mohren thun eben so wohl / als die Christen / ihre Gebeth an diesem heiligen Orthe / umb Glück und Segen in ihrem Vornehmen

nen zu erbitten. Und weil stets dahin  
Opffer-Gaben eingebracht werden/  
ist daselbst ein unsäglicher Reichthum.  
Wir blieben in Bassaim nicht länger/  
als bis auf den 7den dieses / und nah-  
men / als wir die Ancker gelichtet / un-  
sern Strich nach Goa, dahin wir auch  
den 14. gelangeten. Des andern Ta-  
ges begab ich mich ans Land; und als  
ich in dieser grossen Stadt / von der ich  
bereits Meldung gethan / vortrefliche  
Gelegenheit vor mich antraff / hielt  
ich mich bis in das 1676. Jahr darin-  
nen auff. Sodann stiessen mir eine  
and andere wunderliche Begebenhei-  
ten zu Handen / die nicht zulassen wol-  
ten / länger in Indien zu verharren:  
Musste ich also meine Reise-Begier-  
den abbrechen / und mich fortmachen  
umb wieder in Europa zu kommen.  
Dahero ich die Gelegenheit / so ich auff  
einer Portugiesischen Galionie fan-

de/annahm/ und nach erhaltener Erlaubniß vom Vice-Roy und Capitain, mich darauff begab.

Das 23. Capitel.

Meine Abreise aus Goa.

Den 27. Januarii 1676. seegelte das Schiff/ San Petro de Ratel genannt/ von mehr als 1500. Tonnen/ darauff der Herr Simon de Sousa Capitain war/ von der Rhede von Goa nach Lisabon.

So bald wir unter Seegel waren/ ließe mich der Capitain zu sich kommen/ und ersuchte mich/ vor sein Schiff-Volck während der Reise Sorge zu tragen/ und versicherte mich / daß er keinen Chirurgum von seiner Nation, den man ihm zuzugeben gedacht / annehmen/ und keinen andern/ als einen Barbier / ihn zu puzen und Ader zu lassen/ haben wollen / wie er denn das  
Ver-

Vertrauen hätte / daß ich mich nicht  
entschlagen würde / diese Mühe wegen  
er Krancken über mich zu nehmen.  
Dieser Vortrag war viel zu vortrág-  
lich vor mich / daß ich ihn hätte aus-  
schlagen sollen / nahm es also mit gros-  
sen Danck an / usñ wurde von nun an als  
bestallter Medicus vor den General  
und das Schiff-Volck respectivet.  
Der Wind war uns sehr günstig bis  
unter die Linie / daselbst wir etliche Ta-  
ge durch Windstille aufgehalten wur-  
den; aber da der Wind wieder günstig  
wehete / setzten wir unsern Strich bis  
untern 13. Grad Sud-werts fort.  
Alldem wurde der Wind unbestän-  
dig; weil er aber eben nicht zu hefftig  
war / so geschah es doch / daß wir im-  
mer fortseezeln konten. Wir fuhren  
Ost-werts gar weit von der Insul  
Dauphine vorbeÿ / und zu Ende des  
Martii gelangen wir in das Vorge-  
büc.

bürge der guten Hoffnung/ allwo un-  
 sere Piloten anfahren wolten/ sich de-  
 Landes zu erkundigen / damit sie in  
 künfftige daselbst sich desto genaue-  
 nach selbigen richten möchten. Der  
 Wind / welcher Ostlich/ und folglich  
 recht in den Seegeln war / wurde in  
 der Marter-Woche/ und absonderlich  
 an der Ascher-Mittwoche so starck/das  
 wir auch aus der Messe gehen / und  
 die Seegel unverzüglich einnehmen  
 mussten/ und kunte wegen des hefti-  
 gen Windes keine andere Seegel / als  
 das Mittel-Seegel/ brauchen. Das  
 Schiff wurde zwar sehr hin und wie-  
 der geworffen / iedoch kamen wir im-  
 mer weiter / und weil wir weit genug  
 vom Lande/hatten wir nichts zu fürch-  
 ten; aber Frentags lieff der Wind der-  
 gestalt und mit solcher Heftigkeit auß  
 Westen umb / das wir fast zweiffeln  
 wolten / ob es unser Schiff ausstehen  
 wür-



ürde; mußten also einen andern  
Strich nehmen / und dem Winde  
nachgehen; Und ob wir wohl ein gu-  
tes Schiff hatten/so wurde es doch leck/  
und trat so viel Wasser hinein/ daß  
daraum zweien Pumpen gnug waren/sol-  
ches auszuschöpfen. Die Geschickte-  
nen und Beherztesten waren darüber  
sehr erschrocken. Als aber diese Furcht  
4. Stunden gewähret / wendete sich  
der Wind ganz gemächlich wieder  
aus Osten / und wir wendeten unser  
Schiff wieder nach dem Lande / wel-  
ches wir den heiligen Abend vor Os-  
tern früh um 9. Uhr / und zwar nahe  
an den Cap. des eqvilles ins Gesicht  
bekamen. Es wolten unsere Offici-  
rer daselbst nicht anlanden/weil wir  
nichts nöthig hatten. Inzwischen mu-  
ßten wir doch bis den Tag nach den  
Feyertagen daselbst stille liegen blei-  
ben/ da durch einen Nord-Ost-Wind

wir das Vorgebürge der guten Hoffnung/ohne solches zu sehen/vorbey segelten / weil wir uns auff das hohe Meer/ umb die Wind-Stillen zu vermeiden / begeben hatten. Umb diese Gegend traffen wir die Trümmer von einem / allem Ansehen nach bey vorigem Sturm gescheiterten Schiffe an/ und gegen die Nacht wurden wir ein Schiff / so seinen Strich gerade dem unsrigen entgegen hielte / gewahr. Weil es nun zur See gefährlich/ etwas auffer Acht zu lassen / so liessen unsere Officirer das Gewehr zurecht machen; aber es war bey anbrechendem Tage so weit von uns / daß unsere Vorsorge vergebens war.

Von dem Monat Aprilis an fieng der Scorbut an unser Schiff = Volk anzufallen / und so sehr / als man sich ließe angelegen seyn / selbigem / daß er nicht weiter einreißen solte / vorzukommen/

en/so gienge doch selten ein Tag vor-  
ey/das man nicht ein und andere Lei-  
de in die See warff. Zu dieser Unge-  
genheit kam nun auch die Windstil-  
/ welche/als wir sie überstanden/uns  
in günstiger Wind gegen Brasilien  
utrieb / und entdeckten wir den 19.  
Maji früh Morgens dieses Land umb  
ie Gegend den Baye de todos los  
Sanctos. Die Fischer / als sie uns ge-  
wahr wurden / kamen Vormittags an  
den Port / und wir fasten den Ent-  
schluß / noch selbigen Tag / durch An-  
führung dieser Leute / uns in den Has-  
fen zu begeben. Wir hätten aber bald  
an einer Sandbanck Unglück gehabt/  
auf welcher wir aber zu gutem Glücke  
nur ein wenig zu sitzen kamen. Eini-  
ge Jahre zuvor hatte an eben diesem  
Orthe so ein groß Schiff/als das Unse-  
rige / Schiffbruch gelitten / und war  
von tausend Personen / so darauff wa-  
ren!

ren/ nur wenige mit dem Leben davon  
kommen. Weil es heller Tag/ gut  
Wetter/ und wir fleißig arbeiteten/  
und vor allen Dingen die Göttliche  
Güte so groß war/ wurde es vor dieses  
mahl verhindert/ daß wir nicht zu  
Grunde giengen. Wir entferneten  
uns also wieder von der Sandbank/  
und nachdem wir die Nacht über vor  
Ancker geblieben/ fuhren wir den 20.  
Maji in Hafen ein/ und wurffen vor  
der Stadt/ die den Nahmen von die-  
ser Baye führet/ die Ancker ein/ nach-  
dem wir von Goa biß hieher 25. Per-  
sonen eingebüßet/ und waren derer  
noch biß die 300. so hefftig darnieder  
lagen/ daß/wenn wir noch ein wenig  
länger auff der See bleiben müssen/  
sie unfehlbar auch hingestorben  
wären.

## Das 24. Capitel.

Meine Ankunfft in Brasilien/ und  
dessen Beschreibung.

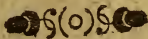
**W**ährend der Zeit/ als ich mich in Bra-  
silien aufgehalten/ möchte ich mit  
einem Kauffmann/ der zwar ein Spa-  
nier/ aber sich lange Zeit in dieser Ge-  
gend aufgehalten/ gute Freundschaft/  
der mir auch gute Bekandschaft zuwe-  
ge brachte/ und im übrigen treffliche  
Dienste that. Ob schon ihrer gar viel  
von Brasilien geschrieben/ so will ich  
doch nicht unterlassen/ dasjenige/ so  
ich angemercket/ kürzlich zu melden.  
Brasilien ist die Westliche Seite von  
America, allwo die Portugiesen/ so  
selbige gänglich entdeckt/ unterschied-  
liche Städte erbauet/ welche sie anigo/  
nachdem sie sich lange Zeit wider die  
Holländer tapffer gewehret/ in Frie-  
den besitzen. Es ist ein sehr lustig Land/

hat gute und temperirte Luft/ weil der öftere Regen die Sonnen-Hitze daselbst ziemlich mäßiget. Es giebt daselbst viel Früchte/welche auf dem Lande ungebauet auffwachsen/ nemlich Citronen, Limonen, Pomerangen/ Ananas, Bananas, Goujaves; vide Francisci Ost-und West-Indischen Lust-Garten / p. m. 667. Und mehr andere. Man findet auch Weintrauben daselbst/ aber nicht so viel / als in Europa.

Das Zucker-Rohr wächst daselbst in solcher Menge / daß die Einwohner sich einen grossen Vortheil mit machen solten/ wenn sie nur solchen zu vertreiben wüsten. Und daher hat man auch den vortreflichen Tabac, welcher der Beste von allen ist/ er mag hergebracht werden / wo er will / und sind auch die Wasser-Melonen oder Poteqvas in Brasilien überaus gut: Zwiebeln und Knob-

Knoblauch will da nicht wachsen / und  
 ist vergebens / solche zu säen; Wer der-  
 gleichen haben will / muß sich aus Por-  
 tugall bringen lassen.

Es giebt in Brasilien viel Cocos-  
 Nüsse / so aber nicht so groß / als in Ost-  
 Indien / daraus man Büchsen und Ta-  
 bac-Dosen machen kan / weil sie sehr  
 dicke / und sind deren etliche so klein / daß  
 man aus jeder Knöpffe zu den Pater-  
 nostern davon machen kan. Von  
 denen Cocos-Bäumen nimmt man  
 kein Tary, umb Zucker oder Brande-  
 wein daraus zu machen / wie in Ost-  
 Indien / weil das eine von dem Zucker-  
 Rohr gnugsam zu haben / und man den  
 besten Brandewein von Lisabon  
 dahin bringet.



## Das 25. Capitel.

## Mehrere Nachricht von Brasilien.

**U**ber dasjenige Holz / so den Nahmen von dieser Landschaft führet / sind noch andere ungemeyne Bäume daselbst zu sehen / unter welchen auch diese / aus welchen der Balsam tringet / so man Balsamum de Peru nennet. Man machet daraus Schmuck-Kästgen vor das Frauen-Zimmer / davon alles / was man hinein leget / einen guten Geruch an sich nimmt. In dem Südlichen Theil dieser Küste kan man zwar Getreide einernden / aber an der Baye de todos los Sanctos, wie auch an andern Orten mehr / ist Mangel daran. Man giebt davon zweyerley Ursachen vor / die eine / daß das Land darzu nicht geschickt sey / die andere / welche besser zu seyn scheint / weil es da so eine grosse Menge Ormeisen giebt / welche die



die gesäeten Körner wegfressen / ehe sie auffgehen. Ob man auch gleich überall Reiß und Hirsen säet / so ist doch Mandioc oder das Meel davon die gemeinste Speise bey den Brasilianern. Die Franzosen heissen es Cassare, und die Portugiesen heissen es Farina de Pao.

Die Wurzel von der Mandioca wird fortgebauet / wie die Batatas, indem man sie in Stücken schneidet / und solche in die Erde gräbt / da sie denn sehr in die Dicke wächst; an der Farbe ist sie weiß / wenn man sie geneust / ehe sie zubereitet wird / kan sie einen in Lebens-Gefahr bringen; Man benüht ihr aber ihre schädliche Eigenschaft / wenn man sie ins Wasser legt / und so lange drinne liegen lässet / biß sie ganz weich wird / sie wieder heraus nimmt / und wieder trucknet / nochmahls einweichet / und sie wieder auftrucknet / dieses so öfft / biß das Böse alles davon ist / wie

wiederholet. Und wenn es also zuge-  
richtet/ stößet man es zu Mehl/so grob  
als Schieß-Pulver. Es ist aber stets  
schwer und ungeschmack/ und machet  
die/ so es nicht gewohnet/ hartleibig.  
Es werden aus selbigem kleine Ku-  
chen/so man Bejous nennet/gebacken/  
sie sind was bessern Geschmacks/ aber  
sie sind nicht von besserer Eigenschafft.  
Weil man auf diese Cüste viel Getrey-  
de von Rio de Saneiro, und mehr  
aus Portugall dahin bringet/ ist am  
Brode daselbst kein Mangel/ nur daß  
es etwas theuer ist. Man hat daselbst  
Oele/ Wein/ Leinwand/ Zeuge und  
andere zum Lebens-Unterhalt nöthige  
Dinge in grossem Überfluß. Fleisch/  
Wildpreth und Fische/ sind gar gemei-  
ne/ und kan man Früchte und einge-  
machte Sachen gar in einem geringen  
Preisse haben.

Inzwischen findet sich in dieser  
Land:

Landschafft auch ein und andere Unge-  
legenheit. Es giebt daselbst gewisse  
kleine Würme/ von welchen ich in der  
Beschreibung der Kranckheiten/ so  
auff diese Relation folget/ Meldung  
thun will. Ingleichen mancherley  
Arth Meisen/ die/ so roth/ und von  
mittelmäßiger Grösse/ sind überall  
ausgebreitet/ und liegen auf den Fel-  
dern solche Hauffen/ daß man sie von  
weiten vor kleine Dörffer ansehen solte.  
So sind auch die Städte davon nicht  
befreyet/ wie denn diese Thiere den  
Ratten und Schlangen grossen  
Dampff anthun/ welche/ ob sie gleich  
größer/ dennoch vor der grossen Men-  
ge unterliegen müssen.

## Das 26. Capitel.

Von denen Einwohnern in Bra-  
silien.

**D**Amit ich keine verdrießliche  
Weitläufftigkeit mache/ will ich  
mit

mit wenig Worten melden / daß die eingebornen Brasilianer annoch Gößen-Diener / und viel Zauberer / oder doch solche unter ihnen sind / welche davor angesehen werden. Sie sind aber gläubisch / haben keine Kirche noch besondere Fest-Tage / und beten den Teuffel an. Sie tragen lange Haare / ihre Haut ist bräunlich / gehen nackt / sind kühn / hurtig / und dererjenigen / so ihnen etwas zuwider gethan / unverföhnliche Feinde. Ihre Waffen sind Pfeile / welche an statt des Eisen vergiftete Hächgen haben / und da ja eine und andere sich des Eisens bedienen / so ist es doch nur geschehen / seith dem sie mit denen Europäern zu thun gehabt. Sie wissen mit dem Ackerbau wohl umzugehen / und bestehen ihre meiste Verrichtungen in Jaggen und Fischen. Sie essen allerley Fleisch-Werck / können grossen Hunger

er ausstehen/und halten nicht viel auf  
Vorrath. Sie sind kriegerischer Art/  
wie sie denn stets Kriege mit einander  
führen. Wenn sie Gefangene von  
ihren Feinden bekommen/so müssen sie  
solche/schlagen solche öffentlich darnie-  
der/ und fressen sie mit unerhörter  
Grausamkeit auf. Ihre Tode be-  
graben sie nicht/ sondern haben eine  
Gewohnheit/das sie solche verzehren/  
auch noch ehe sie die Seele ausgebla-  
sen. Die Krancken schlagen sie tod/  
ehe sie mager werden/ und damit ja  
nichts umkomme/so trucken sie die Ge-  
beine auf/ und kochen ein Brey da-  
raus/und essen solchen. Als wir sag-  
ten/wie sie so grausam seyn könnten/ga-  
ben sie uns zur Antwort/wie wir gott-  
lose Leute wären/ das wir unsere  
Freunde durch die Würme in der Er-  
de verzehren ließen/ da wir ihnen un-  
sern Leib zur Begräbnis geben kön-  
ten. Die

Die Portugiesen in Brasilien leben wie an andern Orten/da sie sich nicht dergelassen; Sie haben Schanzen und Bestungen angelegt/ bekriegen die / so ihnen nicht unterthänig seyn wollen / und haben sich dergestalt feste gesetzt / daß sie sich weder vor denen Brasilianern noch Europæern , so sie beunruhigen möchten / viel zu fürchten haben. Gleichwie die wilden Brasilianer die Portugiesen/ wenn sie ihnen durchs Kriegs-Gluck in die Hände kommen / oder sonst er-tappet werden / wenig zu schonen pflegen / so verfahren diese ebenfalls gar scharff wider sie / wenn sie solche in ihre Hände bekommen / und lassen sie anstatt eines Todes wohl einen tausendfachen Tod in der Slaverey leiden. Welchen sie aber / entweder wenn sie sich den Überwindern freywillig unterwerffen / oder wenn sie / im Fall sie zu schwach / in ein ander Land fliehen / ent-

ntgehen können. Die Portugiesen/  
als welche sich angelegen seyn lassen/  
immer mehr und mehr Land sich un-  
terwürffig zu machen / pflegen stets  
Völkern wider diese Barbaren auszu-  
schicken / und befestigen die Dörfer / de-  
ren sie sich bemächtiget / mit allem  
Fleiß. Als ich daselbst war / wurde ge-  
saget / daß sie schon in die achtzig Meil-  
weges weit vom Meer an / ins Land  
kommen wären. Sie tragen grosse  
Sorge / die Brasilianer, so unter ih-  
nen leben / sie mögen frey oder Scla-  
ven seyn / in dem Christenthum zu un-  
terweisen. Ja etliche haben gar Wei-  
ber von diesem Barbarischen Geblüte  
genommen / welche / ob sie gleich gar  
weiß von Farben / und von guter Ge-  
stalt sind / dennoch immer was wildes  
an sich spühren lassen / daß man sie vor  
den andern erkennen kan. Die gros-  
se Menge Slaven so die Portugiesen  
in

in diesem Lande haben/ und die grausame Art/ damit sie selbigen begegnen/ indem sie ihnen die Nothdurfft nicht reichen/ und sie um einen geringen Fehler auf das härteste züchtigen/ ist Ursache/ daß es manchemahl so wohl in Städten als auff dem Lande wunderliche Handel setzet. Der meiste Theil dieser Gefangenen sind die Schwarzen/ welche man von Angola und von Guinea, umb in den Zucker und Tobac zu arbeiten/ dahin bringet. Man verkaufft sie auff dem Marckte/ wie das unvernünfftige Vieh/ und die so grosse Länderen haben/ kauffen ihrer viel hundert/ welche durch gewisse Vorsteher regieret werden/ die viel schärffer als die Herren selber sind/ und andere/ die keine Güter zu bestellen haben/ lassen ihre Slaven frey/ zu arbeiten wo sie wollen/ doch müssen sie alle Monat/ oder auch alle Wochen/ ein gewisses Geld geben. Das



Das üble Tractament, damit ihnen eines Theils begegnet/und die Taxe andern Theils auffgeleget wird / und sie nicht allezeit auffzubringen vermögen / zwinget sie nicht selten/das Land zu durchstreichen/ auch zu rauben und zu stehlen / was ihnen vorkommt/ umb sich wegen der gethanen Plage zu rächen.

Ist es nun auff dem Lande unsicher / so ist es nicht weniger in der Stadt/zur Nacht-Zeit auszugehen/und so sehr/als man sich angelegen seyn läffet / diejenigen/ so man ertappet/ auff das härteste zu bestraffen / so unterlassen die andern doch nicht/in ihrem Rauben und Stehlen fortzufahren.



Das

## Das 27. Capitel.

Von der Stadt und dem Hafen  
an der Baye de todos los San-  
ctos.

Die Bay de todos los Sanctos, liegt unter dem 15. Grad der Linie. Der Hafen / welcher der Stadt den Nahmen giebt / ist einer der größten und bequemsten auff dem ganzen Ocean, an der einen Seite hat es wohl bey der Einfarth einige Sandbäncke / aber man kan sie / wenn man bey Annäherung Piloten aus dem Lande nimmt / umbfahren. Die Einfarth und Tiefe desselben sind fast Ost- und Westlich / und darf man sich nur ein wenig Nordlich wenden / wenn man vor der Stadt den Ancker werffen will ; und wenn man einmahl vor die beyden Spizen vorbehey / so hat man keine Gefahr mehr.

Man

Man kan überall die Ancker sincken lassen / und die Baye oder der Meerbusen ist so groß / daß viel tausend Schiffe darinnen Raum haben können. Das Land herum ist überall erhöhet / und auffen gar viel kleine Flüsse hinein. Vom Junio bis auf den September ist man in dieser Baye sehr mit dem Wallfisch-Fang beschäfftiget. Es wird wenigen unbekant seyn / wie man diesen grossen Fisch mit einem kleinen Wurff-Pfeil oder Harpun / so an eine starcke Leine fest gemachet / fänget; Die Fischer fahren auff ihren Schiffen herum / und nehmen in acht / wo sich einer blicken lässet. Wenn er nun verwundet ist / so gehet er durch. So lange nun als er lebet / lässet man die Leine nach / wenn er sich aber verblutet / so stirbt er / alsdenn macht man sich an ihn / und ziehet ihn bey hoher Fluth ans Land / um ihn zu zerstückten. Der Thran / so von  
die

diesem Fisch genommen / wird in ganz  
 Brasilien gebrennet / die Schwarze  
 und armen Leute essen von seinem Flei-  
 sche / doch werden wohlhabende Leute  
 selten davon speisen.

Wenn man zwey Meilen in diesem  
 Hafen weiter hinein gelanget / kommt  
 man in die Stadt / so eben diesen Nah-  
 men führet. Die Stadt lieget bey  
 Einfahren zur rechten Hand. Ist auff  
 einem hohen Gebürge erbauet / und  
 nimmt so wohl dessen Höhe / als den  
 untersten Theil ein / daher die meisten  
 Gassen abhängig. Sie ist unter den  
 Städten / so die Portugiesen in Bra-  
 lien haben / die grössste / und residiret  
 der Gouverneur von dieser Küste da-  
 rinnen.

Ob gleich dieser über die andern kei-  
 ne Boßmäßigkeit hat / so gehet er doch  
 den andern allen vor / und man wolte /  
 als ich mich daselbst aufhielte / gar da-  
 voll

on sagen / wie man einen Vice-Roy  
abhin senden würde. Man war auch  
ines Bischoffs gewärtig / der den  
Stuhl / der so lange leer gestanden / be-  
leiden. sollte; Und hielte auch davor /  
daß / da die Stadthalterschafft in ein  
Vice-Royschafft solte verwandelt  
werden / auch die Kirche zu einer Ca-  
thedral-Kirche werden dürffte. Es  
ist alda ein Parlament, dessen Ge-  
richtsbarkeit sich über die ganze Küste  
erstrecket / iedoch ist derer Gewalt nicht  
gar unbeschräncket / sondern die Pein-  
lichen Sachen / wie nicht weniger die  
so über 1000. Pfund kommen / sind al-  
le dem zu Lissabon vorbehalten. Die-  
se Stadt ist groß und Volckreich / die  
Kirchen prächtig / des Gouverneurs  
Pallast / so auf dem höchsten Orte ste-  
het / ist herrlich / daselbst versamlet sich  
auch das Parlament. Es sind daselbst  
wohlgebaute Häuser / und die Handel-  
S schaffs

schafft ziehet viel Nationes dahin/  
auch sind da allerhand Wahren anzutreffen.

### Das 28. Capitel.

#### Von den Landes Sitten.

**D**ie Ruchlosigkeit durch ganz  
Brasilien so groß / als sie um die  
Gegend der Baye de todos los san-  
tos sey / ist mir unbekant. Denn da-  
selbst auch die Weiber / die man auff ei-  
nige Weise vor tugendhaft halten  
möchte / sich kein Gewissen machen / ih-  
re Slaven auszupugen / damit sie ihre  
schändliche Lust mit desto größerer  
Kostbarkeit / mit ihnen Büssen möch-  
ten. Und kan man von dieser Arth  
sagen / daß die Laster allda die Ober-  
Hand im höchsten Grad haben.

Alle Frembden sind da überaus an-  
genehm / und absonderlich die Fran-  
zosen / doch macht sie die Eysersucht /  
darzu

Darzu sie nicht selten Anlaß geben / gar  
offte verhasst / und stürzt sie in erschreck-  
liche Ungelegenheiten / wie aus folgen-  
dem Exempel abzunehmen: Ein jun-  
ger Frangose / welcher in Brasilien  
seine Medicin abwartete / wurde zu  
einer Dame beruffen / ihre francke  
Tochter zu curiren; Weil diese nur  
jung / schön und reich war / liese der  
Medicus es an seinem Fleisse nicht  
fehlen / sie bald zu voriger Gesundheit  
zu bringen; Er war so glücklich / daß  
er seiner Patientin und ihrer Mutter  
wohl anstunde / also / daß man bey wie-  
der-erlangter Gesundheit ihm diesel-  
be zur Heyrath antruge / welche also oh-  
ne viel Wesens vollzogen wurde. Die-  
ses jungen Menschen Glücke nun-  
machte ihm viel Feinde / wel-  
che einen Edelmann / der dessen  
Frauen älteste Schwester zur Ehe hat-  
te / aufhegeten / daß er ihn solte lassen  
S 2 me-

niedermachen/ indem sie ihm vorstellten/ wie es eine Schande wäre/ einem jungen Barbier / der sich vor einem Medicum ausgäbe/ und wohl ein Käzer seyn könnte/ in seiner Familie zu dulden. Dieser Mann/der vielleicht mehr Geld als Verstand habē mochte / gab dieser Meinung Beyfall/ beklagte sich erstlich über den Schimpff / so ihm durch eine solche verächtliche Heyrath zugezogen worden/ und unterliesse nicht/ dergleichen Meinung auch denen andern Anverwandten bezubringen. Als er sie aber hierunter viel gemäßigter fand/ kam er mit vielen seinen guten Freunden in die Stadt/ überfiel bey Nacht seiner Schwägerin Hauß/ und stieß daselbst einen jungen Menschen übern Hauften/ den sie/ der Leibes-Gestalt nach/ vor den/ so sie suchten/ hielten / der sich aber bey dem ersten Tumult versteckt hatte.

Gieng



Gieng also nach so schöner vollbrachter  
That wieder seines Weges. Auf der  
Weiber ihr Geschrey lieff das Volck  
zu/ und kam dieses vor den Criminal-  
Richter / welcher dem Frangosen eine  
Wache zuschickte/ damit er nicht noch  
einmahl angesprenget werden möchte/  
welches denn/ weil der Edelmann er-  
fahren/ daß der Entleibte nicht sein  
Schwager wäre/ indem wieder gesche-  
hen sollte. Solchen verdrießlich-  
chen Händeln nun zu entgehen/ so war  
dieser Frangose genöthiget / sich aus  
Brasilien weg zubegeben. Also mach-  
te er sich nach Lissabon, nachdem man  
ihn / bis daß er zu Schiffe gegangen/  
sorgfältig in acht nehmen und verwah-  
ren müssen. Als ich nach diesem nach  
Lissabon komen war/ ist mir gesaget  
worden/ wie er bey dem König um ei-  
nen Befehl angehalten / daß er seine  
Frau und Vermögen/ so er in Brafi-

lien gehabt/heraus kommen lassen möchte.

Das 29. Capitel.

Die Abreise aus Brasilien.

**S**ie grosse Flotte/ so alle Jahr von Lissabon in alle Städte Brasiliens geschickt wird / langete im Monat Junio an. Der General begab sich nach Rio de Janeiro, umb die Schiffe/so dahin gesendet waren / zu begleiten / und inzwischen machten wir uns fertig / so bald er wieder zuruck käme/ mit fortzureisen / welches aber nicht ehe als im Monat Augusto geschehe. Da wir nun befrachtet und seegelfertig waren/lichteten wir/so bald als die letzt angekommenen Schiffe ihre Erfrischung eingenommen/ die Ancker/und giengen früh den 3. Sept. an der Zahl dreißig Seegel aus der Baye des todos los Santos ; Davon zwey und zwan-

zwanzig Schiffe nach Lissabon und  
vor die Stadt Porto gehöreten.  
Stracks am ersten Tage waren uns die  
Winde niedrig/und dieses währete fast  
inen ganzen Monat/also/das wir vor  
dem Vorgebürge S. Augustin nicht  
her vorbey kuntten / als zu Ende des  
Septembris. Die Schiffe/so nach  
Porto destiniret/sonderten sich / weil  
sie besser besegelt/von uns ab / in der  
Hoffnung/eher nach Portugall zu kom-  
men / aber diese Absonderung kam sie  
theuer an zu stehen: Denn die Corsai-  
ren von Aligier nahmen ihre Zween  
davon / wie wir bey unserer Ankunft  
zu Lissabon erfuhren: Auff der Hö-  
he des Vorgebürges de S. Augustin  
lieff der Wind umb / und wurde uns  
günstig/ bis an das Capo Verde, wel-  
ches gleich da geschah/da wir im Vor-  
bey-Seegeln die Insul Fernand de  
Norogno genant/sehen kuntten/sonst

hätten die/ so Mangel an Wasser litten / daselbst gelandet / umb sich damit zu versehen. Es haben aber etliche reisende Hunde darauff gelassen/welche sich dergestalt vermehret / daß vor sie niemand mehr auf diese Insul kommen darff. Ungefehr vom 10. Grad der Linie/ änderte sich der Wind abermahls/ und war uns die ganze Reise über zuwider / weil er aber nicht allzustarck/ kamen wir doch alle Tage etwas weiter/ biß unter den 36. Grad, da uns ein grausamer Sturm gewaltig zusetzte / in welchem unterschiedene von unsern Schiffen Mast/Seegel-Stange und Seegel einbüßeten.

Endlich / nachdem wir viel ausgestanden/entdeckten wir die denen Portugiesen zuständige Insul Tercera, allwo ihr König eine lange Zeit verwahrlich gehalten worden / und man ihn noch nicht würde heraus genömen haben

haben/wenn man sich nicht befürchtet /  
daß ihn jemand daraus entführen  
möchte. Es war der 21. Novem-  
bris, als uns dieses Land zu Gesichte  
kam/und wenn das Wetter nicht so gar  
türmisch gewesen / hätten wir daselbst  
einige Erfrischungen eingenommen/  
weil es aber daselbst keinen Hafen/auch  
keine sichere Rhede hat / giengen wir  
weiter/ und bekamen die Insul S. Mi-  
chael ins Gesichte / dieß seegelten wir  
gang langsam und gemächlich vor-  
bey.

Des andern Tages schickten alle  
Schiffe ihre Chalouppen an das  
Land/einige Erfrischungen zu holen /  
ohne daß wir die Ancker sincken ließen/  
damit wir desto seegelfertiger seyn  
möchten / wenn sich etwa ein Sturm  
erhöbe / welcher in dieser Jahres-Zeit  
nichts ungewöhnliches.

Die Insul S. Michael Tercera,

S 5

und

und anliegende/gehören denen Portu-  
giesen/ und wird viel Getreyde darauf  
gebauet/davon der meiste Theil nach  
Portugall gebracht wird.

Als nun den 24. gegen Abend un-  
sere Chalouppen wieder ankamen/  
verfolgten wir unsere Reise mit einem  
Nordwest-Wind/ der aber nicht lange  
dauerte/ sondern geschwind / erstlich  
Südlieh / und hernach Westlich umb-  
lieff / und zwar mit solcher Heftigkeit/  
daß ich mein Lebe-Zag keinen solchen  
erschrecklichen Sturm gesehen/er wäh-  
rete ganzer 10. Tage mit einer unbe-  
greiflichen Heftigkeit. Unser Schiff  
gieng von einander/und wurde überak-  
lect/ und schiene/ als wenn uns alles zu  
unsern Untergang befördern wol-  
te.

Und so sehr als wir uns angelegen  
seyn ließen / bey Tage mit Schiessen/  
und des Nachts mit Feuer unsere Noth

zu verstehen zu geben / so blieb es doch  
einmahl wie das andere finster/und der  
Sturm zerstreute alle Schiffe von  
uns/das wir ganz alleine blieben.

Nachdem wir alle unsere Seegel  
biß auff das Mittel-Seegel verlohren.  
Alles Schiff-Volck that der heiligen  
Mutter Gottes Gelübde / deren  
Schutz wir auch bey dieser Gelegen-  
heit Augenscheinlich spüreten. Des  
Tages über schiene uns alles noch in et-  
was erträglich zu seyn/aber des Nachts  
wurde unsere Angst verdoppelt / und  
wir mußten alle Augenblick eines grau-  
samen Todes gewärtig seyn.

Ein neuer Zufall benahm uns vol-  
lends alle Hoffnung/ und machte auch  
die allerbeherztesten furchtsam. Wir  
hatten einige Mast und Seegelstangen  
in Vorrath/ solche/ im Fall wir ihree  
nöthig hätten/ zu gebrauchen / mitten  
auf den Überleff feste angebunden/

welche/so lange wir zur See gewesen/  
weder gewancket noch gewichen wa-  
ren. Unsere zween Chalouppen  
hatten wir drauff/ eine in die andere  
gesezet/ und die kleine voller Perckel  
gethan/welche wir aus Brasilien mit  
genommen/ um solche in Portugall/  
weil sie von einer ungemeynen Grösse/  
zu verschencken. Weil aber die Be-  
wegung des Schiffes gar hefftig/ und  
darzu viel Tage gewähret/ rissen end-  
lich die Stricke/womit sie angebunden/  
und da schlug alles hin und her/ nach-  
dem das Schiff auf diese oder jene Sei-  
te geworffen wurde/ also/ daß auff dem  
ersten Stoß/den diese Mast-Stangen  
und Schiff-Gefässe an die Schiffes-  
Wand thaten/wir meinten/das Schiff  
gienge in Stücken. Alsdenn schickt  
ein ieder sein Gebeth gen Himmel/und  
weil es auf unserm Schiff Leute von  
allerhand Nationen gab/und ein ieder  
des



des Himmels Beystand in seiner Sprache anrieffe/ war ein wunderlich Beschrey untereinander/ welches also unsere Angst/ und Schrecken umb ein grosses vermehrete. Endlich wurde/ als es tagete/ alles wieder feste gemacht/ welches man bey Nachtzeit sich nicht unterfangen wollen/ aus Furcht/ todt geqvetschet zu werden/ wie es denen Jerckeln geschehen war, Zulest klärete sich durch die Gnade Gottes das Wetter auf/ die Sonne kam hervor/ die Winde legten sich/ und die Gefahr hatte ein Ende.

## Das 30. Capitel.

Fortsetzung unserer Reise/ und die Anfunfft zu Lissabon.

**N**achdem wir die durch den Sturm veruhrsachete Unordnung wieder zurecht gebracht/ so nahmen wir unterschiedliche Striche vor uns/ umb unse-

re andere Schiffe aufzusuchen. Es war alle Mühe vergebens/ und wendeten also unser Schiff nach dem Lande/ inden Hafen vor Lissabon einzulauffen.

Denn 21. Decembr. Abends wurde unsere Schildwache ein groß Schiff gewahr / welches auff uns zusegelte. Wir besorgten/ daß es ein Algierischer See-Räuber wäre/ daher o unsere Officirer zur Gegenwehr / wenn man uns etwan angreifen wolte / alle Anstalt machten.

Die einbrechende Nacht war Ursache / daß wir nicht erkennen konten/ was es vor ein Schiff seyn möchte; und weil es die ganze Nacht licht in der Laterne hatte/ thaten wir dergleichen/ um sehen zu lassen/ daß wir uns nicht fürchteten/ behielten es also im Gesichte/ bis den andern Tag/ und weil ein ieder an seinem Orte sich bemühetete/ an den andern

bern zu kommen/ wurden wir bald in-  
ne/ daß es eines von unsern Schiffen  
wäre. Seegelten also den ganzen  
Tag vollends mit einander in Gesell-  
schafft fort. Des andern Tages/ als  
den 13. dieses Monats / bekamen wir  
das Land Portugal ins Gesicht / und  
gegen Abend kamen wir auff die Rhe-  
te vor Lissabon / kunte aber wegen  
wiedrigen Windes nicht einlauffen/  
kreuzeten also davor/ und wurffen kei-  
ne Ancker. Der Rest von der Flotte  
kam den 14. dieses/ auffer zween Schif-  
fe so etliche Tage hernach anlangten/  
auch zu uns/ und den 15. frühe lieffen  
wir glücklich in den Hafen ein/ darüber  
denn unsere Freude mehr zu bedencken  
als auszusprechen war.

Wir lieffen unsere Ancker vor des  
Regenten Pallast sincken / da inzwi-  
schen der ganze Strand mit Volck an-  
gefüllet war/ welches unsere Ankunfft  
mit

mit einem Freuden-Geschrey bewill-  
kommete.

Das 31. Capitel.

Von dem Hafen zu Lissabon.

Ich hielt mich ganzer 6. Monat in  
Lissabon auf / damit ich die Vor-  
trefflichkeit dieser Stadt recht betrach-  
ten möchte. Ich hatte die Ehre/Msr. Fa-  
bre, der Königin vornehmste Leib-Me-  
dicum, zu sprechen/ der bey der Prin-  
cessin und allen Grossen im Reiche in  
guten Ansehen. Er war so gütig/ daß  
er mir seyn Haus anbote / und ich ha-  
be Zeit-während der meines Dableibens  
so viel Ehre und Gutthat bey ihm ge-  
nossen/daß ich meine Danckbarkeit mit  
nichts bessers an Tag legen kan / als  
wenn ich sage/ daß ich darzu gang un-  
vermögend sey. Ungeachtet alle Ta-  
ge Franckosen nach Lissabon, reisen /  
und die/so dahin nicht kommen/ desoch

von einem und andern genaue Nachricht aus unzählich viel Büchern haben können. So wird man mir es doch nicht vor übel halten / daß ich auch hier etwas / weil es die Gelegenheit giebt / mit anführe.

Der Tagus, den die Portugiesen Tejo nennen / ist wegen seiner Größe / und des Goldes / so in dessen Sande gefunden wird / sehr berühmt / er durchströmt viele schöne Länder / gehet bey der Stadt Lissabon vorbey / und macht daselbst den schönsten und besten Hafen von der Welt.

Er liegt zwischen dem 39. und 40. Grad Nord-werts / man wird solchen bey weiten an einem Gebürge / welches laRoqua geneset wird / gewahr. Wenn man die vorliegende Gebürge vorbey geseget / hat man sich vor die Sand-Bäncke in acht zu nehmen / welche Sud-werts liegen. Ehemal zur Stadt

Stadt gelanget / trifft man die Be-  
 stung Cascais oder Cascalis an. Die-  
 ser Orth lieget 5. Meilen von Lissa-  
 bon, ist wohl besetzt / und hat einen  
 schönen Hafen / darinnen grosse Schif-  
 fe einlauffen / aber wenn Wind aus  
 Westen oder Sud-westen kommt / da-  
 rinne nicht gar zu sicher seyn können.  
 Cascais ist ein Marggraffthum / da-  
 von einer der Vornehmsten im Reich  
 den Titul führet. Gleich vor diesem  
 Orthe liegen die Klippen / vor welche  
 gefährlich vorbei zu segeln ist / und ge-  
 schicht gar offte / daß Schiffe daselbst  
 verunglücken / wenn sie keine Piloten  
 dieser Orte nehmen.

Ein wenig weiter als 2. Meilen  
 von Cascais liegen wieder zwey Fe-  
 stungen / deren eine auff Pfälen mit-  
 ten in Fluß gebauet / und a torre de  
 Bougio genennet wird / die andere ist  
 das Fort S. Gian oder Julion.

Die-

Diese Plätze werden wohl verwahret/ und scharffe Wache darinnen gehalten/ zwischen welche alle Schiffe/ so nach Lissabon wollen/auff einen Canon-Schuß vorbey müssen.

Auff halben Wege von dar biß in die Stadt/ lieget der Thurm Belem oder Bethlehem, so in den Fluß / welcher daselbst gang schmal/ gebauet ist. Auff diesem Ort wird nicht weniger genaue Wacht gehalten/ und sind gewisse Aufseher darinnen / welche alle Schiffe/ so aus dem Hafen gehen, visitiren/ und nachsehen/ ob sie auch richtige Paß und Erlaubnis abzusegeln haben. Nahe bey diesem Thurm ist ein Flecken / vor welchem die Schiffe die Ancker fallen lassen / und ihre letzte Abfertigung erwarten. Dieser ist sehr Volkreich/ und kann man daselbst allerhand Erfrischungen haben. In diesem Flecken ist ein Bernhardiner-Kloster / welches

eines von denen raresten Sachen in diesem Königreich. Es ist dem neuen bohrnen Jesu gewidmet/und von diesem hat so wohl der Thurm/als der Flecken/seinen Nahmen. Er ist unter der Regierung des Königes Emanuelis erbauet/ zu der Zeit/ als Ost-Indien entdeckt worden. In der Kirche sind viel kostbare Begräbniße der vorigen Könige zu sehen.

Auff der andern Seite des Strohms Bethlehem gleich gegen über / ist ein grosses Haus / daselbst die Schiffe/ sehr verdächtig sind/ daß sie von einem Ort da eine ansteckende Seuche regieret / herkommen / Quarandaine halten müssen.

Zwischen Bethlehem und der Stadt stehen lauter schöne Häuser / welche die Einfarth in den Strohm sehr lustig und angenehm machen.



Das 32. Capitel.  
Von Lissabon.

Lissabon ist die Residenz der Könige von Portugall/ und eine von den schönsten und reichsten Städten in Europa/ darinnen man alle dasjenige anreißt/ was in den auswärtigen Ländern vor kostbar gehalten wird.

In ihren Mauern sind sieben Berge mit begriffen / auff welchen einenschon das Schloß gebauet ist. Es sind da schöne und mit reichen Einkommen versehenene Kirchen. Der Jacobiner Kirche ist wegen der Capelle in grossen Ansehen / da auff deren Altar ein Crucifix von erhabener Arbeit / über welches ein eisernes Gitter / in dessen offenen Wunden in der Seite allezeit das heilige Sacrament ausgesetzt stehet / und wird man stets sechs weisse Wachs-Kerzen und sieben Lampen darumb

rumb brennen sehen. Die Capell  
der Haupt-Kirchen / wo das heilige  
Sacrament hingesezet wird / ist von ü-  
ber aus herrlichen Pracht. In dem Clo-  
ster / so den Nahmen a Matre de De-  
os hat / ist ein Schweiß-Tuch unser  
HERRN JESU Christi / welche kostbare  
Reliquie, alle Char-Freytage Nach-  
mittages öffentlich gewiesen wörd.

Die Gassen in Lissabon sind sehr  
enge / außer die / so vor weniger Zeit ge-  
bauet worden / auff welchen man  
mit Wagen und Carossen fortkom-  
men kan / und sind vielleicht aus  
der Ursache die Geriffen am mei-  
sten im Gebrauch. Der König-  
liche Pallast ist an dem Ufer des  
Flusses / und gang nahe darbey der  
Pringen Wohnung / welches er noch  
nicht verlassen / weil er den Pallast  
nicht eher beziehen darff / er habe denn  
den Königlichen Titul sich angemasset /  
wel-

welchen sein Bruder noch hat / ober  
reich auff dem Schlosse Enithra / 4.  
der 5. Meilen von Lissabon, im Ge-  
winnnis gehalten wird. Vor dem  
dallast ist der Königliche Schloß-  
platz / so Tereiro de Paco genennet  
wird / auff welchem insgemein die  
Ring-Kennen und Stier-Gefechte  
gehalten werden.

Es sind in Lissabon noch viel an-  
dere grosse Plätze / schöne Häuser / und  
ehr viel Spring-Brunnen / welche so-  
wohl zur Zierde der Stadt / als Be-  
quemlichkeit der Inwohner / viel bey-  
tragen. Die Portugiesen meiden so  
ehr / als sie können / daß sie denen Fran-  
zesen in ihrer Kleidung nicht gleich  
kommen. Ihr Frauenzimmer ist  
rein und hübsch. Die vornehmen  
Damen gehen mit unbedeckten An-  
sicht / die andern aber unter einem  
Schleyer / welchen sie doch / wenn sie  
ih-

ihren Vortheil ersehen / schon aufzu-  
decken wissen.

Das letzte Capitel.

Von meiner Abreise aus Lissabon  
und Rückkehr in Frankreich.

**N**achdem ich alles Merckwürdige  
in Lissabon besehen / begab ich  
mich auff ein Schiff von Bayonne, so  
nach Frankreich wolte. Wir wurf-  
fen also den 22. Julii die Ancker vor  
dem Thurn Belem, um unsere Ab-  
schied vorzuweisen / und des andern  
Tages begaben wir uns auf das hohe  
Meer; Aber der Wind wurde uns die  
folgende Nacht zu niedrig und zu  
starck / so gar / daß unsere mittlere Mast  
spalteten / und wir also genöthiget wur-  
den / wieder umzukehren. Wir an-  
ckerten also wieder in dem kleinen Ha-  
fen Cascais, da ich / nebenst dem Herrn  
de Casso, von Bayonne bürtig / mit  
dem

dem ich gute Freundschaft gemachet/  
mich ans Land begab / allwo wir auch  
bis den 28. blieben / da wir wieder zu  
Schiffe gehē mussten / um auf das hohe  
Meer zu kommen. Der Wind war  
uns noch immer zuwider / also / daß wir  
uns weit von der Küste weg machen  
mussten. Wir seegelten also das Ca-  
po finis terræ vorbey / und fuhren  
immer an Spanien hin / bis auff den  
15. da wir das Land von Franckreich/  
und zugleich ein Schiff / so auf uns zu-  
seegelte / ins Gesicht bekamen. Weil  
wir nun nicht mehr als 25. Mann und  
6. Stücken Geschütz auf hatten / nah-  
men wir einen andern Strich vor uns /  
als wir aber vor dem wichen / sahen  
wir ein anders: Daher wir den vorigen  
vor uns nahmen / und dem Lande zu-  
giengen / mit dem Vorsatz / wenn wir  
zu sehr verfolget würden / zu stranden.  
Wir brachten also die Nacht in steter  
Furcht

Furcht zu/ bey anbrechenden Tage aber sahen wir nicht mehr als ein Schiff. Wir näherten nunmehr dem Vorgebürge von Bayonne, welches sonst sehr gefährlich/ iedoch kamen wir glücklich auff den Strom. Hatte ich also/ nach so vielfältiger Gefahr und Mühe/ welche bey dergleichen langwierigen Reisen niemahls aussen bleibet/ endlich das Glück/ den 16. Junii 1677. meinen Fuß wieder auff Franckösischen Boden zu setzen.



## Tractat

Von denen in deſ Orientaliſchen  
Ländern und unter Weges ſich er-  
eignenden Kranckheiten / und denen  
darzu dienlichen Arzney-Mit-  
teln.

## Das 1. Capitel.

## Von dem Erbrechen.

**W**as Erbrechen iſt die erſte Un-  
gelegenheit / ſo denen / ſo ſich auf  
die See und zu Schiffe bege-  
ben / anzukommen pflaget. Selbiges  
wird durch die Bewegung des Schiffs /  
und die ſalzigte Luſt auff der See / er-  
wecket. Ob nun gleich dieſe Kranck-  
heit durchgehends gemein iſt / ſo iſt ſie  
doch nicht allezeit außſer Gefahr / ich  
habe manchmahl ein und andere Per-  
ſon vor mir gehabt / welche dadurch ſo

abgemattet worden/ daß auch Lebens-  
Gefahr darbey zu besorgen gewesen;  
Wie denn auch noch andere/welche auf  
einer Reise / so vierthalb Monat ge-  
währet / solches nicht loß werden kön-  
nen/sondern die ganze Zeit des Bettes  
hüten müssen.

Solches Erbrechen nun zu verhü-  
ten/ ist nicht undienlich / daß / ehe man  
zu Schiffe geht/den Leib wohl purgi-  
re, absonderlich wenn man etwas un-  
ordentlich gelebet. Und wenn man  
schon auff der See/kan dessen Hefftig-  
keit schon vermindert werden / wenn  
man die ersten Tage auff der Reise sich  
stille hält / und zwischen dem Uberloff  
bleibt/ ohne daß man sich des gewöhnt-  
lichen Essens und Trinckens enthalten  
dörffe/ wenn man es gleich stracks wie-  
der von sich geben muß: Weil es als-  
denn bey vollem Magen einem nicht so  
sauer



auer ankommt / als wenn er leer ist /  
und sich vergebens zwinget / welches  
manchmal eine gefährliche Blutstür-  
zung zuwege bringen kan.

Man soll auch in Anfang / wo es  
möglich / sich von Speisen / so einẽ guten  
Nahrungs Safft geben / und leicht zu  
verdauen sind / nähren / wenig Wein  
trincken / den Brandewein aber ganz  
bey Seite setzen / welcher bey solcher  
Gelegenheit viel Schaden bringet / an  
statt daß er einem zu statten kommet  
solte.

Das 2. Capitel.

Von dem Scorbut oder Land-  
Kranckheit.

**D**er Scorbut, welchen die See-  
Leute die Land-Kranckheit heis-  
sen / ist eine von den hefftigsten Kranck-  
heiten / damit die Reisende können an-  
ge-

gegriffen werden / und dem sie zur See ankömmt/wird selten anders/als auff dem Lande/davon befreyet. Die Ursachen dieser Kranckheit sind gemeiniglich die trucken und heisse Luft auff dem Meer/ die gesalzenen Speisen/ als welche einen schlimmen Nahrungs-Safft geben. Der Unmuth und Verdrießlichkeit/welcher auff langen Reisen nicht aussen bleibet / und der Durst / den man gar oft leiden muß / wenn man am meisten trincken soll / und daß die Schiff-Leute so gar wenig auff Reinigkeit halten.

Die Officirer / und die jenigen Personen / so etwas zu sagen haben/ sind dieser Kranckheit nicht so sehr unterworffen/ als die Gemeinen/ weil jene nicht allein bessere Speisen geniessen / sondern auch Mittel haben/ ihr leinen Zeug öfters zu verändern.

Der Scorbut ist gemeiniglich am Zahn-Fleisch am ersten zu spühren/  
wel

welches schwillt/schwarz und übel-riechend wird / also/ daß man nicht allein sehr tieff hinein schneiden/sondern auch selten viel von diesem wässerichten und verderbten Fleische wegnehmen kan/ auch daher die Zähne wackelnd werden / und manchemahl gar ausfallen müssen. Man kan auch diese Kranckheit an den schwärzlichten Flecken/ welche an Armen/Beinen und Schuldern/ja an ganzem Leibe ausschlagen/ erkennen. Worbey noch dieses zu merken / daß / je mehr sich diese Flecken ausgebreitet / und je näher sie zu dem Herzen gehen / je gefährlicher auch die Kranckheit ist.

Wenn nun dergestalt die Fäulung in dem Zahn-Fleisch und andern Gliedern sich findet/ so haben sie entweder zuvor/oder doch zugleich Ekel vor dem Essen/Müdigkeit in Gliedern/Mattigkeiten/ Ohnmachten/ Schmerzen

im Kopffe / Armen und Beinen/  
 Bauch=Fluß angemeldet / dabey sel-  
 ten ein Fieber/und am Pulse ist nichts  
 anders/ als nur/ daß er ein wenig ge-  
 schwinder gehet/ abzumercken. Denn  
 da das Blut aus oben angeführten  
 Ursachen schleimicht und dicke gewor-  
 den / kan es in dem kleinen Geäßer /  
 welche in dem Zahn=Fleisch / in den  
 äußerlichen Gliedern und in der  
 Haut sind/ nicht circuliren/ und ist  
 also nicht zu verwundern / wenn eine  
 Fäulung hinein kömmt; Daher denn  
 die Geschwulsten oder schwarze Fle-  
 cken entstehen/ welche/ wenn die Fäu-  
 lung immer mehr und mehr grösser  
 und dem Centro (das ist dem Her-  
 zen) näher kömmt/ auch die Circula-  
 tion in den grossen Adern verhindert  
 wird/ so mehren sich auch die Zufälle/  
 und entstehen öftters Ohnmachten/  
 welche denn insgemein die Vorbo-  
 ten

ten eines herannahenden Endes  
seynd.

Diesem Ubel aber / welches das  
Schiff-Volck trefflich tumm machet/  
vorzukommen / mögen die Officirer  
bey Ausrüstung eines Schiffes acht  
haben/das ihnen tüchtige Victualien/  
nicht etwa verschimlicher Zwieback/  
oder verdorben Fleischwerck mitgege-  
ben werde / und nicht dabey denen Lie-  
feranten ihren Willen lassen / oder  
wenn sie es selber einkauffen / etwas  
daran erspahren wollen.

So können sie auch / wenn sie auff  
der See seyn/ Sorge tragen/ das das  
Schiff alle Tage gefehret / und mit  
Salz oder See-Wasser ausgewa-  
schen / alle Wochen 2. bis 3. mahl mit  
scharffen Eßig ausgeräuchert / und da-  
mit die Luft reine und dünne gema-  
chet werde. Ein ieder aber vor sich  
kan/ wenn er es erschwingen kan/ Ei-

tronen-und Weinbeer=Safft/ Roffo-  
 lis, eingemachte und truckene Früchte/  
 und vor allen Dingen getreugte  
 Pflaumen anschaffen/sich/so viel mög-  
 lichen / vor anbrüchigen Speisen/  
 Fleisch und Fischen/und wenn sie nicht  
 frisch oder gewässert / hüten / öftters  
 Reiß / Gerstne Graupen / Hafer=  
 Grüge/ nebenst Pflaumen und deren  
 Brühe/ zu sich nehmen / Wein/mit  
 Wasser gemenget/trincken/so möglich/  
 nicht lange Durst leiden/sich offte weiß  
 anziehen/und den Mund und Leib offte  
 waschen/damit der von vielen Schwi-  
 zen entstandene Schmutz abgebe/  
 welcher sonst die Transpiration hin-  
 dert/und nicht wenig darzu hilfft/das  
 der Scorbut desto eher entstehet.  
 Wenn man aber damit schon befället/  
 und an dem Zahnfleisch schon schwarze  
 Flecken zu sehen sind/ hat man nicht zu  
 säumen/ denn diese Krankheit in kur-  
 zen

gen sehr überhand nimmt / und wird nicht undienlich seyn / wenn man / zumahl da viel Blut verhanden / ein paar kleine Schüsselgen voll Blut springen / und damit die Circulation befördern lässet: Denn einem die Kräfte / so man alsdenn eben nicht nöthig hat / nicht flugs entgehen. Darauf kan man purgiren / darzwischen aber auch ein paar Tage aussetzen. Die Bäder solten hierbey grosse Hülffe thun / wenn man solches offte thun könnte / welches aber auf dem Schiffe nicht wohl möglich / da man mit dem Wasser viel zu sparsam umgeheth / als das man es darzu brauchen solte. Nachdem muß man Citronen-Safft und Wein-Eßig / darinnen Salz geworffen / nehmen / und das Maul fleißig mit ausspülen / und das Zahnfleisch so lange mit reiben / bis das dicke Geblüthe / so sich darinnen verhalten / heraus

gehe. Wenn die Kranckheit sich an  
 den Armen/ Beinen und Schuldern  
 mit schwarz-gelben Flecken äussert/  
 soll man solches offte mit warmen See-  
 wasser und so scharff reiben/bis man ei-  
 nige Schmerzē fühlet. Es ist auch dien-  
 lich / solche mit Blute von dem Fische  
 Marsoin, wenn man dergleichen fän-  
 get/zu waschen; Denn die Erfahrung  
 hat gegeben/das̄ ex seine sonderliche Ei-  
 genschaft habe/dieser Krankheit zu wie-  
 derstehen. Und so weit ist es/ so lange  
 man auf der See ist/zu bringen. Denn  
 solche aus dem Grunde zu curiren/  
 daselbst unmöglich ist / bis man ans  
 Land kömmt; Da denn alle die jenigen/  
 die das Glücke haben / dahin zu kom-  
 men / ihre Gesundheit unfehlbar in  
 kurzer Zeit / und fast ohne einige ge-  
 brauchte Arzney-Mittel / wieder er-  
 langen/ wenn sie nur so viel Krafft und  
 Stärcke haben/ das̄ sie die Dhnmach-  
 ten/



en/ und andere hefftige Zufälle/ welche die Veränderung der Luft verursachet/ ausstehen können. Und da ja/ aller angewendeten Mittel ungeachtet/ die Kranckheit zunähme/ und das Herze durch die bösen Dünsta/ so von den andern angesteckten Gliedern dahin tringen/ angegriffen wäre/ muß man allerhand Herztärckungen brauchen/ mit denen man sich aus solchen Reisen ohne dem wohl zu versehen pfleget. Vor allen Dingen aber muß man/ so bald man einen Anfall vom Scorbut an sich spüret/ sich von allen unvertatlichen Hülsen-Früchten enthalten/ nichts Gesalgenes essen/ und wenn man weder frisches Fleisch noch Fische haben kan/ sich die übrige Reise nur mit Reiß/ Gerstenen Graupen und Hafergrüze behelffen. Da ich denn versichern will/ daß diese Diæt, nebst ein wenig wohlgewässerten guten

ten Wein/ alleine genug seyn kan/dem einreisenden Ubel zu steuren. Und werden sonst alle die Herksstärckungen nichts ausrichten/wenn man nicht von gesalzenen und unverdaulichen Speisen ablässet. Ist in einer warmen Gegend/ oder zu Sommerzeit/ es denen Patienten gang vortráglich/ ans Land gesezet zu werden. Wenn aber im Gegentheil das Schiff vor einem Orth / da es kalt ist/ Ancker sincken lässet/ muß man solche wohl verwahren/ und warm halten lassen/ weil der Schweiß bey dieser Cur viel thut/welche ohne dem bloser Dinge in einer guten Diæt, daß man ihm gesunde und verdauliche Speisen vorsezet/ bestehet.

Es ist auch nüzlich/ wenn es besser mit ihnen wird/ daß man ihnen zur Ader lasse / sie purgiren / in laulichen Bädern baden/ und Clystiere geben lasse/ welche ihnen fast so viel / als alle das übrige/helffen werden. Das

## Das 3. Capitel.

Von der Colica auff der Insul Madagascar.

Je jenigen unter uns / so gerne Wein trancken / und auf der Insul Dauphine keinen funden / soffen hingegen den Brandewein häufig in sich. Da nun die Hitze dieser Gegend / und die öfftere Reisen / die Galle erhiteten / entstand daraus eine so hefftige Colica, welche sie öffters plagete; Da hingegen die / so mäßig lebeten / gar selten / oder doch nicht so sehr / starke Ungelegenheit davon hatten.

Diese Colica war eben so beschaffen / als wie die / so den Nahmen von Poiton hat / dabey man den gerne ein Fieber / einen grossen Durst / Blehungen / und offtmals einen beschwerlichen Harn empfindet. Die Hefftigkeit der Schmerzen verursachen gar öffters

Con-

Convulsionen und Lähmung unterschiedlicher Glieder/als vom Schläge/ welche/da öftters auch die Colica schon auffgehöret hat / noch lange nach währet.

Diese beschwerliche Kranckheit nun zu curiren / war absonderlich die Aderlasse am Fusse gut / und brauchte man mit eben so gutem Nutzen die Schmerzstillende Elystiere / Böhungen / laulichte Kräuter-Bäder / pilulas de laudano, welche denn denen Patienten die beste Linderung thaten. Weil aber sich diese böse Feuchtigkeiten in denen Häutlein der Gedärme gar zu feste gesetzt / so thaten die starcken treibenden Arzneyen nichts mehr / als daß sie übel ärger machten / und man also diese / ja die gelindesten Purgationes ausgesetzt lassen seyn mußte / indem es die Erfahrung lehrete / daß man sie so lange /  
als

Es sich einiger Schmerzen spühren  
 esse/ nicht sicher gebrauchen durffte.

Die Schwarzen/ denen die Hitze  
 nicht so viel thut/ als denen Unfrigen/  
 und über ihren Reisen nicht so sehr er=  
 müden/auch keinen Brantwein mehr  
 rincken/als wir ihnen geben/dieser ih=  
 ren also seltsamer ist/ und darzu so viel  
 eben nicht bekommen/waren mit dieser  
 Colica nicht so geplaget/ als die Fran=  
 zosen / und auch leichter zu curi=  
 ren.

Das 4 Capitel.

Von der Venerischen Kranckheit  
 in der Insul Dauphine.

**D**iese Kranckheit/samt ihren Zufäl=  
 len/war unter den Franzosen so  
 gemein/ als unter den Schwarzen/in=  
 dem die einen sowohl/als die anderen/  
 in gleiche masse solchem liederlichen Le=  
 ben nachgehungen hatten. Die Un=  
 fern

fern liessen sich von den Chirurgis bey der Compagnie durch die gewöhnliche Mittel curiren.

Die Schwarzen achten die Vorboten von dieser Kranckheit / die ich aus gewissen Ursachen nicht nennen will / nicht sonderlich groß / und werden nicht eher daran gedencken / daß sie sich curiren liessen / als wenn sie über und über damit angestecket / und nothwendiger Weise die Cur nicht länger aufzuschieben war.

Der Mercurius, das Seqvinantum und das Gnajacum lignum ist bey ihnen gang nicht bekant / sie brauchen nichts / als daß sie purgiren und schwitzen. Ist aber das Ubel zu sehr eingewurgelt / so nehmen sie ein glühend Eisen / von der Grösse / daß sie sich damit auff die Fuß-Sohlen brennen können / damit ein dicker Grind davon würde / welcher / wenn er abgefallen /

ſie

e vollends 30. bis 40. Tage ausschwä-  
en lassen / halten darbey eine scharffe  
Diæt, und vermeinen dadurch, alle bö-  
se Blatter-treibende Feuchtigkeit zu  
vacuiren. Weil aber dieselnsulaner  
ehr unmäßig / kan ich nicht vor ge-  
genwiff ausgehen / ob sie durch den Ge-  
brauch eines solchen harten Mittels  
aus dem Grunde geheilet werden.

## Das 5. Capitel.

Von denen Kranckheiten in Indis-  
en / und absonderlich denen Sie-  
bern.

**S**ie ansteckenden Fieber sind in  
Indien gar rar / aber die einfachen  
und täglichen sind viel gemeiner. Un-  
ter denen abwechselnden sind die Ter-  
tian- und duppelt-Tertian-Fieber  
am allergemeinsten; sie sind schwerer  
zu curiren / und selten ohne Gefahr.  
Die heydnische Medici, die sie Pandi-  
ten

ten nennen / sind Leute / die nichts studiret / auch keine Wissenschaft noch Verstand in der Anatomie haben / und derer ganze Kunst darinne bestehet / aus einer ziemlichen Anzahl Recepte, so ihnen ihre Eltern im Erbe hinterlassen / welcher sie sich / so oft als ihnen eine Kranckheit unter die Hand kommt / darzu sie sich halbweg schicken / bedienen / ohne daß sie etwas darinne ändern / oder darinne auff das Alter / Unterschied des Geschlechtes / Temperament oder Kräfte des Patienten einige acht haben. Sie sind sehr furchtsam / und lassen offte einen und andern dahin sterben / ehe sie ein Mittel / so ihnen nur ein wenig bedenklich fällt / gebrauchen ; auch / ungeachtet die Kranckheit ohne dem zum Tode / und ohne solcher nicht zu helfen ist. Indessen macht doch die lange Erfahrung / so sie in den Landen erlanget / daß  
es



Es ihnen oft besser / als denen Fremden /  
geglücker; Ja auch diese müssen  
offte ihrer Methode folgen / wenn sie  
sch nicht in Augenscheinliche Gefahr  
leben wollen / daß es mit ihren  
Patienten übel ablauffen möchte.  
Man giebt denen Febricitanten we-  
der Fleisch noch Eyer / noch fette Sup-  
pen / und wer es anders thäte / würde  
des Patienten Leben in Gefahr setzen.  
Man giebt ihnen auch nur schlechtes  
Wasser zu trincken / und zur Nahrung  
nichts weiter / als Congè, welches auf  
folgende Art zubereitet wird: Man  
lässet ein halb Pfund Reiß in 2. bis 3 $\frac{1}{2}$ .  
Kanne Wasser so lange kochen / bis der  
Reiß zergethet / worzu man noch keine  
Stunde brauchet; Solches drucket  
man durch ein Tuch / also / daß die gan-  
ze Substanz vom Reiß heraus gepres-  
set / und es als ein dünner Brey wird.  
Von diesem Congè giebt man den  
Pa

Patienten 5. bis 6. mahl des Tages allemahl einen kleinen Löffel voll/welches allemahl warm gemacht/ und ein Körnigen Salz hinein muß gethan werden/ damit es einen bessern Geschmack bekomme. Weiter drunter will ich auch melden/ bey was vor Gelegenheit sie auch Pfeffer darunter mischen. Dieses Congè löschet bey denen Patienten eben auch den Durst/ giebt ihnen auch Nahrung/ und verursachet nicht so viel Corruption, als unsere Suppen und Krafft-Brühen. Es kommt mir auch vor/ daß diese Diæt mit den Alten besser überein komme/ als wie sie bey uns gebräuchlich/ da die Medici mehr geschehen lassen müssen/ als da sie hierinnen viel verordnen können. Die Wahrheit zu sagen/ so ist es eine wunderliche Sache/ daß die Leute mehr Nahrung zu sich nehmen/ wenn sie kränck seyn/ als sie nicht

nicht thun würden / wenn sie gesund wären / indem sieben oder acht Krafft-Brühen und frische Eyer / so man denen Patienten auch in den heftigsten Kranckheiten giebt / viel mehr / und auch einen viel bessern Safft / als das wenige Brodt und Fleisch-Speisen / so sie zu sich nehmen / wenn sie gesund sind / haben. So hat auch die Congè noch diese Güte an sich / daß sie bey denen Patienten keinen Ekel erwecket / als wie unsere Suppen / welche mit Widerwillen und Zwang genossen / unmöglich gar zu viel Nutzen schaffen können.

Ist es ein stets anhaltend Fieber / so lassen sie dem Patienten nichts als dieses Congè zu essen geben ; Ist es aber ein Fieber / das ein und andern Tag aufsen bleibet / lassen sie zu / daß er ein wenig Brodt und eingemachtes geniessen darff / aber Eyer und Fleisch durchaus nicht /

nicht / es wäre denn / daß das Fieber  
gänglich aussen bliebe / und kein Reci-  
div zu besorgen seyn sollte.

Das Aderlassen an Füßen ist gar  
gemein / und zwar nicht ohne grossen  
Nutzen / und ich habe angemercket / daß  
nicht allein in Indien / sondern auch in  
viel andern Orten / da ich gewesen / ja  
in Frankreich selber / es bey wenig  
Krankheiten nicht davon besser / als  
an den Armen / Vorthail geschaffet.  
Wo es aber nicht thunlich / die Ader  
springen zu lassen / so brauchen die In-  
dianer die Schrepff-Köpffe und Blut-  
Egeln. Es sind auch die Elystire sehr  
im Gebrauch / und weil man sie von  
Senes-Blättern / Cassia und Tama-  
rinden / eben wie die Purgationes,  
zurichtet / so ist des einen Würckung so  
gut / als des andern / da man sonst nichts  
sonderliches / als gemeinen Syrupum  
Chiconim, Rosen / Limonien und den  
Capillaram darzu nimmt. Die

Die Chymischen Arzneyen sind den Panditen eine unbekante Sache/ welche treffliche grosse Augen machen können/ wenn sie sehen/ daß ein Fremder mit einer Arzney/ so ihm so wenig vorkommt/ so grosses Erbrechen oder viele Stuhl- Gänge zuwege bringen kan.

Wenn die Panditen sehen/ daß ein Febricitante einen weissen Urin von sich giebt/ sagen sie/ daß die Kranckheit ihren Ursprung von der Kälte hat/ ohne daß sie auff die Phantasie/ und Verwirrung des Haupts / welches doch durch dergleichen Urin gemeiniglich angezeigt wird/ ihr Absehen richten solten; da mischen sie denn dem Patienten Pfeffer unter das Congè, und legen ihm dessen gar viel auf das Haupt/ um ihnen das Gehirn/ von welchem sie vorgeben/ daß es erkaltet wäre/ zu erwärmen. Verordnen auch die Ader-

U

lasse

lasse nicht eher / als biß sie sehen / da  
 sich der Urin gefärbet; also / daß ich  
 versichern kan / daß von denen / welche  
 zu phantasiren anfangen / und der  
 gleichen Urin haben / selten einige  
 davon kommen. Sie wären denn so  
 glücklich / daß sie einem Europäischen  
 Medico in die Hände geriethen / wel-  
 che denn darinnen besser auf den Zweck  
 kommen / als die Heyden / davon ich  
 denn ein Exempel anführen will: Ich  
 war schon etliche Monate zu Damon  
 gewesen / als ich / ungeachtet der  
 Mißgunst von denen Panditen / in  
 die vornehmsten Häuser der Stadt ge-  
 holet wurde. Ich hatte auch schon die  
 älteste Tochter einer der vornehmsten  
 Frau im Lande gar glücklich curiret /  
 da inzwischen eine von ihren jüngsten  
 Töchtern sich an einem alltäglichen  
 Fieber eingeleyet / dabey selbige  
 phantasirte / ohne daß ich sie besuchen  
 dürf-

dürffen / weil diese Frau von einem  
Panditen / den sie lange gebraucht /  
war abwendig gemacht worden. Als  
es aber immer schlimmer wurde / fassete  
sie den Entschluß / mich hinter des  
Heyden Wissen und Willen holen zu  
lassen. Ich kam dahin / da schon der  
neunte Tag / und das Fieber und die  
Phantasie sehr hefftig / auch der Urin  
gang weiß war ; Ich machte daraus  
gar einen andern Schluß / als der Pan-  
dite / und nachdem ich die Gefahr / da-  
rinnen die Patientin / so nur 7. Jahr  
alt war / schwebete / vor gestellet / liesse ich  
ihr zur Ader. Indem kam der Indi-  
aner darzu / welcher behauptete / daß  
das Fieber von keiner Erkältung her-  
rührete / und daß die Patientin /  
wenn man ihr die Ader springen las-  
sen würde / unfehlbar des Todes seyn  
würde ; Ich aber lachete über die nich-  
tigen Gründe / und es wurde mir ge-  
folget.

folget. Ich ließ alsdenn den Pfeffer aus dem Conge weglassen/ und liesse ihr auch wohl ein halb Pfund klar gestossenen Pfeffer. vom Kopffe nehmen; wiederholte auch das Ader-Lassen zu sechs mahlen / da sich denn das Fieber verlohr / und die Patientin wurde / wider des Heydens Meynung / der einen unfehlbaren Todt propheceyet/wieder vollkommen gesund.

### Das 6. Capitel.

#### Von dem Mordechi.

**D**ie Kranckheit / welche von denen in Orient Mordechi genennet wird/ist eigentlich nichts anders/als ein verderbter Magen / welches in Indien gang nichts ungeweines / wo die stete Hitze und der viele Schweiß den Magen schwächet; Aber deswegen ist es doch Gefahr genug darbey/und

er=



erfähret man gar offte / wie die Leute in wenig Stunden / wenn man ihnen nicht Rath schaffet / des Todes gewesen.

Diese Kranckheit entsethet insgemein daher / wenn man zu viel gegessen und getruncken / und unverdauliche Speisen / absonderlich des Abends / zu sich genommen. Dessen Anzeigungen sind / grosser Durst / Kopff-Wehtagen / Schloff-läßigkeit / Fieber / Phantasiren / Durchlauff und Erbrechen / der Puls schlägt starck und ungleich / der Urin ist entweder weiß oder roth; doch sind diese Signa nicht allezeit zusammen bey einem Patienten anzutreffen. Weil aber diese Kranckheit gefährlich / so darff man / so bald man das geringste mercket / nichts daran verabsäumen.

Das erste und vornehmste Mittel /

U 3

so

so man an denen / von denen man gläubet / oder sich besorget / daß sie damit befället / brauchet / ist / daß man ein Eisen / das so dünne als ein Vogel-Spießgen / glüend machet / und damit unten an die Versen / wo die Haut am dicksten ist / so lange brennet / biß der Patient durch einen Schrey / wie er solches fühle / an Tag giebt / man nimmt es sodann / und thut etliche Schläge auff den gebrandeten Orth / daß keine Blase entstehe / und thut weiter nichts darbey.

Diese Berührung mit dem glüenden Eisen thut nicht sehr weh / und wenn sonst keine Ursache da ist / kan man stracks wieder so gut daran gehen / als zuvor ; nichts destoweniger benimmt dem Mordechi die Krafft / und verhütet alle Zufälle im Augenblick : Wenn ja auch das Fieber noch ein wenig anhalten sollte / kan man solchem  
 nur

ur mit gewöhnlichen Mittel / ohne  
le Gefahr / begegnen.

Bei dergleichen Arth Fieber pfle-  
n die Indianer in das Conge derer  
patienten gar viel Pfeffer zu mengen/  
gen auch dergleichen auf das Haupt/  
nd geschicht gemeiniglich / daß durch  
iese Diæt und durch den Brand solch  
Ubel geheilet wird / ohne daß man sich  
arben des Aderlassens bedienet / wel-  
hes im Anfange unfehlbar den Tod  
erursachen würde. Die Purgation  
wird dabey nicht gerne gebraucht /  
und so es ja etwa der Gelegenheit nach  
geschehen müste / so darff es nicht eher  
seyn / als wenn dem Ubel schon ge-  
steuert / und das Fieber gehoben wor-  
den.

Ich darff nicht zweiffeln / daß ihrer  
viel diese Arth zu brennen vor was  
wunderliches halten / und darüber  
spotten werden / weil es sich zu der

Kranckheit / wider welche es gebraucht wird / gar nicht reimet. Ich habe / als ich in Indien kommen / erstlich eben diese Gedancken gehabt / aber doch die Erfahrung hierunter annehmen müssen / und es so wohl an mir selber / als an andern gar glücklich versucht.

Nachdem ich an etlichen Personen / welche mit dieser Krankheit angegriffen worden / ohne dieses Mittel wenig fruchtbarliches ausrichten können.

### Das 7. Capitel.

#### Vom Bauch-Fluß.

Der Bauch-Fluß ist so wohl in Indien / als auff dem Wege dahin / nach aller seiner Urth sehr gemein / schwer zu curiren und offtmahls tödtlich. Und ob gleich die Indianer damit befället / so sind doch die Europäer noch mehr damit geplaget / und wegen

ih-

ihres vielen Wein- und Brandewein-  
trinkens / so von denen Orientali-  
schen Völkern nicht geschiehet / übel zu  
curiren. Wenn bey diesem Bauch-  
Fluß ein Fieber / welches denn gemei-  
niglich nicht weit ist / geben die Pandi-  
tes ihren Patienten nichts / als Con-  
ge, und dünn gekochten Reiß / ohne  
Salz / mit etwas saurerer dicken  
Milch / von welcher sie vorgeben /  
daß es ein bewährtes Mittel wider  
diese Kranckheit ist / von welchem ich  
doch schlechte Würckung gesehen. Sie  
wiederholen das Ader-Lassen zu unter-  
schiedenen mahlen / brauchen keine  
Purgation, auch keine Schmerz-  
stillende Elystire / so hefftig als die  
Blehnungen und das Schneiden im  
Leibe seyn mag / aus Besorge / daß  
sie übel ärger machen möchten; Brau-  
chen nichts / als lauter anhaltende Mit-  
tel / und wollen den Durchlauff flugs

zupfaffen / ohne daß sie der Uhrsache abzuhelffen bedacht wären. Und da nun endlich die Patienten / wegen der hefftigen Schmerzen / gar in eine beschwerliche Schlofflosigkeit gerathen / so geben sie ihnen unterschiedliche mahl un-præparirten Opium ein / also / daß sie auff eine Dosis wohl 10. Gran nehmen. Ob nun gleich die Indianer an das Opium gewohnet / so erfähret man doch / daß die Pandites durch dieses Mittel ihrer gar wenigen schlechte Hülffe / als wie mit den andern allen / verschaffen.

Da aber diese Arth zu curiren denen Orientalischen Völckern nachtheilig ist / so ist es bey unserer Nation, so sich unterstanden / sich in der Heydnischen Medicorum ihre Cur zu begeben / noch viel schädlicher: Und ich kan versichern / daß ich noch niemals einen Patienten von den Unsrigen ge-

se.

sehen / der an der Dissenteria gelegen / und unter ihre Hände gekommen / der nicht die Erde kauen müssen. Welches diejenige / denen die Wirkungen des Opii bekant / einem gar leichte glauben werden. Deswegen ich mich allezeit / so viel als ich gekunt / geäußert / daß ich diesen Heyden es mit solchen un menschlichen Mitteln gleich thun wollen / sondern habe vielmehr geschehen lassen / daß die / so ich curiret / sie selbst holen / und die Arzney mit ihren eigenen Händen geben ließen / als daß ich es thun sollte; Wie denn Zeit meines Aufenthaltes in Malabar an einem Geistlichen geschah / den ich curirete / welcher / als er an einem Bauch-Fluß und Fieber krank wurde / und sahe / daß die Mittel / so er bisher gebrauchet / nicht anschlagen wollten / mich ersuchte / ihm zu vergönnen / daß er einen Panditen holen ließe / welcher

cher/als er kommen/dem Pater 5. oder 6. mahl Opium, mit Del und Cocos-Zucker oder Sagre vermischet / eingab/dadurch auch die Kranckheit/ie= doch mit dem Tode des Patienten/ ein Ende nahm.

Im übrigen gieng es mir treflich nahe/wie ich sahe/das meine gebrauchten Mittel auch so wenig anschlugen / und liesse mir es sehr angelegen seyn/ hinter die Mittel zu kommen / die einem Patienten würckliche Hülffe thun könnten Ich sahe / das die Portugiesen sonst nichts als Cange, Reiß/ Brod und Wasser / darinnen Stahl geleschet / bey dergleichen Durchlauff / und die anhaltende Arzneyen erst nach einigen gebrauchten gelinden Purganzen zu liessen / auch die geronnene Milch / samt dem Opio der Panditen gänglich verworffen. Es schiene mir auch diese Methode zu  
cu-



curiren etwas sicherer / aber doch noch nicht gar zu länglich zu seyn.

Endlich hatte ich das Glück / von einer Person / so lange Jahr in Indien gewesen / ein Mittel zu lernen / so leichte zu præpariren / und auch zu nehmen ist / mit welchem / und der gehörigen Diæt, ich eine grosse Anzahl Patienten in Indien / auff der Reise / und nach meiner Rückkunfft / auch in Frankreich / curiret habe.

Es ist gewiß / daß der Durchlauff von unterschiedlichen Ursachen entstehen kan / also ist auch ein Unterscheid sowohl mit den Mitteln / als der Diæt zu halten. Über dieses ist so gar schwer nicht / und wenn es mit einem Patienten nicht gar zu sehr auff die Neige kommen / so mag diese Kranckheit beschaffen seyn wie sie wolle / so soll ihr durch solche Mittel abgeholfen werden können.

## Das 8. Capitel.

Von denen von den Portugiesen  
so genannten Esfalfador.

**I**n Indien kommen einem gar  
offte solche Patienten unter die  
Hand/ so die Portugiesen Esfalfador  
nennen. Dieses sind die Leute/ wel-  
che bey dem Frauenzimmer die Kräfte  
allzusehr aufgewendet: Welches in  
einem solchen Climate, da durch das  
stetige Schwitzen die Geister ohnedem  
sehr zerstreuet werden/ leicht geschehen  
kan. Die Indianer/ so darinnen sich  
mehr zu mäßigen wissen/ als die Por-  
tugiesen/ haben von dieser Kranckheit  
auch seltener Ungelegenheit.

Woher sie rühre/ habe ich schon ge-  
meldet. Deren Anzeugungen sind  
grosse Truckenheit / Hitze / Durst /  
Schlafflosigkeit/ Eckel/ ein stets-wäh-  
rendes Fieber / der Puls ist ungleich/  
bald

bald starck und geschwinde / bald so schwach / daß man ihn kaum spüren kan / der Urin sehr roth / aber allezeit helle.

Weil die Kranckheit gang gemein / und man / da man widrige Mittel brauchen wolte / gar leicht einen Fehler / so nicht leichte wieder gut zu machen / begehen könnte ; So kan ein kluger Medicus nicht besser thun / als wenn er seinen Patienten ins geheim wohl ausfraget / wie er gelebet / absonderlich bey einem jungen Menschen / welcher in Besseyn seiner Eltern mit der Sprache nicht gerne heraus will / und kan das Fieber einen Medicum leichte betriegen. Ja ich habe ihrer unterschiedliche drauff gehen gesehen / welchen man dergestalt nur einmahl zur Uder gelassen.

Die ganze Cur bestehet darinne / daß man dem Patienten wieder Kräfte

te

te verschaffet / und ihm gesunde und verdauliche Speisen / als gute Krafft-Brühen / frische Eyer / Brodmüser in Fleisch-Brühe ; zum Getrâncke aber einen guten Wein / der mehr oder weniger temperiret / nachdem sie es gewohnet sind : und ja kein schlecht oder Gersten-Wasser geben lassen / ohne einige Beysorge / daß das Fieber dadurch gestärcket werden möchte / welches vielmehr dadurch vertrieben wird.

### Das 9. Capitel.

#### Von denen Kindes-Blattern.

**M**An weiß in Indien von keiner andern Pest / als denen Kinder-Blattern / sie sind daselbst so anfällig / als in Europa ; Und ob sie gleich daselbst nicht so gefährlich seyn sollen / weil die Wärme die Schweiß-Löcher besser öffnet / und also das Gift leichter

ter ausgetrieben werden kan / so räumen sie doch sehr daselbst auff / weil die Panditen der Natur durch Reinen niemahls zu Hülffe kommen / daß sie bey so vielen Feuchtigkeiten endlich unten liegen muß.

Die Heyden künften sich sehr daran ärgern / daß wir das Ader-lassen und Clystiren / noch ehe die Blattern hervor kamen / verordneten ; Und ob sie gleich sahen / daß es wohl anschlug / doch nicht darzu gebracht werden / daß sie es uns nachgethan hätten. Die Malabaren gehen mit denen / so damit behaftet / am allerunbarmherzigsten umb : Denn dieses ist nicht genug / daß sie ihnen keine Hülffe thun / sondern sie legen solche / damit sie von ihnen nicht angestecket werden / heraus / ideit von ihren Häusern / und tragen keine andere Sorge vor sie / als daß sie ihnen alle Tage Change bring-

bringen / so sie ihnen hinsetzen / und nicht einmahl eingeben / denn sie solche nicht / als biß sie wieder zu rechte / anrühren; und daher geschieht / daß / wie leicht zu erachten / die meisten daran sterben.

### Das 10. Capitel.

#### Von denen Schlangen-Bissen.

**U**nter denen Schlangen sind etliche so schädlich / daß die / so von ihren Giffte angestecket / auff der Stelle sterben / ohne daß eine Möglichkeit / ihnen zu helfen. Dergleichen Artz sind die grünen / von welchen ich in der Beschreibung von Malabar Meldung gethan. Da aber der andere Giffte etwas langsamer / so lässet es doch Zeit / darwider etwas zu gebrauchen. In Indien brauchet man einen Stein / so in dem Kopff einer gewissen Schlangen soll gefunden  
wer=

werden / und daher von denen Portugiesen Pedra de Cobra genennet wird. Man legt solchen auff den Biß / da er anklebet / ohne daß man ihn darauff halten darff; und wenn solcher so viel Giffte in sich gesogen / als er fassen kan / fällt er von sich selbst ab. Alsdenn leget man ihn in Milch / da er denn den Giffte / so er in sich gesogen / wieder von sich läffet / und leget ihn so lange wieder auff / biß er von sich selbst nicht mehr hauffen will / welches denn eine Anzeigung / daß keine Gefahr mehr zu besorgen. So man diesen Stein in Milch legt / läffet er den Giffte von sich / und sie siehet alsdenn voller Unflath und vielfärbig aus. Diese Würckung des Steines habe ich off. e selbst gesehen / und findet man selten gute / aber viel nachgemachte / welche dergleichen Krafft nicht haben; Dahero / wenn man keinen

nen guten Stein hat / und von einer  
 Schlangen gebissen worden / darff  
 man nur das angebissene Glied ha-  
 cken / und mit einem Schreyff-Kopff  
 ausziehen und darnach solche Sachen  
 aufflegen / welche den Gift stets an  
 sich zehen / solche Wunde auch offen  
 halten und in alles / was man kisset /  
 Citronen-Safft mischen / einen gu-  
 ten Wein trincken / und wenn man  
 es haben kan / von dem Pulvere vi-  
 perorum offte einnehmen / dieses  
 halte ich vor die besten Herz-Stär-  
 ckungen / so man bey dergleichen Ge-  
 legenheit brauchen kan / weil das Gift  
 von diesem Thiere überaus subtil ist /  
 tringet es öffters zum Herzen / ehe  
 man etwas davor brauchen kan / und  
 daher sterben viel Leute elendiglich da-  
 hin. Es sind Leute / die wohl wissen /  
 was vor Gefahr dabey sey / daher sie  
 denn das angebissene Glied / wie ein  
 ge-



gewisser bey meinem Auffenthalt in  
Tilcery that / abschneiden.

Dieser hatte ein wenig zu viel Ta-  
ry getruncken / und fandte eine kleine  
Schlange / Cobra de Capel genant /  
nahm sie bey dem Schwange / und  
spielte lange damit / endlich biß sie ihn  
in Zeiger-Finger. Der Naher,  
ohngeachtet / daß er voll war / nahm  
die Lebens-Gefahr zu Herzen / mach-  
te die Schlange todt / und schnitte  
sich den Finger auff der Stelle  
ab.

### Das II. Capitel.

Von der Kranckheit / so die Por-  
tugiesen Bicho nennen.

Das Wort Bicho heisset auff  
Portugiesische Sprache ein Erd-  
Wurm / oder so ein klein Thier. Man  
brauchet solches auch / wenn man  
die jenigen Stäupgen / so in Brasili-  
en

en im Schwange gehen / nennen  
will.

Die erste Art ist ein sehr langer  
dünner Wurm / welcher / wenn man  
nichts davor brauchet / in denen  
Schenkeln wächst / und grosse  
Schmerzen / auch faule Geschwüre /  
ja manchemahl gar den Krebs verursa-  
chet. Man ritzt die Haut ein wenig  
auff / fasset den Wurm / und ziehet  
ihn / indem man ihn umb eine Nadel  
oder Säbelgen herum windet / sach-  
te / und mit Vorsichtigkeit / daß er  
nich zureisse / heraus / weil er alsdenn  
nicht / man mache denn eine grosse  
Oeffnung / heraus genommen wer-  
den kan. Wenn er nun heraus / wi-  
schet man die Wunde ab / und heilet  
sie gewöhnlicher maßen wieder zu.  
Der Bicho von der andern Art ist  
ein Würmgen / welches so klein / daß  
es die hellsten Augen nicht erkennen  
kön.

können. Solches findet sich in grosser Menge in alten Gebäuden / an Orten / wo gebauet wird / und überalt / wo Roth und Staub ist. Diese hängen sich an die Füsse / kriechen unvermercket in die Schweiß-Löcher hinein / und setzen sich zwischen Fell und Fleisch / auch oftmahls zwischen die Nagel. Die Schwarzen und Brasilianer, so barfuß gehen / bekommen sie leicht / und sind die Europäer / ob sie gleich Schuh und Strümpffe haben / dennoch davon nicht befreyet. Dieses kleine Ungeziefer machet im Anfang keine Schmerzen; and wenn man nicht alle Tage mit allem Fleiß seine Schenckel besiehet, wird man sie in langer Zeit nicht gewahr werden. In der Haut wachsen sie nun / und werden in 14. Tagen so groß / als eine Erbse / da man sie denn an ihrer schwarzen Farbe erkennen kan. So bald

bald als man sie gewahr wird/ muß man sie heraus nehmen/ weil / ie grösser sie sind / ie schwerer sind sie heraus zu nehmen. Und wenn sie lange drinne sind/so greiffen sie endlich das Glied/ darinne sie sitzen/ an / und verursachen solche böse Geschwüre.

Es werden einen offte gnug Schwarzen vorkommen / denen das Fleisch alle von Beinen weg / und die Beine bloß zu sehen sind. Man kan sich vor dem kleinen Ungeziefer nicht hüten / es pflaget solche iederman auffzulesen. Aber die sich wohl in acht nehmen / dürffen nicht so viel ausstehen / wenn sie solche nur bald heraus graben. Wenn solche schon ein faul Geschwüre zu wege gebracht/ so curiret man sie / wie man sonst pflaget; Nachdem man alle solche Würmer heraus genommen / oder sie mit pulverisirten Toback getödtet hat.

Die

Die Portugiesen / so sich in Brasili-  
en gesezet / heissen auch die Entzündung  
des Gefässes Bicho, welche in  
diesem Lande gar gemein und gefähr-  
lich ist. Es ist allezeit Kopff-Schmer-  
zen / Blebungen / grosse Hitze an dem  
frantcken Gliedmasse / und manchemahl  
auch ein Fieber dabey ; Wenn man  
solches nicht wohl in acht nimmt / wer-  
den in wenig Tagen giftige Geschwä-  
re daraus / daher denn der Nahme  
Bicho entsprossen.

Welche dieses Gliedmaß offte wa-  
schen / empfinden diese Ungelegen-  
heit seltener / als die / so solches nicht  
thun. So bald als man meinet / daß  
man damit befället / muß man alle  
Tage dieses Glied nur mit einer De-  
coction von Limonien / darinnen  
ein wenig Saltz ist / bähen. Man  
steckt auch mit gutem Nutzen in den  
Mast-Darm kleine Stückgen von ei-

X

ner

ner Limonie, welche im Anfange das Ubel in weniger Zeit stillet. Man pflegt auch/ wenn sich schon eine merckliche Fäulung spüren lässet / Schießpulver in Rosen-Wasser zu thun / welche Salbe man in reine Tüchlein weicher / und auff das Gefässe leget / nachdem man solches über eine Decoction von Limonien wohl gehähet.

Ferner / wenn ein Fieber dabey / hat man sich vor das Aderlassen sehr zu hüten / denn man aus der Erfahrung hat / daß dieses Mittel sehr nachtheilig ist. Man kan aber offte Schmerg = stillende oder reinigende Clystire / nachdem die Fäulung viel oder weniger ist darbey / und zulezt eine gelinde Purgation brauchen.

Das

## Das 12. Capitel.

Von der Essenz de Persia &  
Cephalion.

Zeit meines daseyns zu Bander A-  
bassy, habe ich einen frembden  
Mann kennen lernen/welcher ein sehr  
gelehrter Mensch / und der Medicin  
in Orientalischen Ländern fleißig von  
vielen Jahren obgelegen war. Es füg-  
te sich / daß ich ihm ein- und andern  
Gefallen erweisen kunte / deswegen er  
mir zur Danckbarkeit die Präpara-  
tion zweyer Arzneyen / mit welchen  
er sich in so gutes Ansehen gebracht/  
lehrete.

Die erste ist die Essenz de Persia,  
welcher ich den Nahmen deswegen ge-  
be / weil ich dieses Secret in solchem Kö-  
reich bekommen. Es ist ein trefflich Prä-  
servativ wider die böse Seuche und  
den Schlag / wenn man deren wöchent-

lich zwey mahl/ absonderlich des Winters/ früh nüchtern einen Löffel entweder allein/ oder unter 2. Löffel Betonien-Wasser/ einnimmt. Wenn man denen/ so mit der bösen Seuche behaftet/ einen oder 2. Löffel/ zu der Zeit/ da sie den Zufall haben/ eingiebt/ so wird es gleich nachlassen. Öfters thut es gleiche Würckung bey solchen Personen/ welche der Schlag würcklich gerühret/ und kan man ihn eben so viel/ und wenn es die Noth erfordert/ des Tages öfters/ ohne einige Gefahr eingeb. n.

Sie dienet in allerley Mutter-Beschwerungen/ wenn man die Patienten zur Zeit der Noth einen Löffel/ entweder alleine/ oder in zwey Löffel Pomeranzen-Wasser einnehmen lässet / nachdem selbige hefftig ist oder nicht.

Sie befördert die Monats-Zeit/ wenn



wenn man zu gewisser Zeit einige Löffel nüchtern eingiebt.

Sie befördert die Geburth / wenn man zwey oder drey Löffel in den größten Wehen einnehmen lässet.

Wenn man bey Anfange des kalten Fiebers zween Löffel entweder allein oder in zwey Löffel guten Wein eingiebet / und solches in zwey Symptomatibus nacheinander thut / so wird es nicht selten die abwechselnden Fieber curiren. Außerlich ist es gut zu denen Zerquetschungen / frischen Wundt oder faulen Geschwüren / und wenn man es auf den Brand leget / verhindert es / daß keine Blasen auff-fahren.

Die andere Arzney / so ich von diesem Fremden gelernet / war die Essentia cephalica, oder Haupt-Essenz, hat viel bessere Würckung / als das erste / wieder den Schlag / und ist nur in

der Zeit der Noth / und nicht als zum  
Præservativ einzunehmen. Man  
braucht einen kleinen halben Löffel auff  
einmahl / und kan / wenn es vonnö-  
then / es etliche mahl wiederholen.

Man kan in gleicher Quantitæt  
die / so mit der bösen Seuche befället /  
und dem Weibs-Volcke bey der Mut-  
Beschwerung eingeben / welches letzte-  
re diese Essenz; wie auch die Colica,  
geschwinde stillet.

Sie lindert die Zahn-Schmerzen/  
wenn man es auff den schmerzhaften  
Ort mit ein wenig Baum-Wolle le-  
get.

Sie stillt auch die Schmerzen  
vom Zipperlein / wenn man nur das  
angegriffene Gliedmaß damit strei-  
chet: Auff eben diese Art gebrauchet/  
resolviret es die Geschwülste / so von  
Erfältung herkommen. Es vertrei-  
bet auch alles Jucken in der Haut /  
wenn

wenn man es zwey oder drey mahl des Tages damit bestreichet.

Dabey zu mercken/ daß / ohngeachtet ich von dieser zwey Arzneyen guten Tugenden viel sagen können / dennoch man / wenn die Kranckheit innerlich / diejenigen Arzneyen / so man sonst zu brauchen pffet/eben nicht bey Seite setzen dürffe.

Wer sich dieser Essenzen bedienen will/ wird solche recht zugerichtet bey dem Königlichen Apothecar, Mons. Ruviere, bey S. Poche, habbafft haben können.

R. V. D. R.



83-120

E700  
D358n

